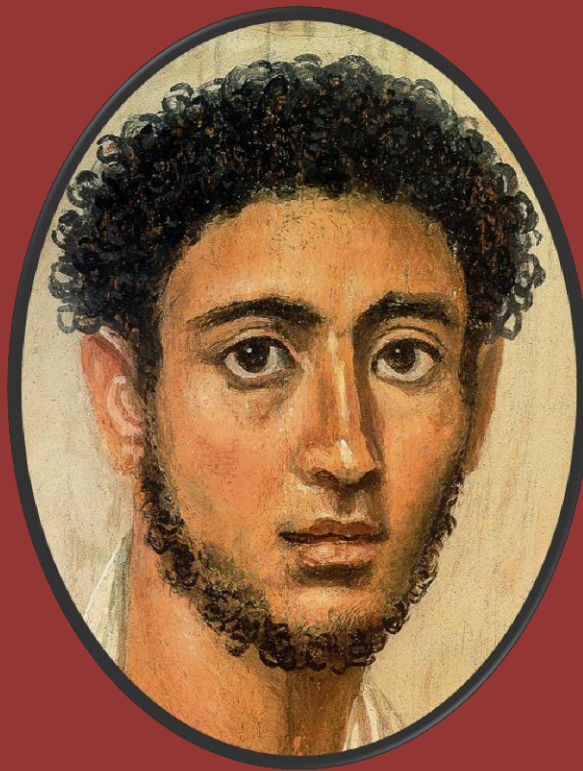


ALBERTO ALBERTINI

Zwei Jahre



www.AUTONOMIE-UND-CHAOS.berlin

MMXVI

Dieser roman erschien im jahr 1934 in italien unter dem titel DUE ANNI. Die bisher einzige deutsche übersetzung (von dora mitzky) erschien 1936 im HERBERT REICHNER VERLAG WIEN/LEIPZIG/ZÜRICH. – Für diese erste wiederveröffentlichung wurden abbildungen , anhang und ein nachwort des herausgebers mondrian graf v. lüttichau hinzugefügt.

Titelbild: Fayyum-Mumienporträt (Frühes 3. Jahrhundert)
(https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Mummy_portrait_of_young_man_300AC_Staatliche_Antikensammlungen_Inv_15013.jpg)

Neuausgabe 2016
© Verlag Autonomie und Chaos Berlin

ISBN 978-3-945980-07-1

Diese online-Veröffentlichung kann
zum privaten Bedarf heruntergeladen werden.

Es stieß dem Mykerinos zu, daß ein Orakel aus der Stadt Buto ihm ankündigte, er habe nur noch sechs Jahre zu leben, im siebenten aber werde er unweigerlich sterben. Außer sich sandte er an die Gottheit Botschaft und beschwerte sich, sein Vater und Vatersbruder hätten doch lange gelebt, obgleich sie die Untertanen bedrückt und die Götter durch Schließung ihrer Tempel beleidigt hätten; ihm jedoch, der fromm und ehrfürchtig sei, werde nur so kurzes Dasein zuteil. Das Orakel erwiderte, eben darum sei er zu vorzeitigem Tode verurteilt. Es sei göttlicher Wille, daß Ägypten hundertundfünfzig Jahre hindurch von widrigen Geschicken heimgesucht werde. Die Könige vor ihm hätten das gewußt und danach gehandelt; er dagegen, unkundig, habe den Ratschluß des Himmels mißachtet.

Da Mykerinos sah, der Spruch sei unwiderruflich, ließ er zahlreiche Lampen anfertigen; und wenn es dunkel wurde, befahl er, sie sämtlich anzuzünden, und verbrachte die Zeit mit Trinken und Wohleben, Tag und Nacht ohn Unterlaß, und zog herum in Wäldern und Gründen und an allen Stätten der Lustbarkeit, entschlossen, die Nächte zu Tagen zu machen, um die Zahl der ihm verbliebenen Jahre zu verdoppeln und so das Orakel Lügen zu strafen.

HERODOT, II, 133

Eines Tages besuchte Muzius einen todkranken Mönch, und da er sah, in der Stunde des Ablebens empfand der Mönch große Furcht und Pein, sprach er zu ihm: Was bist du nicht bereit zu gehen? Mich deucht, das Gewissen zeihet dich schlimmer Trägheit und Nachlässigkeit, und das ist die Ursache deiner Angst und Sorge. Da gestand jener Mönch, ja, so sei es, und flehte ihn an, er solle Gott für ihn bitten, daß er ihm eine kleine Frist gewähre, sein Leben zu bessern. Darauf Muzius: Jetzt forderst du Zeit zur Buße, da du die Bahn deines Lebens vollendet hast? Womit hast du deine Tage hingebacht? Was hast du bis nun getan? Warum hast du dich nicht beflissen, deine Sünden zu mindern, ja mehrtest sie immer noch? Und da jener Mönch nicht abließ mit Bitten, daß er ihm helfe und Gott für ihn anrufe, und seinen Verweis gar demütiglich aufnahm, sagte Muzius endlich: Wenn du mir gelobst, nicht mehr unrecht zu tun, so will ich Gott für dich bitten, und er in seiner Güte und Langmut wird dir gewiß ein wenig Zeit schenken, deine Schuld abzutragen. Und nachdem er das Gebet für ihn gesprochen, erhob er sich und sagte: Wohlan, drei Jahre gewährt er dir noch in diesem Leben, daß du dich recht von Herzen zur Buße bekehrst. Und damit faßte er seine Hand und zog ihn vom Bette. Der Mönch aber, die Wohltat erkennend, ging in die Wüste, und nach drei Jahren brachte ihn Muzius an den Ort zurück, daraus er ihn geleitet, so verwandelt, daß er nicht Mensch, sondern Engel erschien und jedermann über die wunderbare Bekehrung staunte. Und da sich viele Mönche an jenem Ort um ihn versammelten, stellte er jenen Mönch in die Mitte des Kreises, und von seiner Wandlung Ausgang nehmend, sprach er die ganze Nacht von den Früchten der Buße und der Bekehrung; und indes Muzius noch so predigte, neigte der Mönch, der in der Mitte stand, den Kopf, als wolle er schlafen, und verschied.

DOMENICO CAVALCA, Vite, I. Teil, Kap. 49

Muzius lebte der Überlieferung nach in Ägypten und wirkte in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts nach Christus. Der Verfasser des vorliegenden Werks hat Zeit und Ort der Handlung geändert und sie in die letzten Jahre des Jahrhunderts nach Rom verlegt; auch hat er sich der Überlieferung gegenüber andere, wichtigere Freiheiten herausgenommen, derentwegen er dem Leser keine andere Rechenschaft schuldig zu sein glaubt als die, instinktiv so gefühlt und geschaffen zu haben.



PRATO (TOSKANA), PONTE MERCATALE

(http://www.settemuse.it/viaggi_italia_toscana/prato_citta.htm)

DIE GNADE

Maximus besaß nicht die Kraft, die Augenlider zu heben. Hätte er sie gleich gehabt, er wäre dennoch liegen geblieben, reglos, wie schlafend, damit die Seinen ihn nicht mit Fragen und Aufmerksamkeiten bestürmten. Wie man mit der vorgehaltenen Hand ein schwaches Flämmchen vorm Wind hütet, so hütete er im Schutz jener vorgetäuschten Lethargie das bißchen Lebensatem, das ihm noch verblieb. Gelang es ihm, bis zu Muzius' Ankunft sich am Leben zu erhalten, dann konnte er vielleicht gerettet werden. Denn Muzius war ein Heiliger; Muzius war der Mann der Wunder. Muzius vermochte alles und Muzius hatte ihn lieb.

Am liebsten hätte der Kranke sich über die Wartezeit hinweggeholfen, indem er alles Denken in der Bewußtlosigkeit des Schlafes untergehen ließ, die ihn von Zeit zu Zeit überkam. Allmählich flossen die Bilder, die in der Leere seines Hirns keinen Haltepunkt fanden, wie in einem dunklen Schacht zusammen. Plötzlich aber, mit jähem Ruck, schnellte der schwarze, furchtbare Gedanke wieder hoch: ein Schlag aufs Herz, ein Stich; und das aufgeschreckte Bewußtsein bezog rasch wieder seinen Wachtposten vor dem Tor des Lebens, damit der mörderische Tod sich nicht heinlich im Gefolge des Schlafes einschleiche. *Schon übergibt der Schlaf mich seinem Bruder, dem Tode.* Maximus, der als Knabe viel gelesen und sich allzusehr mit schönen Redewendungen vollgesogen hatte, entsann sich nicht mehr des Weisen, der diesen Vers gesprochen hatte, da er sich zum letzten Schlafe rüstete.¹ Doch die Worte kamen ihm nicht aus dem Sinn. Nein, er wollte sich nicht hinterrücks überfallen lassen; er wollte nicht sterben.

Wie alle Sterbenden, die Jugendlichen zumal, konnte er es nicht fassen, daß die übrigen Menschen ihr gewohntes Leben weiterführten, während er allein ins finstere Grab hinab sollte; daß sein Elternhaus, sein Zimmer, das schmale Lager, das noch den Abdruck seines Körpers trug, daß all das blieb, wie es war, und die Welt fortfuhr, ihren wechselnden Lauf zu erneuern – Frühling, Lichter, Sonnenuntergänge, Sternengefunkel, Mondnächte, Lieder, Feste, fröhliche Jugend, tanzende, lachende,

¹ Diogenes [Fußnoten stammen vom Herausgeber dieser Neuausgabe.]

singende Menschen – und daß er mit zweiundzwanzig Jahren auslöschen und sein Leib verwesen sollte!

Diese allen Sterbenden gemeinsame Qual, aus Unglauben und Empörung gemischt, verschärfte sich in Maximus noch durch eine besondere Anlage seines Geistes. Er verstand sehr wohl, daß die Welt sich nicht in ihm verkörpere, doch Verstand und Gefühl sind zweierlei Dinge. Seinem Gefühl nach trug er die Wirklichkeit ganz und gar in sich und diese Wirklichkeit war seinem Selbst untergeordnet: tätig, solange er wachte, schlummernd, wenn er schlief. Die Gegenwart war sein Tag, die Zukunft seine Zukunft. Die ferne Welt verlor sich in Nebel; alles Unbekannte war leer. Weilte er in einem Zimmer, so war dies Zimmer Mittelpunkt des Alls; verließ er es, so wurde der Raum mit allem, was darin war, Menschen und Dingen, unwirklich, schattenhaft, bloße Sage. Wenn er sich Abwesende vor Augen zu rufen suchte, wenn es ihm zum Beispiel gelang, sich die Seinen vorzustellen, bildete er sich ein, sie redeten über ihn und seine Wunderlichkeiten. Valeria, seine Schwester, erhitzte sich leicht im Gespräch; Sabina, ihre Freundin, antwortete mit ihrer ruhigen Stimme, zu der die unruhigen Augen in seltsamem Gegensatz standen; Tante Septimia gab Valeria recht; der Vater erklärte, alles sei unnützes Gerede; die Mutter äußerte vernünftige und zurückhaltende Meinungen, doch beim geringsten Widerspruch erregte sie sich, antwortete erbittert und scharf. Auf kurze Zeit sah Maximus die Gestalten deutlich und klar; sogleich aber verschleierte sich das Bild wieder und die Personen wurden bloße Namen. Die Wirklichkeit, das war *seine* Person, *sein* Leben, *sein* Denken und Träumen in jedem Augenblick. Ohne ihn war die Schöpfung ein leerer Begriff, und gerade ihm sollte es widerfahren, mit zweiundzwanzig Jahren zu sterben?

Er litt nicht; es lag sogar etwas erlösendes in der bevorrechteten Stellung, die ihm die Krankheit verlieh. Hingestreckt auf der Lagerstatt, zu müde, um auch nur die Hand zu heben, hatte er wenigstens keine Entschlüsse zu fassen, keine Pflichten, keine Verantwortungen zu übernehmen. Allein mit sich selbst, genoß er mit geschlossenen Augen schrankenlose, innigste Sammlung; und auch ohne sich zu berühren oder zu betrachten, fühlte er das Eingefallensein der blassen Wangen und die Grube unterhalb der Rippen. Es war ihm gleichsam, als ob er verdorre und vergehe; er empfand dasselbe wie früher nach einer Zeit strengen Fastens: im Grunde kein unangenehmes Gefühl – eher ein sanft berauschendes – das ihm mit einem leichten Schwindel ins Hirn stieg.

In den ersten Tagen der Krankheit war sein Leben wie ein träger Bach dahingeflossen, zögernd, stockend, doch im ganzen ruhig, hätte ihn nicht die übermäßige Besorgtheit der Seinen bisweilen gestört. Mit einemal aber hatten sie begonnen, ihn mit wortloser Behutsamkeit zu behandeln; das hatte ihn erst argwöhnlich gemacht, dann erschreckt. Es kamen weniger Besuche; die Mutter hatte

den angespannten Ausdruck der schlimmen Tage. Also mußte sein Zustand ernst sein. Würde er geradeaus darnach fragen, so gab es gewiß nur Aufregung; besser darum einen Umweg einschlagen. "Mutter," hatte er eines Morgens gesagt, "vielleicht ist der Augenblick gekommen, einen Priester zu rufen. Ich möchte mit Gott versöhnt sterben."

Silvia und der Vater hatten einen Blick gewechselt, ohne zu merken, daß Maximus sie beobachtete. "Sprich nicht vom Sterben", brachte Silvia endlich hervor. "Doch wenn es dir wohltut ..."

Dies Zögern, diese Worte, dieser Ton! Maximus hatte die Augen geschlossen. *Es ist aus mit dir, Miserere.* Er selbst hatte sich schon vor Jahren, in einem Anfall von Schwärmerei, den Namen Miserere beigelegt; nun ging von diesen Silben eine schwarze Hoffnungslosigkeit aus. Sein Lager, sein armer, hagerer Leib, alles versank wie in einem Abgrund.

"Ich will nach Bruno schicken", schloß die Mutter.

"Nein, nicht Bruno. Muzius."

"Mein liebes Kind," wandte der Vater ein, "Bruno oder Muzius, kommt das nicht auf eins hinaus? Muzius ist immer unterwegs und wenn man ihn lange suchen muß, verliert man nur Zeit."

"Muzius, Muzius!"

"Schön, wir wollen's versuchen", gab Konstantin nach und bemühte sich dabei, dem Sohn zuliebe seiner Stimme einen anderen Klang zu geben als den gewöhnlichen müden des ruheliebenden Weisen, dem eine zu überflüssigen Verwicklungen neigende Familie die Behaglichkeit stört.

Man verliert nur Zeit. Also drohte Gefahr. Maximus fühlte einen Sturm aufsteigen in seiner Seele, doch er erstickte ihn in Schweigen. Hätten Anstandsgefühl und Vernunft zu Wort kommen können, sie würden ihn belehrt haben, wie unziemlich solche Furcht vor dem Jenseits und solches Hängen am Irdischen sei, zumal für ihn, dessen Familie erst vor dreißig Jahren vom Heidentum zum Christentum bekehrt worden war und der noch dazu seine Jugend dem religiösen Leben gewidmet hatte. Doch in seiner Gemütsverfassung vermochte nur noch der nackte Lebenstrieb zu sprechen. Der Glaube? Die Wonnen des ewigen Lebens? Die Frömmigkeit in seiner Seele glich einer Blüte, war nicht mit seinem Wesen verwurzelt. Sie entwuchs einem fremden Boden, durchdrang das Herz und verlor sich in der Phantasie. So war es immer bei ihm.

Maximus war ein zartes Kind gewesen, aus dem ein heißblütiger Jüngling wurde, den seine Verschlossenheit auch unter den liebsten Menschen abseits stehen ließ, der sich bald verzehrte, bald berauschte, jetzt in Anwandlungen tiefster Gedrücktheit, dann in solche der Begeisterung verfiel und sich durch die Natur, durch die Lieder der Landmädchen, ja durch sein eigenes Herz bis zu Tränen rühren ließ. Gegen Abend

überkam ihn, wie so viele überempfindliche Knaben, des öfters eine plötzliche Traurigkeit, die sich bis zu einem leichten Verfolgungswahn steigerte. Er setzte sich dann auf sein Bett, die Fäuste gegen die Schläfen gepreßt, und begann sich selbst in eine gewisse Verzweiflung hineinzureden. Ja – er war allein, allein unter gleichgültigen Menschen, verlassen und unverstanden. Er hätte weinen mögen. Wer vertraute ihm? Wer begriff ihn? Jeder dachte nur an sich oder an die kleine Valeria und ihn ließ man links liegen. Vielleicht hofen die anderen, er merke das nicht, doch dem war nicht so. Er schwieg nur, aber in seinem Innern speicherte er alles auf und zuletzt machte sich die Bitterkeit in Tränen Luft. Schade, daß in solchen Augenblicken niemand kam und ihm Trost bot, den er mit trübem Stolz von sich gewiesen hätte. Doch die Tränen erleichterten ihn, sie hinterließen in ihm das Gefühl, als sei er eine besonders tief angelegte Natur; unglücklich, aber eigenartig. Am nächsten Morgen erwachte er dann versöhnt, ja mit einer stillen Glücksempfindung ...

Zwischen dem dreizehnten und sechzehnten Lebensjahr entwickelte sich seine Lesewut, vor allem für Gedichte. Daß er nicht alles verstand, schadete nicht; der bloße Klang genügte, um ihn in eine erregte Stimmung zu versetzen, in der seine Gefühlsseligkeit sich wiegte. Später wuchs die Erkenntnis; Klang, Bild, Schau verschmolzen in eine einzige überwältigende Empfindung, die ihn ganz erfüllte. Plötzlich glaubte er auch in sich selbst schlummernde Fähigkeiten zu entdecken, die der Zauber der Kunst nun zum Leben erweckte. Des Abends wiederholte er sich die geliebtesten Zeilen seiner Dichter, flüsterte unversehens neue Worte vor sich hin, eigene, in ihm selbst aufgezuckte Bruchstücke, tastende Verse, mehr Klang als Sinn, doch für ihn heiß von der Glut, die er ihnen einzuhauchen wähnte.

... Schüchtern, schwermütig und hold ...

... Ihr tränenumschleiertes Antlitz ...

... Und so hingegeben bis zum Tode ...

Er fragte sich, ob er nicht selbst zum Dichter geboren sei; er wanderte, Eingebungen zu finden, durch die Wälder um Nemi und die schöne Hügellandschaft von Prato, wohin sich der Vater mit der ganzen Familie zurückgezogen hatte. Doch er sah nichts von allem um sich her, das Auge nach innen gerichtet, das Ohr lauschend auf das geheimnisvolle Fluten in seinem Innern: ein lautloses Dröhnen, Rauschen des Blutes, rhythmischer Urlaut, Ausdrucksverlangen.

Zuletzt entwarf er den Plan zu einer eigenen Dichtung, einem christlichen Epos. Wochenlang suchte er nach großartigen Entwürfen, als er sie dann aber ausführen wollte, sah er seine dichterischen Kräfte, kaum entfaltet, auch schon wie flügelahme Vögel zur Erde sinken. Später hatte er sich an kleinen lyrischen Gedichten versucht

und dabei eine gewisse Befriedigung gefunden; doch nach zwei oder drei Tagen, wenn die schöpferische Glut erloschen war, klangen ihm die eigenen Verse hohl und leer. Mit der Zeit mußte er einsehen, daß ihm zum echten Dichter zumindest die Fähigkeit zur Sammlung und Veranschaulichung fehle.

Neue Anregung verdankte er seiner Schwester Valeria, als sie sich dem Gesang zu widmen begann. Sie sang mit einer warmen, ausdrucksvollen, etwas zitternden Stimme; und wenn sie geendet hatte, stand sie da mit wogender Brust, noch erfüllt von der Beglückung der Töne, und erklärte lebhaft jedes einzelne Lied. Ein paar Wochen lang war auch Maximus hingekommen von der Musik, die nicht nur seine Seele, sondern auch seinen Körper ergriff und sein ganzes Wesen mit der aufsteigenden und abschwellenden Melodie sich heben und senken ließ. Er nahm sich vor, den Weisen einen poetischen Sinn unterzulegen, doch beim ersten Versuch schon blieb er zaudernd auf der Schwelle der schöpferischen Verwirklichung stehen und das erregte Gefühl verlor sich im Dämmer der Träumerei.

Mit der Zeit wurde die Träumerei die geliebte, unzertrennliche Gefährtin seiner Mußestunden. Tagsüber unterdrückt, wagte sie sich erst gegen Abend vorsichtig heraus, wartete ungeduldig, daß die Familiengemeinschaft auseinandergehe, flüchtete mit ihm ins Kämmerlein, und nun, über sein Kissen gebeugt, umspann sie ihn mit ihrem Zauberschleier. Der Wachtraum des Jünglings nahm ganze Welten in sich auf, erfüllte sich mit Weite, mit Taten und mit Ruhm. Er war Kaiser und stürmte von Sieg zu Sieg, von den Küsten Britanniens bis zu den sagenhaften Ebenen Asiens. Er war Herr über zahllose Völker und gab eherner Gesetze der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit heraus. Er war Heiliger, bekehrte die Menge, wirkte Wunder und sprach mit Gott. Er war Dichter und schrieb, was keines Menschen Geist je ersonnen; für ihn schlugen die Herzen, für ihn schluchzten in Mondnächten die bezauberten Mädchen. Er war ein Weiser, türmte einen Gedankenbau, der auf granitnem Grund mit strenger Folgerichtigkeit ein philosophisches System darstellte, das alle Denker zu einer einzigen wahrheitsstrahlenden Erklärung der Welt vereinen mußte.

Doch auf seinen einsamen Spaziergängen durch Wiesen und Wälder, im hellen, den Gesichtern abholden Tageslicht, lebte sein Gefühl sich mehr in einer überschwenglichen Betrachtung der Landschaft aus. Am Spätnachmittag setzte er sich auf die bloße Erde und überließ sich willenlos den Strahlen der scheidenden Sonne, als erwarte er, aus dem Wolkenbrand die Wundmale des heiligen Leidens zu empfangen. Das Rieseln des Wassers, das Summen der Mücken, das Singen der Vögel redeten zu seiner Seele eine Sprache, die nur er allein zun vernehmen glaubte. Und wenn dann mit eins alles um ihn her in verzückter Stille schwieg, verharrte er reglos wie vor einem Mysterium. Zuweilen umarmte er einen Baum, drückte das Ohr auf den Stamm, als könnte er so dem Leben der Pflanze lauschen. Andre Male horchte er, ausgestreckt, das Ohr am

Boden, ob er die letzten Geheimnisse der Welt erkunden könne. "Mutter Erde, sprich du zu mir." Dann lächelte er über sich, erhob den Blick in die blaue Luft, wandte sich an den Himmel, an das Licht. "O Natur, gib du mir Antwort!"

Oft traf er die junge Sabina, Valerias Freundin. Und jedesmal, wenn er sie vor sich sah, klein und schmal, das Gesicht und auch die Stimme leicht beschattet, dann fühlte er, sie müsse ihm ähnlich sein und sein Vertrauen verdienen, doch zugleich empfand er Scheu vor ihr. Bisweilen tauchte sie unverhofft mitten in seinen Gedanken auf, des Abends zumal, wenn er im Mond- und Sternenschein wandelte, oder auch vor dem Einschlafen. Einmal aber hatte Valeria, die sich auf ihr seelisches Einfühlungsvermögen etwas zugute tat, gefragt: "Weißt du, daß Sabina verliebt ist?"

"Wirklich, hat sie's dir selbst gesagt?"

"Nein, aber das fühlt man."

"In wen? Sie ist doch erst achtzehn!"

"Und du, bist du nicht auch achtzehn?"

"Aber ich bin nicht verliebt."

"Ahnungsloser du!"

Von diesem Augenblick an hatte Maximus begonnen, sich bei jeder Begegnung mit Sabina verwirrt zu fühlen. War das Liebe? Ohne Zweifel spürte er in sich etwas Neues, als sei da plötzlich ein Anziehungspunkt für die zerstreuten Elemente seines Geistes und für sein schweifendes Gefühl entstanden. Leider hatte Sabina seine Verwirrung bemerkt und setzte nun öfters ihren gewohnten Ernst beiseite, ihn zu necken, ja um hellauf zu lachen, wobei sie die schönsten glänzend weiße Zähne zwischen feuchtroten Lippen zeigte. Maximus, bestürzt, fragte sich unwillkürlich: *Was fang ich jetzt an?*

Dann hatte Sabina die Gegend von Nemi auf lange Zeit verlassen müssen und Maximus entdeckte, daß jene seltsamen Beziehungen zu dem Mädchen, jener Wechsel von Zurückhaltung und Scherz, einen merkwürdigen Reiz gehabt hatten und daß mit ihnen seinem Leben etwas Wesentliches abhanden gekommen war. Dieses Erlebnis hatte in ihm die früheren geistigen Abschweifungen ersetzt, und nun vermochte die Phantasie nicht wieder den alten Schwung zu erlangen und verkümmerte in einem Sumpf von Langeweile. Maximus der Held, Maximus der Volksführer, Maximus der begnadete Dichter waren nicht mehr. Die Übererregbarkeit des ersten Jünglingsalters legte sich; das Festland war in Sicht, das Gestade der Enttäuschung.

Eine Zeit begann, da alles düster, alles verschleiert war. Ein ungewisser Drang, eine grundlose Unrast trieben ihn wie einen herrenlosen Hund umher. Wenn mit der Ermattung die Ruhe wiederkehrte, warf er sich dies sinnlose Jagen vor, beschloß, sich streng in Zucht zu halten, und erwog, daß es für einen jungen Mann seiner Art, wenig zum Handeln geschaffen, wohlhabend und der materiellen Sorgen enthoben, keinen ehrenvolleren Lebenszweck geben könne als die Bücher und die Philosophie –

ungefähr das, was sein Vater gemacht hatte, nur daß der Vater zuviel Neigung zu einem bequemen Quietismus bewies und nicht jene stoische Strenge übte, die allein des wahren Philosophen würdig ist. Von nun an legte Maximus seine Stirn in Denkerfalten, ging nur noch langsamen Schrittes umher, übte Enthaltbarkeit, mäßigte seine Worte und zeigte sich gegen die offenkundigsten Fehler der Hausgenossen so nachsichtig, daß jene ihn fast nicht wiedererkannten. Nach einer Weile indes schien ihm, er werde beobachtet, vielleicht sogar bekittelt; ein zufällig hingeworfenes Scherzwort genügte, um ihn in sein Schneckenhaus zurückzutreiben. Das hatte man nun davon, daß man seine Zurückhaltung aufgab! Die andern wissen nicht, was mit uns anfangen, und sind nur mit sich selbst beschäftigt. Nichts auf der Welt kommt doch der innern Sammlung gleich, den Büchern und vor allem der einzigen Vertrauten, der Natur. Er war eben für den gewöhnlichen Umgang nicht geschaffen. Seine Erscheinung war nicht besonders gewinnend, klein und schwächlich, wie er schon war, dazu war er in hohem Grade schüchtern und grundlos verlegen. Darum sah man ihn nicht für voll an. Man mußte sich aufraffen, einen selbständigen, unerhörten Entschluß fassen: eine weite Reise unternehmen, eine große religiöse Berufung erfüllen, Aussätzige pflegen. Warum auch nicht? Dann hätten alle gesehen, wessen Maximus fähig war!

In diesem Zustand der Schwermut konnte er nicht lange verharren. Zur Freude der Seinen nahm er, wiewohl zögernd, die alten Beziehungen wieder auf.

"Gott sei Dank, der Einsiedler kehrt in die Welt zurück!" Miserere verdüsterte sich. Machte man sich über ihn lustig? *Wer weiß, ob ich nicht eines Tages wirklich Einsiedler werde?* Auch das schien ein Ausweg! Wer die Natur liebt, liebt Gott, und ein frommes Leben würde vielleicht seiner Veranlagung am besten entsprechen.

Es war zu jenen Zeiten, als die aus dem Morgenland zurückkehrenden Pilger die Gläubigen mit der Nachricht entzündeten, welche Wunder an Heiligkeit in den Wüsten Ägyptens und Syriens von Paulus, Antonius, Ephraim, Pachomius und so vielen andern Frommen vollbracht würden, die in heldenhafter Buße und Entbehrung die Taten des Täufers und der ersten Christen wiederholten. Jeder neue Heiligename rief auch in Italien zur Nachfolge auf. Ebenso traf die Kunde ein von Hieronymus, der die ewige Stadt mit seiner löwenhaften Erscheinung erfüllt hatte und jetzt aus seiner Einsiedelei im Heiligen Lande, zwischen Bibelforschung und der Gesellschaft reißender Tiere, Rom mit strafenden Briefen beschoß.

Die Lehre Christi hatte sich, nach dem Untergang Julians des Abtrünnigen und den Siegen des Theodosius, nunmehr so erfolgreich durchgesetzt, daß Lauheit und Spaltung bereits aufzutreten begannen; doch die neue Glaubensinbrunst, die dreieinhalb Jahrhunderte nach dem Opfer auf Golgatha abermals von Osten nach Westen übergriff, riß die empfänglichsten Gemüter mit sich fort. Maximus hing allen

Ernstes diesem Gedanken nach. Apostel zu werden, predigend umherzuziehen und die Welt verbessern zu wollen, lag nicht in seiner Natur. Verfolgung und Martertod gleichmütig auf sich zu nehmen, hätte seiner Gemütsart eher entsprochen, doch jetzt wurden die Christen nicht mehr bedrängt. Ein Leben in der Einsamkeit mit Gott – das also war das Richtige! Schon sah er sich abgemagert in einer malerischen Einsiedelei, träumte von Kasteiungen, Versuchungen, Entrückungen, dachte sich im Zwiegespräch mit dem Heiland und sandte leidenschaftliche Gebete zu ihm empor. In all diesen Bestrebungen, die ihn über die Mittelmäßigkeit des Alltags erhoben, schien er zu seiner unaussprechlichen Beglückung endlich sein wahres Selbst zu finden. Staub die Vergangenheit, Staub die Gegenwart; seine Seele wandte sich ganz der Ewigkeit zu.

Als er seinen Entschluß ankündigte, Einsiedler zu werden, widersetzten sich die Eltern und riefen, da ihre Einwände wirkungslos bleiben, Muzius zu Hilfe, den heiligen Mann, den alle verehrten und der die Familie zum Christentum bekehrt hatte. Muzius erkannte sogleich, daß der Jüngling mehr begeisterungsfähig als ausdauernd sei, und rief ihm, lieber stufenweise vorzugehen, das heißt zunächst das religiöse Leben in einem Kloster zu versuchen als Laienbruder ohne verpflichtende Gelübde oder priesterliche Weihen, und sich, wenn überhaupt, erst später an schwierigere Aufgaben heranzuwagen.

Maximus fühlte sich etwas abgekühlt, ließ sich aber doch zu Brunos Kloster in der Nähe von Rom, außerhalb des Tiburtinischen Tors, geleiten. Dort vergaß er über der Neuheit des Mönchslebens gar bald seine einsiedlerischen Anwandlungen. Bruno mit seinem schroffen Wesen und seiner schwarzen, hageren, gespenstischen Erscheinung flößte ihm zwar Angst ein; doch hatte er zum Glück wenig mit ihm zu schaffen und durfte sich seiner frischen Berufung hingeben. Alles war schön, alle waren gut, alle vorbildlich. Die Kirchengesänge drangen ihm ins Herz; die Kerzen, die feierlichen Gewänder versetzten ihn in einen Zustand fast unwirklicher Gnade, in dem die religiöse Inbrunst nicht so sehr unerschütterliche Glaubensgewißheit als Sehnsucht, Menschenliebe, Selbsterbarmung war.

Nach Jahresfrist wollte der Prior ihn die Gelübde ablegen lassen, um ihn dem Priesterstand zuzuführen, doch Muzius war anderer Meinung: "Warten wir noch, er ist zu jung."

"Bitte, er ist zwanzig Jahre alt – mehr als genug ..."

"Er könnte sechzehn sein. Siehst du nicht, wie unreif er noch ist?"

Bruno blickte mißmutig auf den Jüngling, der aus Rücksicht auf Muzius nicht in die allgemeine Ordnung einzufügen war, der im Kloster lebte, ohne Mönch zu sein, keine feste Beschäftigung hatte und sich zu oft wusch. Außerdem begann er, wer weiß warum, neuerdings ein zerstreutes, sonderbares Wesen an den Tag zu legen.

So war es auch. Auf die Dauer hatte die Begeisterung in Maximus nachgelassen. Die Mitbrüder erschienen ihm jetzt minder vollkommen, die Zeremonien eintönig, der Tag grau und gleichförmig. Wie anders war doch das Leben der ersten Einsiedler gewesen, ein Leben ganz in Gott und in der Natur unter zahm gewordenen wilden Tieren, mit Gesichtern, Wundern, Heimsuchungen von Engeln! Hier im Kloster gab es nur die Wiederkehr des ewig Gleichen: starre Regeln, Durchschnittsmenschen und den Prior, der täglich drückender wurde. Maximus verfiel in Schwermut. Und Bruno war entschlossen, dem ein Ende zu machen.

"Zur Aufrechterhaltung der Zucht", sagte er zu Muzius, "ist es nötig, daß der Bursche die Gelübde ablegt oder das Kloster verläßt. Er ist jetzt bald einundzwanzig, ist seit zwei Jahren hier und macht nicht die geringsten Fortschritte in der Verwirklichung der Lehre."

"Vortrefflich! Er macht keine Fortschritte und du willst ihn die Gelübde ablegen lassen?"

"Verzeih, aber die Erhabenheit des Gelübdes und die Verantwortung für die übernommene Pflicht können gewiß auch einem schwankenden Geist zur Reife führen. Es handelt sich nur darum ..."

"Und wenn es ihn reut?"

"Nimmermehr! Das ist Sache der Zucht und dafür büрге ich."

"Willst du Mönche erzwingen?"

"Es muß doch etwas geschehen."

Muzius hätte Maximus gerne zu sich genommen, als Helfer in dem freien Werk der tätigen Nächstenliebe, das er in Rom ausübte, doch der Junge war zu unreif. Was tun? Es blieb nichts übrig, als ihn nach Hause zu schicken.

Heimgekehrt mit der Demütigung der nicht bestandenen Probe und beklommen von dem Gefühl, daß alle ihn seltsam ansähen, wußte Maximus in den ersten Wochen nichts mit sich anzufangen. Es wurde ihm immer unbehaglicher zumute, und er bildete sich ein, ein völlig verfehlter Mensch zu sein. Und doch spürte er die Berufung in sich, wenn auch nicht zum Klosterleben; das war eben der Fehler gewesen; er war zum Einsiedler geboren.

In einer stillen, blauen Mondnacht stahl er sich von zu Hause fort und kehrte nicht zurück. Er ließ sich am Waldrand nieder und verbrachte da eine laue Nacht, die Seele wie von schimmernder Seligkeit überrieselt. Nach Tagesanbruch verlor er sich tiefer in den Wald hinein. Die weiche Erde, das Geflecht der Äste, die Vögel, die leuchtende Luft, alles war Gott. Um die Stunde des Sonnenunterganges kniete er hin und betete mit einer nie gekannten Ergriffenheit; dann wanderte er zum Waldrand zurück, denn das Dickicht der Bäume war ihm bei Nacht unheimlich. Er nährte sich von wenig

Wurzeln und Kräutern, er war glücklich. Am dritten Tag begegnete ihm ein Bauer, der ihm riet, nach Hause zurückzukehren. Maximus zuckte die Achseln.

"Du wirst Hungers sterben."

"Ich werde Wurzeln essen, wie bisher."

Nach zwei oder drei Tagen kam derselbe Bauer wieder, um nach ihm zu sehen.

"Nun?"

Bereits ganz entkräftet, duldete Maximus, daß der Mann ihm ein wenig Nahrung brachte – nur das Nötigste, das Allereinfachste. Am sechsten Tag bemerkte er, daß Sklaven seines Vaters den Wald durchstreiften, um ihn zu suchen; er verbarg sich. Doch wie lange konnte er wohl noch durchhalten? Der Mond schien nicht mehr, die Nächte waren finster, die Luft kühl.

"Höre," sagte der Bauer, als die rauhe Witterung eintrat, "so kannst du's nicht weitertreiben. Komm zu mir. Ich bewohne nur eine armselige Hütte und du wirst schlecht schlafen, aber du hast doch ein Dach überm Kopf. Und du wirst Gott auch dort finden."

Maximus nahm an, wobei er sich einzureden suchte, daß zwischen der Höhle eines Einsiedlers und der Hütte eines armen Teufels kein großer Unterschied sein könne; im Innersten aber, wenn er sich's auch nicht eingestehen wollte, war er beschämt. Die Seinen hatten ihn endlich ausfindig gemacht und bestürmten ihn mit Bitten, nach Hause zurückzukehren; doch diese letzte Niederlage widerstrebte ihm. Andererseits wurde er, bei all seiner Enttäuschung und Unzufriedenheit, von den Bauersleuten mit wohlthuender Schlichtheit behandelt. Nur die Anwesenheit einer blühenden Tochter störte ihn; sie lachte zuviel, und wenn sie nicht lachte, sang sie, und es hatte ihr nicht wenig Vergnügen gemacht zu erfahren, daß dieser sonderbare junge Herr sich Miserere nennen ließ. Er sah sie nicht an, sprach nie mit ihr, achtete aber doch unwillkürlich auf ihr Gehaben.

"Sag einmal," fragte eines Abends der Bauer, "warst du nie verliebt?"

"Laß diese Reden!"

"Hast du ein Gelübde abgelegt?"

"Dazu braucht es kein Gelübde."

"Habt ihr's gehört? Er ist frei und kennt doch die Frauen nicht. Recht hast du gehabt, nichts zu geloben; so bist du nicht gebunden, wenn du dich eines Tages verlieben solltest. Kann man's denn vorher wissen? Und du wirst sehen: wenn du's einmal wagst, wird alles anders."

Die Frauen lachten. Maximus war entrüstet. Er hätte diesen Leuten am liebsten eine Lehre erteilt, doch das Predigen lag ihm nicht. Einen oder zwei Tage lang dachte er daran, sich eine andere Unterkunft zu suchen, ließ es aber dann doch sein. Auch

sprach der Bauer nicht wieder von so heiklen Dingen, das Mädchen heiratete bald und zog zu ihrem Mann.

Monate vergingen. Auf einmal erkrankte Miserere – an einer leichten Lungenentzündung. Die Seinen wollten ihn natürlich nach Hause bringen und er hätte gerne nachgegeben, doch das Beispiel der Heiligen, die jeder Versuchung trotzten und, ohne sich zu beugen, ganz andere Leiden ertrugen, hieß ihn ausharren. Es kostete harte Kämpfe zwischen seiner stillen Beharrlichkeit und dem aufgeregten Drängen der Mutter, bis der Vater sich ins Mittel legte. "Was du tust, ist sinnlos. Du wirst dir doch nicht einreden, für einen echten Einsiedler zu gelten. Wenn du aber schon in einem Haus lebst, warum nicht in deinem eigenen? Ich kenne dich; du steckst voll heiliger Bestrebungen, doch gestehe: hat Muzius nicht recht gehabt, als er dich vom Mönchsgelübde abhielt?" Heimlich gab Maximus das zu.

"Du", fuhr der Vater fort, "bist geschaffen, einen Hausstand zu gründen."

"Mich verheiraten? Nie!"

"Wenn du nicht willst, gewiß nicht."

"Und warum nicht?" brach die Mutter los.

"Bitte, laß mich reden", bat Konstantin. "Maximus wird seinem Gewissen folgen, aber es ist nicht gesagt, daß Gott nur Kasteiungen und Martern fordert. Füh dich gut und tue Gutes – das ist die Hauptsache. Und jetzt komm nach Hause zurück. Ich verpflichte mich, du sollst dort leben können, wie es dir gefällt."

Zum zweitenmal heimgekehrt und wieder genesen, hatte Maximus sich eine strenge Regel auferlegt: äußerste Kargheit der Nahrung, vollständiges Schweigen, Zurückgezogenheit. Er schlief auf dem Fußboden, stand früh auf, ging hinaus ins Feld und schloß sich dann in sein Zimmer ein, um zu lesen. Fremde sah er gar nicht und vermied besonders Sabina, deren bloße Nähe ihn beunruhigte.

"Warum soll Maximus nicht heiraten, wenn er schon nicht Mönch wird?" ereiferte sich die Mutter.

"Du vermagst eben nicht," erwiderte Konstantin, "die Seelenverfassung unsres Sohnes zu verstehen; er ist in gewisser Beziehung noch ein Kind. Überlaß alles der Zeit."

"Doch Sabina wäre die beste Frau für Maximus, und wenn man alles nur der Zeit überlaßt, heiratet sie einen andern."

"Daran läßt sich nichts ändern."

Ein neuer Winter war ins Land gekommen und der schlimmste Frost war schon vorüber, als Miserere abermals erkrankte. Zunächst sorgte sich niemand besonders; plötzlich aber trat eine jähe Verschlimmerung ein. Der Arzt gab sich besiegt; Konstantin war verzweifelt; Silvia, schmerzerstarrt, verbarg unter ihren verkrampften Zügen eine rasende Angst. Wortlos, tränenlos umstanden sie den geliebten Sohn,

unfähig, den Blick von ihm loszureißen, wie er unbeweglich, mit eingefallenen Wangen und seinen in aschfahle Höhlen versunkenen Augen schon der Welt entrückt schien.

Der Abend brach herein. Muzius war noch immer nicht gekommen und Miserere begriff, daß ihm das Leben entglitt. Einen anderen Priester rufen? Doch nur ein Wundertäter wie Muzius konnte ihn retten. Also allein sterben, Aug in Aug mit seinem Gewissen?

Wahrhaftig, dies Gewissen war von keiner schweren Schuld belastet. Vor den schlimmsten Versuchungen war er verschont geblieben, denn seine Sinne, nicht verwöhnt und auf Äußerlichkeiten gerichtet, hatten ihm nicht zu viel zu schaffen gemacht. Als er etwa zehn Jahre zählte, hatte ein Mädchen seines Alters sich's angelegen sein lassen, ihn mit plumpen Enthüllungen aufzuklären, doch er war so entsetzt gewesen über die Vorstellung, seine Mutter habe ihn auf solche Weise empfangen und geboren, daß er dem Kind einfach nicht hatte glauben wollen. Die ersten Jugendjahre waren vor allem mit Träumereien erfüllt gewesen. Auch das Erlebnis mit Sabina war unschuldig und rein geistiger Art. Dann kam das Kloster, die Einsiedelei, die Bauerntochter. Diese hatte ihn zwar beunruhigt, doch als ernsthafte Sünde war das nicht anzusprechen.

Das Schlimmste war wohl sein verschwommenes religiöses Empfinden, die übermäßige Beschäftigung mit seiner Innenwelt, die zwar nicht das Reich der Sinne, aber auch nicht das Reich Gottes war, die Ziellosigkeit seines Geistes, die Unfähigkeit zu einem wirklich gesammelten Gebet. Auch jetzt, so nahe am Grab, betete er mehr aus Vorsicht und Furcht. Er flehte Gott an, ihm den unbedingten Glauben zu schenken, war aber nicht imstande, sich mit dem Wesen Gottes und der göttlichen Gerechtigkeit zu durchdringen. Vielleicht war es Sünde, sich so an das Diesseits anzuklammern, doch er forderte ja nichts vom Leben, erwartete nichts von ihm, nur verzichten wollte er nicht. Und das Jenseits? Doch wieviel von der Persönlichkeit bleibt erhalten in jener nebelhaften Landschaft, die wir uns unmöglich anschaulich vorstellen können, solange wir Leib und Sinne sind und über die feste, die warme, die dunkle Erde hinschreiten? Irgend einmal muß jeder Mensch sterben; gut, mochte das im Alter geschehen, wo die nachlassenden Kräfte und herabgesetzten Lebensgeister ohnehin dem Nichts zuneigen. Mit zweiundzwanzig Jahren aber gehört der Gedanke an den Tod zu jenen übersinnlichen Begriffen, die nicht im Bewußtsein wurzeln. Miserere glaubte, indem er sein Leben verteidigte, einem unbezwinglichen Trieb zu gehorchen. Er wußte, als Glaubensjünger hätte er sich mit frommer Ergebung dem göttlichen Willen anheimstellen müssen, doch diese Ergebung vermochte er sich nicht abzugewinnen, ja er versuchte es nicht einmal. Ganz Spannung und Erwartung, verharrte er

unbeweglich, stumm; er stellte sich tot, um dem Tod keinen Angriffspunkt zu bieten, und sparte sogar die Luft, von Zug zu Zug sich vergewissernd, ob er noch Atem in sich habe. Nur das Ohr war wie eine Schildwache auf dem Posten, lauerte, lauschte angestrengt, ob der Heilige nicht endlich nahe.

Horch! ein Geräusch von Schritten – Tante Septimia öffnete behutsam die Tür. Ihre beleibte Gestalt, fast ohne Hals, mit ungleichen Schultern und dickem Kopf, keuchte vor Erregung; sie winkte Silvia und Konstantin heraus. Geflüster wurde vernehmbar, gleich darauf von einer kräftigen Stimme unterbrochen. Muzius, der Heilige, war da! Eine starke, gedrungene Gestalt, der massige Schädel kraftvoll auf breitem Stiernacken sitzend, die Brust hochgewölbt, ging schon von seiner äußern Erscheinung Festigkeit und beruhigende Sicherheit aus. Hob er sodann mit seiner mächtig tönenden Stimme von Gott zu reden an, so schien's, als könne er Berge versetzen.

Hinter Muzius drängten sich die Sklaven, die den Auftritt nicht versäumen wollten. Sabina lugte herein, sah die vielen Menschen und zog sich wieder zurück. Als letzte erschien Valeria. "Muzius hier? Ich wußte es nicht; niemand sagt mir etwas." Sie blickte nach dem Bett, gewahrte ihres Bruders totenbleiches Antlitz und brach in Tränen aus.

Entschieden in seinen Bewegungen, rasch trotz der schwerfälligen Gestalt, ließ sich Muzius neben Miserere nieder und begann mit seiner rauhen Stimme: "Nun, was ist's?" Miserere, ohne den Kopf zu heben, sah ihn mit einem so verschleierten Ausdruck an, daß der Heilige zusammenzuckte; er warf einen Seitenblick auf die ganze Versammlung und befahl: "Laßt uns allein!" Als alle gegangen waren, rückte er noch dichter ans Bett heran, beugte sich vor, um dem Kranken näher zu sein. "Leidest du sehr? Kannst du sprechen?"

Stillschweigen, ehe die Antwort kam: "Muzius, hilf mir. Ich fürchte mich."

"Ich dir helfen? Bin ich denn ein Arzt? Ich bin gekommen, um deine Seele zu retten. Sag mir, was dein Gewissen beschwert, und ich werde unsern Herrn und Heiland bitten, er möge dir beistehen."

Miserere hatte die Augen wieder geschlossen, um sich dem forschenden, durchdringenden Blick des Heiligen zu entziehen. Doch auch so fühlte er diesen Blick auf sich ruhn, als wäre er ein Gewicht. "Große, wirkliche Vergehen glaube ich nicht auf der Seele zu haben, ich fürchte mich auch nicht so sehr um meiner Sünden willen; es ist der Glaube ... seltsam – ich liebe Gott und ich weiß doch nicht, ob ich fest genug in ihm lebe."

"Wie, du liebst und du weißt nicht, ob du glaubst?"

"Ich kann mich nicht so recht ausdrücken, aber es ist doch so."

"Wenn du nicht genug Glauben hattest, warum bist du Einsiedler geworden? Und warum hast du mich jetzt gerufen?" – Miserere, immer noch mit geschlossenen Augen, schwieg. – "Ich frage dich etwas," rief Muzius, "und du antwortest mir nicht?"

"Ich bin so elend."

"Nun ja." Stillschweigen. Da brach der Heilige los: "Ich kann mich doch in dieser Stunde nicht hinstellen und mit dir über den Glauben streiten. Wärest du gesund, so würd' ich dir's schon klar machen ... aber so ..." Er dachte ein Weilchen nach, dann sagte er mit sanfterer Stimme, fast als spräche er zu sich selbst: "Was kann ich tun?"

Maximus begriff, jetzt oder nie war der Augenblick, seine Bitte zu wagen. "Muzius, du stehst in der Gnade des Herrn – erwirke, daß er mich jetzt noch nicht sterben läßt, daß ich ein neues Leben beginnen darf, daß er mir Zeit gönnt, ihn besser zu erkennen, ihn zu fühlen, ihm zu dienen."

"Ja! Natürlich! Ich verstehe." Der Mönch sprang auf, durchmaß erregt das Zimmer. "Das war's also, was du wolltest: Muzius wird gerufen, Muzius hat schon andre Heilungen bewirkt, Muzius kann uns vielleicht das bißchen Leben retten. Bequem, nicht wahr? Du glaubst nicht genug an Gott, doch an seine Wunder glaubst du gerne. Ja, sag mir doch – " Er unterbrach sich. Miserere sah ihn mit einem so flehenden Blick an, daß er nicht wagte, fortzufahren. Mit flammendem Antlitz wanderte er wortlos auf und ab und zuckte nur bisweilen die Schultern, als müsse er etwas abschütteln. Unter der Last dieses Schweigens aber fühlte sich Maximus wie verloren.

"Muzius, es ist nicht so, wie du glaubst. Ich kann es dir nicht erklären. Ich bin zu schwach. Gut – so muß ich eben sterben."

Der Heilige blieb stehn. Die Stirn in die Hände gepreßt, lehnte er sich gegen die Mauer. "Ach, Muzius," bat Miserere, "vergib mir." Der Heilige wandte sich. In seinem zürnenden Aug blitzte ein Strahl der Zärtlichkeit auf. Doch Miserere sah ihn nicht an; er hob den Blick zur Decke und schloß gleich wieder die Augen, indem er flüsternd wiederholte: "In Gottes Namen!"

Muzius begann wieder hin und her zu wandern. Erst war es ihm schwer gefallen, seinen Zorn zu beherrschen; jetzt fühlte er sich von einer Flut widersprechendster Empfindungen bewegt: Entrüstung, Verdruß, Mitleid, das Bedürfnis, Miserere anzufahren (um ihn nicht zu umarmen), ihm mit dem Ungestüm des eignen Eifers den Glauben einzuhauchen, ihn zu entzünden. Doch jenes abgezehrte Antlitz erweckte in ihm eine unbezwingliche Rührung. Der Heilige mochte sich noch so sehr der Weichherzigkeit anklagen, sich empfindsam schelten, daß er sich derart für einen Kleingläubigen, des Heils Unwerten errege. Es war immer das gleiche: die Sünder beschäftigten ihn mehr als die Gerechten, und das Schicksal machte ihn fortwährend zum Mittler zwischen Verdammnis und Gnade. Und jedesmal, wenn es galt, von Gott ein außergewöhnliches Werk der Barmherzigkeit zu erleben, dann erreichte der

stürmische Asket jenes Ziel nur durch ein Ungewitter in seiner Seele; sein ganzes Wesen steigerte sich in eine Übererregung hinein, die ihn über sich selbst hinausriß, bis er allmählich, ohne es gewahr zu werden, in den Stand der Gnade trat. Die Erregung nahm eine neue Form an; die eben noch zornig gepreßten Kinnbacken krampften sich jetzt in der Anspannung des Willens. Muzius schritt immer noch auf und nieder und seine Schultern bebten, er zerrte sich am Ohr, doch sein Gesichtsausdruck war verändert: ergriffen, bewegt. Gewiß, Maximus verdiente es nicht, aber wie jammerte er einen in seiner Abgezehrtheit, mit diesen Augen, dieser Stimme! – *Herr des Lebens! da steht eine Seele am Rand des Abgrunds. Die muß gerettet werden! Wie dürfte man diesen Unglückseligen der ewigen Verzweiflung preisgeben! Schließlich ist er ein gutmütiges Menschenkind, hat keinem je ein Leid getan. Herr des Lebens! – und soll nun so jung schon sterben! noch eh sein Geist sich ganz den göttlichen Dingen zu öffnen vermochte. Wo liegt seine Schuld? Er würde nur zu früh sterben. Herr des Lebens, rette ihn! Ist's denn möglich, daß du diese Seele in die Welt gesandt hast, um sie zu verderben, eh du ihr Zeit gegeben, dich zu erkennen und an dich zu glauben? Hat er gesehen, erfahren, geglaubt, so geschehe mit ihm nach deinem Willen. Herr des Lebens, gönn ihm noch Zeit!*

Muzius kniete nieder. Die Erregung, der mühsam verhaltene Grimm waren verraucht. Aufrecht auf den Knien, das massige Haupt hochgereckt, die Arme an den mächtigen Leib gepreßt, die Hände gefaltet: so starrte er gerade vor sich hin, sah nicht, hörte nicht. Er bewegte die Lippen nicht, sprach kein Gebet, einzig gesammelt in dem einen Gedanken, der mehr noch ein Wollen als ein Denken war: sich mit Gott in Verbindung zu setzen, Aufschub für den Sterbenden erreichen! Alles in ihm spannte sich wie in einer körperlichen Kraftanstrengung, die jedes Lebensgefühl zwischen Stirn und Schläfen zusammenströmen ließ; dort, zwischen den buschigen Augenbrauen, kaum ein wenig drüber nur, war ein Punkt, wo er sein ganzes Sein zusammenfaßte, von wo aus er vorstieß, wie um ein Hindernis zu überrennen. Vergeblich – so spannte er sich noch stärker. Wenn es nicht gelang, war's seine Schuld! Undenkbar, daß der Herr ihn nicht hörte. Er selbst war's, der versagte, der sich nicht seiner königlichen Gegenwart darzustellen, von seiner göttlichen Liebe die Gnade zu erwirken vermochte. *Vorwärts! vorwärts!* Es mußte gelingen. Das Strömen zwischen Stirn und Schläfen vertiefte sich; es war wie ein Stemmen, ein Wuchten, wie von einem Verhaltenen, das überfließen möchte und nicht durfte, und drängte, drängte. Muzius preßte den Mund zusammen, um besser vorzuschnellen; er straffte das Rückgrat, trieb noch von den letzten Wirbeln einen Willensstrom empor, steifte den Nacken, hielt den Atem an. Das half. *Weiter! weiter!* Er mußte siegen, Gottes Willen zwingen! Es galt. *Vorwärts! vorwärts!* Gottes Willen zwingen! *Diese Seele muß gerettet werden, Herr des Lebens, sie darf nicht verlorengahn, sie darf nicht.* Die Anrufung wurde fordernd, herrisch, zornig fast. *Gott, Gott ...*

Durch die versteinerte Gestalt zuckte ein kaum merkliches Beben. Die Knie sind noch zur Erde gebeugt, die Hände noch gefaltet, doch auf dem Antlitz glänzt ein Licht.

Nun dankt Muzius dem Herrn. Er hat erreicht, was er hoffte. Wie er es erreicht hatte, oder woher ihm diese Gewißheit kam, hätte er nicht zu erklären vermocht, doch auf einmal war in seinem Innern das unbedingte Wissen um die göttliche Zustimmung aufgeflammt. Er hat den Tod überwunden, und nun liegt er vor Gott in einer wundersamen Demut. Lange verharrt er in dieser Haltung der Danksagung, dann erhebt er sich mühsam und läßt sich erschöpft neben Maximus nieder. Er legt seine Hand auf die Stirn des Kranken und spricht leise wie mit fremder Stimme: "Maximus, der Herr hat dir große Gnade erwiesen. Für diesmal wirst du nicht sterben."

"Nicht sterben?" Das Herz erbebt in wilden Schlägen; durch das Hirn rast ein Sturm, ein Wirbel der Freude; die Gedanken jagen sich. Maximus öffnet die Augen. Er hätte den Kopf nach dem Heiligen hinwenden mögen, um ihn anzublicken, doch das Gewicht jener rauhen Hand auf seiner Stirn drückt ihn nieder. "Ich werde nicht sterben? Muzius, ich kann nicht sprechen. Sag mir nur, bist du dessen gewiß?"

"Ja, ich bin gewiß, doch bleibe ruhig. Danke dem Herrn!"

Miserere sucht sich in einem Dankgebet zu sammeln, doch alles in ihm bebt noch zu sehr. "Muzius," fragt er nochmals, "betrügst du mich nicht? Kannst du dich nicht irren?"

"Mein Sohn, wenn Gott sich offenbart, gibt es keine Täuschung. Ich sage dir, Gott hat dich erhört und jetzt wirst du nicht sterben." Er hält einen Augenblick inne, dann setzt er hinzu: "Der Herr gewährt dir noch zwei Jahre des Lebens."

Miserere riß die Augen weit auf. "Zwei Jahre? Zwei Jahre, hast du gesagt? Und warum zwei?"

"Genau zwei Jahre, bist du es zufrieden? Und nun sei ruhig und stell keine Fragen mehr."

Der Kranke hätte sich aufrichten mögen, doch die Hand auf seiner Stirn drückte ihn immer noch nieder. Er blieb unbeweglich, sandte nur einen bestürzten Blick zur Decke, den der Heilige nicht bemerkte. "Gewiß", flüsterte er endlich, "danke ich Gott. Es ist ein kostbares Geschenk, das er mir gewährt hat. Und ich danke dir, Muzius, mit ganzer Seele. Doch hab Geduld, sag mir: warum nur zwei Jahre?"

"Nur zwei? So sagst du dem Allmächtigen Dank? Weißt du nicht, daß du verloren warst?"

Miserere war wie vernichtet und murmelte vor sich hin: "Ich verstehe nicht ... es ist nicht recht ..."

"Was wagst du zu sagen?"

"Muzius, warst du's, der nur zwei Jahre erbeten hat?"

Der Wundertäter sprang auf. "Ah, willst du mit mir hadern? Du meinst ein Unrecht erfahren zu haben und suchst nun den Verantwortlichen? Weißt du denn nicht, wer der Verantwortliche ist? Weißt nicht, was er vermag? Verkennst du ihn in seiner Güte, willst du ihn im Grimm kennenlernen? Zitterst du nicht vor ihm?" Doch von Mitleid erfaßt über dem Anblick des gequälten Gesichts, brach Muzius seine Scheltrede ab. "Nein, armer Maximus," sagte er milder, "ich habe nichts Bestimmtes erbeten; ich habe dich nur unserm Herrn anbefohlen mit all meiner Kraft, damit er dich rette. Willst du, daß es mir leid sei?"

"Muzius, vielleicht weiß ich nicht, was ich sage, aber bist du dir klar, daß das, was du mir ankündigst, ein befristetes Urteil, ein Todesurteil ist?"

"Vordem ja, da warst du verurteilt."

"Doch ich hatte nicht die Gewißheit, ich konnte hoffen. Jetzt aber, wie soll ich zwei Jahre leben und dabei einen um den andern die gezählten Tage hingeleiten sehen, Stunde um Stunde den Tod kosten?"

"Doch hast du den Glauben, dich zu stärken, armes Kind; hast das Gebet, hast ..." – abermals brach das Ungestüm des Mönches durch – "hast auch mich in der Nähe, Unseliger du, der du nichts verdienst! – Du bist außer dir und brauchst Ruhe, um dich zu fassen. Lieg still, ohne nach dem Warum zu suchen. Ich komme morgen wieder, dann werden wir weiter reden."

"Doch Mutter und die andern," flüsterte der Kranke, "was werden sie sagen?"

"Sie werden den Herrn preisen, will ich hoffen."

Maximus schüttelte den Kopf. "Muzius, sag ihnen noch nichts von der vorbestimmten Frist. Ich weiß schon: sie kommen her, regen sich auf, weinen ... Sprich vorerst nicht von den zwei Jahren. Das Wunder wird nur um so größer erscheinen."

"Aber was redest du da? Glaubst du, ich könnte vor sie hintreten, ohne alles zu sagen?"

"Ich werde es selbst tun, in wenigen Tagen, ich verspreche es dir, doch für jetzt ..." Miserere kam ein guter Gedanke: "Gönne meiner armen Mutter ein wenig Freude, ein Aufatmen."

Muzius empfand schon wieder das Erstickungsgefühl, das bei ihm immer einem Zornesausbruch vorausging; doch wie unter den Umständen eine Erörterung beginnen? "Wollen sehen", sagte er und wandte sich zum Gehen, doch Miserere rief ihn zurück: "Muzius, hör mich noch einmal an, ohne dich zu erzürnen, laß mich noch um eines bitten. Heut nacht, wenn du allein bist, flehe noch einmal zu Gott, daß er mir die angekündigte Befristung erspare, bitte ihn aus allen Kräften. Sieh mich nicht so böse an. Hast du kein Mitleid? Du antwortest nicht?"

Muzius betrachtete den Kranken kopfschüttelnd. "Ja, bist du denn ein Christ? Oder bist du ein verzogener Knabe voll weltlicher Gelüste?"

"Es ist kein weltliches Gelüst. Ich versichere dir, werd ich gerettet, so will ich fortan ein untadeliges Leben führen. Bedenk es nochmals. Was mir widerfährt, ist nicht recht, und ich will nicht so jung sterben."

"Nicht *recht*? Und du *willst* nicht? Ja, meinst du, du kannst klagen und fordern statt zu flehen?"

"Ich flehe, ich flehe! Aber du, suche mich zu begreifen! Versprich mir, daß du für mich beten wirst, wie nur du's verstehst, wie du's vordem getan hast, nein, noch inniger, noch inbrünstiger. Was kostet es dich?"

Soviel Unverstand hätte ein barsches Nein verdient, doch Muzius fand sich selbst nicht wieder. War es das Übermaß der Anstrengung, das ihm die Kraft nahm? Oder war's das allzu nachsichtige Mitgefühl mit dem armen Kind, das ihm das Herz beklemmte? "Vielleicht", sagte er einfach. Kurz zuvor hatte er gesagt: "Wollen sehn." Muzius, der sonst so Entschlossene, der Feind der Halbheiten! Er entfernte sich leise und schlug wider seine Gewohnheit nicht einmal die Tür hinter sich zu.

Draußen erwartete ihn die ganze Familie voller Spannung, doch er winkte mit einer Gebärde des Unwillens ab. Wie sollte er von der empfangenen Gnade erzählen können, die Ausrufe des Staunens anhören und obendrein die Befristung des Aufschubs verweigern? Silvia kam ihm aufgeregt entgegen: "Sag die Wahrheit, geht es ihm schlechter?"

"Aber nein! Vorerst steht es gleich mit ihm, ja sogar ..." Er zögerte einen Augenblick, dann ließ er das Wort fallen: "Er wird genesen."

Silvia packte ihn am Arm: "Was hast du gesagt?"

"Muzius, erkläre dich", flehte Konstantin. "Wieso weißt du ..."

"Gott hat es mir versprochen und Gott trügt nicht. Er wird genesen."

"Gott hat es dir versprochen! Aber dann ist's ein Wunder. Ein neues Wunder von Muzius. – Er hat es gewirkt. – Er ist ein Heiliger!" Tante Septimia, Valeria, die Dienstleute, alle umringten aufgeregt den Wundertäter, sprachen gleichzeitig auf ihn ein.

"Hört auf mit diesen Reden!" brach der Mönch los. "Laßt mich mit den Wundern in Frieden. Wunder tut der Herr. Dankt ihm auf den Knien ... Aber nein, nicht hier, nicht öffentlich! Dankt ihm im Stillen, gesammelten Herzens, und begreift, wenn Gott für den Augenblick ein Leben gerettet hat ..."

"Für den Augenblick?" unterbrach Sabina. Es war das erste Mal, daß sie sprach.

"Versteht sich, – auf dieser Welt ist alles vorläufig."

"Muzius," rief Silvia, "sprich deutlich: warum hast du gesagt *für den Augenblick*? Handelt es sich um Tage?"

"Nein, nicht um Tage. Maximus wird es dir erklären, wenn er sich erst besser fühlt. Beruhige dich, Silvia. Ich habe das nur so gesagt ... Aber jetzt muß ich gehen. Morgen komme ich wieder." Er wandte sich ohne Umstände nach der Tür und ging nach kurzem Abschied.

Silvia faßte Konstantins Hand: "Bist du ruhig? Ich sehe nicht klar."

"Silvia, verdirb mir die Freude nicht. Was ist da zu sehn?"

"Ich weiß nicht, irgend etwas stimmt da nicht."

Maximus hatte in den Augen des Heiligen, hinter jenem zweideutigen *Vielleicht* eine schlecht verhehlte Gewährung gelesen und rechnete auf sein Versprechen, indes er für jetzt der Verwirklichung des Wunders entgegenharrte. Die Aussätzigen des Evangeliums waren auf der Stelle geheilt worden; der Gelähmte hatte sein Bett aufgenommen und war gewandelt; Lazarus, kaum auferstanden und noch mit Leichentüchern umhüllt, hatte sich sogleich bewegen können; das ertrunkene Kind, das Muzius ins Leben zurückgerufen, hatte im Augenblick zu schreien begonnen, der Besessene von Praeneste war auf ein Wort von Muzius in sich gekehrt und jemand hatte gesehn, wie ihm schwarzer Dampf aus Mund und Nüstern fuhr. Er dagegen, Miserere, merkte keine Veränderung. Immernoch lag er kraftlos da, spürte seinen Leib eher wie ein unbestimmt wesenlos Gegenwärtiges als wie aufs neue der Gemeinschaft des Lebens eingegliedert. Und das Wunder?

Und doch, der Heilige hatte deutlich gesprochen, und er, Miserere, abgelenkt durch die Bestürzung über jene unbegreifliche Befristung des Aufschubs, hatte sich nicht einmal gebührend dankbar gezeigt, nicht gegen ihn und vor allem nicht gegen Gott. Reuig suchte er sich nun zu einem andächtigen Dankgebet zu sammeln, aber gleich kehrte sein Sinn zur Erwartung der verheißenen Genesung zurück, danach zur Hoffnung, einen unbefristeten Aufschub zu erhalten, dann wieder zum Zweifel und endlich zur Überzeugung, daß Muzius ein großer Heiliger, doch eine schwierige Natur sei.

Dieser Wirbel der Gedanken hielt ihn in Aufruhr. Von Genesung keine Spur! Vielleicht ging es ihm schlechter; sicherlich sogar! Nach und nach erbitterte er sich, wurde böse. Die Krankheit, Muzius, die zwei Jahre, das Leben, der Tod, die Verheißung, die sich nicht erfüllte, immer dieselben quälenden Vorstellungen. Er war überzeugt, keine Ruhe finden zu können. Statt dessen sank er schon unmerklich in Schlummer. Bilder und Gedanken begannen sich unlösbar zu verwirren, mengten sich ineinander zu immer loseren Folgen. Er lag in tiefem Schlaf.

Als er nach mehreren Stunden erwachte, empfand er etwas Neues. Das frühe Märzlicht, das schräg durchs Fenster drang, fiel gerade neben sein Lager. Maximus wandte sein Auge von dem Rechteck brüderlicher Sonne, das die Wand vergoldete, zum luftig blauen Rechteck des Fensters oben und fühlte, wie seine Seele sich einem Frühlingshauch erschloß. Er war noch schwach, doch von einer angenehmen Müdigkeit, und die Frische der erneuerten Sinne samt der gleichmäßigen Wärme der schützenden Decken erhöhte das Wohlgefühl seines Körpers. O lieber Leib, nicht mehr namenlose Hülle, sondern lebenerfüllte, zum Aufblühn neu bereite Wesenheit! Sogar der Hunger machte sich mit einem leichten köstlichen Reiz bemerkbar. Gewiß würde Muzius bald mit der Botschaft kommen, die Gnade sei unbedingt, unbefristet. Alles war neu, frei und leicht, alles war März.

Silvia hatte sich, nach so vielen Nachtwachen, einen Augenblick vom Schlaf übermannen lassen, und Maximus, der sie so sah, empfand zärtliche Rührung. *Unvergleichliche Mutter! Besser, sie ruhen lassen*, dachte er erst; dann aber besiegte die Ungeduld, ihr die große Neuigkeit mitzuteilen, jede Scheu. "Mutter!" flüsterte er; und da Silvia sich nicht rührte, rief er sie noch zwei- oder dreimal an, beglückt über die eigne, sich kräftigende Stimme und bestrebt, in seinen Ton etwas von seiner inneren Freude zu legen, damit das Erwachen der Schlafenden nicht schreckhaft sei: "Mutter, Mutter!"

Silvia fuhr aus dem Schlaf empor. "Geht es schlimmer?"

"Nein, siehst du nicht, daß ich ein anderer bin?"

Böse auf sich selbst, daß sie sich von der Müdigkeit hatte überfallen lassen, entschuldigte sie sich, fragte, konnte sich nicht beruhigen. "Aber ist es möglich? Sag mir die Wahrheit, täusche mich nicht!"

"Du bist so gewöhnt, dich zu quälen, Mutter, daß du an die guten Nachrichten gar nicht glauben kannst. Doch Muzius' Versprechen, die Gnade, weißt du davon nichts mehr? Ich fühle mich wirklich ganz verändert, denk dir; mir ist, ich sei wie neu geboren."

Auf den Knien, über das Bett des Sohnes gebeugt, der ihr übers Haar strich, dankte Silvia dem Herrn. Heimlich aber warf sie sich immer noch ihr Schlafen vor, und auch die Zweifel wollten nicht ganz verstummen. Bald aber gewann die befehlsgewohnte Frau in ihr die Oberhand. "Jetzt lieg schön still, sprich nicht und schlaf!"

"Nein, genug mit Schlafen, ruf den Vater, ruf ..."

"Gedulde dich noch ein wenig, warte doch, bis es ganz sicher ist." Silvia übte gegen die Ihren eine unbegrenzte Selbstlosigkeit, doch war ihre Mutterliebe nicht frei von unbewußt eigensüchtigen Regungen. Wenn Maximus sich zu sehr ermüdete? Wenn die Besserung nur Selbsttäuschung war? Ihr oblag es zu wachen; das war ihre Pflicht, ihre liebevolle und eifervolle Pflicht.

"Wie soll ich dich überzeugen, daß es mir besser geht? Denk nur, wie der Vater und Valeria sich sorgen! Und auch Tante Septimia und Sabina! Ruf alle!"

Er ließ sich feiern, glücklich über seinen Zustand und im Grunde stolz, sich Gegenstand und Anlaß eines göttlichen Wunders zu wissen. Er überließ sich einem Wohlgefühl, das noch nicht wahre Kraft bedeutete; in seinen Augen war noch mehr Lächeln als Blick.

Aber da erschien Muzius. Jäh setzte Miserere sich im Bett auf, forschte nach dem Ausdruck des Heiligen, begriff, und die heitere Fröhlichkeit von vorhin wurde alsbald von einer mächtigen Welle überflutet.

"Nun?" fragte er, sobald sie allein waren.

Der Mönch ließ mit einer Gebärde der Ohnmacht die Arme sinken. Da reckte sich blitzartig der Gedanke des Todes vor Maximus auf, mit einer Klarheit, einer Bestimmtheit, wie er ihn noch nie zu denken vermocht hatte. Am Vortag bei der Ankündigung des befristeten Aufschubs war er betäubt gewesen, gleich aber hatte Hoffnung wieder die Oberhand gewonnen. Jetzt blieb allein und entsetzlich das Gespenst des Todes. Er sah sich auf der Bahre, als Leiche, aschfahl die Augenhöhlen, die Lider versiegelt über den gebrochenen Augen, mit leblosem Mund und atemloser Brust, in nichtmenschlicher Ruhe hingestreckt; die Dinge waren aufgehoben, verloren das Haus, verloren die Erde, die Sonne, die Sterne, die Vollmondnächte; nichts blieb als eine zitternde Seele und der bleiche Dämmerchein eines jenseitigen Lebens.

"Aber, Muzius," rief er erregt, "hast du ernstlich gebetet, stark, eindringlich, wie ich dich angefleht hatte?"

"So sehr ich's vermochte."

"Und hast nicht Klage geführt?"

"Gegen den Allmächtigen führt man nicht Klage."

"Du mußt dich auflehnen, ihn fragen, was ich denn Böses getan habe, um so bestraft zu werden. Warum hast du ihm nicht vorgehalten, den Aufschub befristen, heiße grausam verfahren, und es sei nicht erlaubt, zur Verurteilung noch die Folter hinzuzufügen."

"Du bist verrückt!"

"Ich bin nicht verrückt – ich blicke der Wahrheit ins Gesicht und ich sage dir, Gott wäre großmütiger gewesen, hätte er mich unverzüglich sterben lassen. Er konnte sich die Gnade ersparen und mir den Alb eines verstümmelten Lebens, mit der Aussicht, in wenigen Monaten wieder dort angelangt zu sein, wo ich gestern stand. Besser, zehnmal besser, gleich zu sterben und nichts erlebt zu haben, als für eine Wohltat danken zu sollen, die nur Hohn bedeutet! Geh, geh, sag's dem Herrn: das ist keine Gnade. Wenn es so ist – laßt mich sterben! Tut mit diesem Opfer, wie es euch gefällt.

Ich fordere nichts mehr. Diese Gnade weis' ich zurück. Laßt mich allein." Er warf sich aufs Bett nieder und kehrte sich gegen die Wand, den Kopf halb in die Decken vergraben.

"Maximus," mahnte der Mönch, "'du weißt wohl, daß du lästerst? Du weißt, daß du mir den Rücken kehrst? Sieh mir ins Gesicht!"

"Nicht dir dreh ich den Rücken zu."

"Wem denn?"

"Meinem Urteil. Es soll mich überfallen, wenn es kommen muß, und mich hinterrücks treffen. Das entspräche seiner Art."

Muzius sprang auf. Zornbebend rannte er durchs Zimmer, die Kiefer aufeinander pressend. Er hätte losbrechen mögen, doch hier war ein elender, unverantwortlicher Kranker und dort eine arme Mutter. "Genug!" rief er mit erstickter Stimme. "Ich gehe und du siehst mich nicht mehr."

"Nein", gab Maximus zurück, immer noch zur Wand gekehrt. "Du hast kein Recht, mich zu verlassen."

"Vor einem Augenblick sagtest du, ich solle dich lassen, und jetzt willst du, daß ich bleibe? Einen Lästerer wie dich aufzugeben ist nicht nur Recht, es ist Pflicht."

"Eben weil ich gelästert habe, mußt du bleiben. Bist du nicht der Mann Gottes? Streite für deinen Gott!"

"Mein Gott ist auch dein Herr und bedarf es nicht, daß ich für ihn stritte. Und mit dir müßte ich jedenfalls mit Fäusten kämpfen."

"Schlag mich nur. Vielleicht wird's mir gut tun. Alles, nur verlaß mich nicht. Du hast mir diese herrliche Gnade erwirkt, du hast sie mir angekündigt, dir obliegt's, mich zur Demut zu führen."

"Du bist zu undankbar, als daß ich dir beistehn sollte ..."

"Undankbar? Ich hadre nicht mit dir, Muzius. Du bist immer gut zu mir gewesen."

"Mit wem denn haderst du? Lästerst du schon wieder?"

Ein Schweigen folgte, das nicht enden zu wollen schien. Plötzlich nahm Miserere sich zusammen.

"Muzius," sagte er mit veränderter Stimme und so entstelltem Antlitz, daß es dem Heiligen einen Stich ins Herz gab, "Muzius, ich bin jetzt ruhiger, ich beherrsche mich. Ich sehe ein, daß ich wirklich, wie du sagst, in Verrücktheit und Raserei zu dir gesprochen habe. Vergib mir meine unverantwortliche Gottlosigkeit, bitte, daß mir auch dort oben vergeben werde. Gib mir den Glauben wieder, hilf mir, mich zu unterwerfen. Füh mich zum höchsten Gut zurück."

"Und wagst du zu hoffen, Er werde dich noch einmal in Gnade annehmen?"

"Wenn du mir hilfst, gewiß. Du bist Priester, du kannst binden und lösen."

"Bereust du?"

"Ja."

Ein neues Schweigen folgte.

"Mein Sohn," sagte der Heilige endlich mild, "du hast recht; deine Sünde ist so groß, daß ich dich nicht dir selbst überlassen darf. Gestern dachte ich am Bett eines Gläubigen zu stehn, der nur nach einem guten Tod verlangte und um Aufschub bat, um sich besser zu bereiten. Und ich habe zu Gott gefleht, ohne mein Gebet einzuschränken. Nun bedenke wohl: wenn der ewige Vater dich und mich erhört hat, so bedeutet das, daß er dir hat helfen wollen; hat er aber, um dir zu helfen, diesen Weg gewählt, nun, so heißt das, zu deinem Besten war es richtig, so zu tun. Du magst das nicht begreifen, aber Auflehnung ist sinnlos und Lästerung verbrecherisch. Du glaubst an eine höhere Macht, sonst hättest du dich nicht an sie gewandt und würdest dich jetzt nicht gegen einen Spruch empören, der dich nur treffen kann, insofern diese Macht besteht und gebietet. Doch du möchtest einen Gott, der sich deinen vergänglichen Wünschen und Bedürfnissen anpaßt, ein kleines, bequemes höchstes Wesen, das man für jede Nichtigkeit zur Hand hat, wie es zwanzig oder fünfzig Jahre Leben sind."

"Scheint dir das Leben solch eine Nichtigkeit?"

"Machst du es zum Selbstzweck, so mag das Leben von größter Wichtigkeit erscheinen. Doch das ist heidnisch. Für einen Christen ist Zweck des Lebens der Tod; es ist die Prüfung, die wir ablegen müssen, um zum Tod zu gelangen."

"Doch vielleicht", wandte Maximus ein, "setzt du seinen Wert zu tief herab. Auch das Leben ist ein Geschenk des Schöpfers."

"Für eine solche Auffassung genügt der heidnische Olymp und Christus brauchte nicht zu kommen. Du aber magst der heidnischen Gottheit wohl zulächeln, fühlen wirst du sie nicht. Versuch's, wenn du willst. Unser Gott hat dir zwei Jahre Leben zugebilligt. Warum erbittest du nicht weitere sechzig von Jupiter oder Apollo? Du stellst dir einen Gott vor, der für die Menschen geschaffen ist, während doch die Menschen für Gott da sind. Du mußt dein ganzes Denken umändern. Der Schöpfer ist zu groß für unsre Spielereien von Jahren und irdischer Dauer. Du mußt suchen, ihn dir, soweit du's vermagst, in einem Ozean von Raum, von Zeit und Macht zu denken, selbst Raum, selbst Zeit und Macht; du sollst Gott erfühlen, wie Sterne und Gestirne von ihm ausstrahlen, wie ungezählte Lebens- und Todesschicksale von ihm ausgehn, jedes einzelne nicht wichtiger als ein Stäubchen in der Luft, die du mit jeder Regung der Brust ein- und ausatmest; für Ihn sind unsre Kriege wie ein Wimpernschlag, fallen die Königreiche wie herbstliche Blätter im Wind ..."

"Und doch ist dieser Gott Mensch geworden."

"Das ist das Große. Er ist Mensch geworden um der Liebe willen und damit wir ihn nicht nur anbeten, sondern lieben lernen. Und du lästerst!" – Miserere grübelte. – "Wie

kannst du", fuhr Muzius nach einer Pause fort, "so sehr an der Erde haften? Was hat sie dir bisher gegeben? Was hast du daraus gemacht? Du hast geträumt, das ist alles."

"Und scheint dir das wenig? Ich habe bisher nichts genossen, doch meine innere Welt hat genügt, mich glücklich zu machen. Sind wir sicher, daß jenes Leben danach glücklicher sein wird als dieses? Laufen wir nicht Gefahr, daß durch die letzte Wirklichkeit, wenn wir sie erkennen und damit Hoffnung und Traum aufgeben, das Beste in unserer Seele vernichtet wird?"

"Weißt du, woher dir diese Gedanken kommen? Aus deiner Ichsucht, die bewirkt, daß du das unergründliche Wesen und das All, wie du dir sie soeben vorstelltest, wohl begreifst, aber nicht fühlst. In deinem Gefühl bist du selbst Mittelpunkt der Welt; sogar Gott muß sich um dich drehen."

"Sind wir nicht mehr oder weniger alles so?"

"Triebhaft ja, doch Vernunft und Glauben sind nicht umsonst auf der Welt. Du denkst zuviel an dich und verschließt dich zu sehr in dir selbst. Das ist der Ursprung deiner Leiden. Du magst frei von Eigennutz und mildtätig sein, doch von dir selbst absehen zu können, wie es nötig wäre, davon bist du weit entfernt."

"Meinst du, ich lege soviel Wert auf mich kleinen Menschen? Ich lasse mich doch sogar Miserere nennen."

"Ein trefflicher Beweis! Du heißt Maximus und eines schönen Tages wirst du Miserere. Ist das nicht nur Laune? Es liegt eine Form der Selbstanbetung auch in der Demut. Nähmst du dich weniger wichtig, so gäbst du dich nicht mit deinem Namen ab. Du trittst ins Kloster ein und bleibst darin wie ein Bevorrechteter, ohne dich zu entschließen, die Gelübde abzulegen; dergleichen ist gut für die andern, nicht für dich. Du wirst Einsiedler und wählst dir den malerischsten Ort ..."

"Ich dachte, die Schönheit der Natur bringt uns ihrem Schöpfer näher."

"Hast du Gott nicht in dir, so findest du ihn auch im Paradies nicht. Du erfreust dich an einer schönen Landschaft, aber es freut dich auch, daß sie dich freut; ist es nicht so?" Schweigen. "Jetzt frage ich dich: Wie kannst du deinem Ich solche Bedeutung beilegen? Hast du vielleicht etwas Großes geleistet, du? Siehst du nicht, daß dein Selbstgefühl jeder Grundlage entbehrt?"

"Ich weiß wohl, daß ich nichts Bleibendes geleistet habe noch je leisten werde, aber ich glaube auch nicht, hochmütig zu sein. Mir scheint, was ich fühle, ist nur Feuer, Begeisterung ... wohl ein Fehler meiner Jugend."

"Was ist die Jugend angesichts des Todes!"

"Ich weiß es nicht. Doch wenn dieser Jugendhauch, der mich vor dem Tod zurückschauern läßt, gerade auf der Schwelle des Todes in mir erwachte, ist das Schuld oder Unglück?"

"Es ist der Böse, der dich versucht."

"Und warum gibt mich der Allmächtige der Versuchung preis, wenn ich am wehrlosesten bin? Ich hatte bisher gelebt, ohne das Leben so hoch zu bewerten; und jetzt, gerade jetzt ... Es ist kein frevelhafter Wunsch, glaube mir. Ich träume mir das Dasein nicht als ein Fest. Es ist wohl nur der Lebenstrieb, der erwacht."

"Entspricht unser religiöses Gefühl nicht auch einem Trieb? Doch das ist ein höherer Trieb, der uns von den Tieren unterscheidet. – Hör auf mich: Entweder du lebst für die Erde, um zu erwerben, zu genießen, Ruhm zu erlangen, je nachdem deine Neigung dich lenkt; oder du lebst für den Glauben, für das ewige Leben. Im ersten Fall bist du ein Verworfenener, im zweiten ein Auserwählter; doch in beiden hat dein Leben eine Berechtigung, einen Sinn. Was willst du aber? Dich nicht zu den Verworfenen gesellen und auch nicht zu den Auserwählten aufsteigen. Leben um zu leben. Schönes Ziel!"

"Ist denn, was ich bisher getan, so verwerflich?"

"Nein; nun aber, da die Jugend in dir erwacht ist, wo würdest du enden?"

"Ich würde mein Bestes tun. Und dann hätte ich auch Zeit, wie alle, reif zu werden, indem ich Erfahrung erwürbe. Warum wird mir dieses natürliche Recht verwehrt? Kannst du mir sagen," – abermals ließ Maximus, fortgerissen vom Ton der eigenen Stimme und von Muzius' müdem Ausdruck ermutigt, seiner Pein freien Lauf – "kannst du mir sagen, warum gerade mich ein solches Los hat treffen müssen? Ich bin gewiß kein Heiliger gewesen, doch ich habe immer versucht, dem Glauben zu dienen."

"Bist du denn unfähig zu begreifen, daß im Stande der Unschuld zu sterben ein Lohn und keine Strafe ist?"

"Warum hat dann der, der alles vermag, mich nicht als Kind zu sich gerufen? Warum hat er mich bis zu diesem Alter gelangen lassen?"

"Fang nicht wieder an, dich zu versündigen."

"Warum hat er mir gleichzeitig die Verurteilung zum Tod und die Liebe zum Leben gesandt? Warum hat er, der Herr über die Zeit und die Schicksale, mir nur diese erbärmlichen zwei Jahre vergönnt?"

"Lästre nicht, sag ich dir!"

"Und ist ein Vater Schöpfer des Menschen, warum muß dann die göttliche Vernunft im Gegensatz zur menschlichen stehn?"

"Lästre nicht!" donnerte der Heilige noch einmal, indem er mühsam die aufsteigende Empörung niederzwang.

Miserere schwieg, doch nach einer kurzen Stille schloß er mit müder Stimme: "Du kannst mir befehlen, mich nicht zu versündigen, doch eine Deutung für das alles weißt du mir nicht zu geben."

"Eine Deutung?" brach Muzius endlich los. "Die kann ich dir freilich nicht geben. Aber was beweist das? Nur daß wir den ewigen Sinn nicht erforschen können; doch dieser Sinn besteht, es ist unmöglich, daß er nicht besteht, denn er muß da sein. Wäre

er nicht, so würde alles einstürzen, weil dann Gott nicht wäre, und Gott ist, – bei Gott, so wahr ich hier stehe, so wahr du geheilt wirst, so wahr du in zwei Jahren sterben wirst, Unglückseliger!"

Mit diesem letzten Ausbruch erlosch Muzius' Erbitterung jählings. Schwer atmend ließ er sich auf einen Stuhl fallen; als der Sturm in seiner Brust sich gelegt hatte, verharrte er noch, vorgebeugt, in bleiernem Schweigen.

Endlich unterbrach Miserere die lastende Stille. Er beugte sich über seinen Retter und flüsterte: "Vergib mir. Wieder einmal habe ich nicht gewußt, was ich sage." Muzius schüttelte den Kopf, ohne ihn zu erheben, und antwortete nicht. "Vergib mir. Halte mich nicht für schlechter, als ich bin. Es war eine hemmungslose Aufwallung! Ich sehe wohl, daß es gilt, sich dem Willen des Ewigen anheimzugeben, indem man einfach und schlicht aus dem Brunnen des Glaubens schöpft, wie das Wasser aus der Quelle und den Atem aus der Luft, indem man darauf verzichtet, zu begreifen, und dankt für das, was das Leben uns Gutes gibt. Auch ich weiß, daß wir kein Recht darauf haben, geboren zu werden, und keines, zu leben. Du siehst, sobald ich ruhig bin, lehne ich mich nicht mehr auf. Es ist nur der blinde Trieb ... Es wird alles vorübergehen."

Muzius hob das zerfurchte Gesicht. – "Du hast geweint?" rief Maximus, erstaunt, in jenem Starken die leichte Erregbarkeit des Gefühls zu entdecken, die er sich selbst so oft vorwarf.

"Ich?" rief Muzius. "Hältst du mich für ein Weib?" Er trocknete sich mit dem Ärmel die Augen, richtete sich mühsam auf und legte Miserere eine Hand auf die Schulter. "Du bist ein guter Junge und jetzt hast du recht gesprochen. Erkenne Gott den Herrn in dem Gefühl, das dir die letzten Worte eingegeben hat. Solange du das Unerreichbare mit dem Hirn suchst, wirst du es nicht finden; suche es im Herzen und du wirst es sogleich entdecken. Zwei Jahre sind dir gegönnt und der Beistand der göttlichen Vorsehung, denn wäre das nicht, so hättest du nicht die Gnade empfangen. Fürs erste nun entledige dich dieses Geheimnisses der zwei Jahre und sage den Deinen die volle Wahrheit; im übrigen Sorge dich nicht. Da du die Natur so liebst, suche den Schöpfer in seinen Werken, genieße die freie Luft, gewinne ein wenig Heiterkeit, und wenn du erholt und gekräftigt bist, komm zu mir."

"Du gehst? Und ich?" Mit Muzius' Weggang verlor Miserere jeden Halt.

"Wir sehen uns bald wieder, Mis – ... Maximus, doch glaub mir, ein wenig Sammlung wird dich retten. Geheilt bist du, die Schwäche wird vergehen und mit ihr auch deine Aufwallungen. Hab Vertrauen und überlasse dich der göttlichen Vorsehung." Er beugte sich nieder und küßte seinen Schützling auf die Stirn.

Maximus war nun völlig ratlos. Eben noch, während er so gottergeben gesprochen hatte, war in ihm der Gedanke aufgezuckt, es könnte jene Gnadenfrist mehr in Muzius' Deutung enthalten sein als im göttlichen Willen, der sich gewiß nur unbestimmt

kundgetan hatte. Konnte Muzius nicht etwas Ungenaueres allzu eng gefaßt haben? Diese Heilung war im Grunde kein so überzeugendes Wunder wie andere des Heiligen: vielleicht stand sie bereits lange im göttlichen Ratschluß fest, was übrigens seinen Dank gegen den Mönch wie Gott gegenüber keineswegs verminderte.

Eine Weile noch brütete der Kranke über diesen Gedanken, die ihn wohl nicht ganz überzeugten, doch seinem Hoffnungsbedürfnis einen Ausweg zeigten. Zuletzt sank er in eine Wirrnis widerspruchsvoller Vorstellungen zurück. Den einzigen Halt fand er in den letzten Worten des Heiligen: daß er vorerst jede Sorge von sich weisen und sich zerstreuen dürfe; daß er später daran denken müsse, zu einer streng religiösen Lebensregel zurückzukehren; und daß er schließlich doch mindestens zwei ganze Jahre vor sich hatte.



CHRISTINE JONGEN: BRONZESKULPTUR DIDO (2008/9)

<http://christine.jongen.pagespro-orange.fr/n>
Abbildung gemeinfrei über Wikimedia

VOM TODE ...

Silvia wanderte durch das Zimmer des Genesenden. Sie mühte sich, heiter und angeregt zu scheinen, doch sobald sie meinte, genug getan zu haben, versank sie in ein trübes Schweigen. *Sie ahnt etwas*, überlegte Maximus, der sich schon auf ein Verhör gefaßt machte und im Geiste alle möglichen ausweichenden Antworten erwog. Zuletzt beschloß er doch, sich der Eingebung des Augenblicks zu überlassen, aber wie sehr bereute er, verhindert zu haben, daß Muzius sogleich die Befristung auf zwei Jahre ankündigte! Zu dieser Stunde wäre das Schlimmste überstanden, die Seinen würden anfangen, sich zu trösten in der Hoffnung, das Urteil sei doch nicht so sicher, und er stünde nicht mehr unter dem Alpdruck dieses Geheimnisses. So aber wußte er nicht, was tun. Ganz und gar schweigen war nicht möglich, denn Muzius durfte nicht zum Mitschuldigen einer Fälschung gemacht werden. Also reden – aber wann? *Jetzt werde ich jeden Morgen aufwachen mit dem Gedanken, ich müsse die Wahrheit sagen, und jeden Abend einschlafen mit dem Bedauern, es nicht getan zu haben; ich werde mich abquälen in dieser Unentschiedenheit und mir mit dem ewigen Aufschub alle Freude an der Genesung verderben ...*

"Mutter, ich muß dir etwas sagen."

Kaum war ihm das Wort entschlüpft, so ängstigte es ihn schon, die Mutter so voller Spannung vor sich zu sehen, und er suchte nach einer Ausflucht. "Nimm es nicht so ..., Mutter; es ist nichts Ernstes."

"Nein, jetzt mußt du mir alles sagen. Du hast angefangen und kannst nicht mehr zurück. Schau mich an: ich bin ganz ruhig."

Im Nu hatte sie es fertig gebracht, sich den Anschein der Gelassenheit zu geben, und während der Sohn berichtete, unterbrach sie ihn mit sachlichen Fragen, ließ sich aufsteigende Zweifel klären, horchte gespannt hin, doch ohne Erregung zu verraten. Nachdem nun das Schwerste hinter ihm lag, erzählte Maximus alles, und betroffen, beinah gekränkt, die Mutter so ruhig zu sehen, wurde er von Mitleid über sein eigenes Los bewegt und betonte immer wieder, wie Muzius die Dauer der Gnadenfrist unverrückbar bestimmt habe.

"Mag sein," schloß Silvia, "aber ich kann es nicht glauben. Wäre es so, dann hätte sich Muzius anders gegen dich verhalten. Er hätte von der Möglichkeit eines plötzlichen Endes in absehbarer Zeit, von der Notwendigkeit der Bereitschaft und

Ähnlichem gesprochen; ein solches im voraus festgelegtes Todesurteil aber würde sinnlose Grausamkeit bedeuten."

"Und doch ...", begann Miserere, brach aber ab. Eine schöne Kindesliebe das! Wo die Mutter sich einmal zuversichtlich zeigte, tat er alles, um sie zur Verzweiflung zu treiben. Nein, jetzt galt es, sich mannhaft zu bewähren; und er stellte sich, als habe ihn die Mutter überzeugt.

"Möglich, daß du doch recht hast. Muzius hat vielleicht gefürchtet, ich könnte die Gnade mißbrauchen, und hat mir Angst einjagen wollen, aber Gott enthüllt seine Absichten gewiß nicht und verkündet den Tag des Gerichts nicht vor der Zeit. Es wäre sogar ungerecht, während kein Mensch jene Schreckensstunde kennt, daß einer allein im voraus erführe, für welche Frist er sich vorbereiten muß."

"Sicher. Je mehr ich drüber nachdenke ..."

Sie sprachen nicht weiter. Gedankenverloren suchten sie beide unter dem Schein der Ruhe die innere Qual zu verbergen. Aber da geschah's mit einemmal, daß unter jenem Schweigen, aus dem Übermaß des gepreßten Herzens aufgestiegen, zwei arme Tränen der Mutter ins Auge traten, auf der Wimper zitterten und langsam die Wangen herabrannen. Silvia verließ hastig das Zimmer. Maximus, allein geblieben, drückte die Hände gegen die Schläfen, und ohne etwas Bestimmtes zu denken, wiederholte er nur tonlos: "Miserere ... Miserere ..."

In ihrem Zimmer, auf dem Bett sitzend, gab sich Silvia endlich der Wohltat der Verzweiflung hin, auf ihre Weise, die weder Seufzer noch Schluchzen, sondern nur ein lautloses Weinen kannte. In ihre Pein mischte sich Bitterkeit gegen alle und alles, angefangen bei der Gemütsruhe der Ihren, die so gemächlich in den Tag hinein lebten und absichtlich die Augen verschlossen, indes sie allein verstehen, sehen und voraussehen mußte. Diese Überzeugung, die sich allmählich in ihr gebildet hatte, war ihr zur ständigen Begleiterin, zur Vertrauten ihrer Sorge, beinah zur Freundin geworden; daher ihr eigensinniges Widerstreben, sich mitzuteilen und zu erschließen. Konstantin freilich mußte sogleich erfahren, was ihr Maximus anvertraut hatte; bei den andern aber hatte es keine Eile.

Konstantin hatte das Wunder wie eine Gewißheit aufgenommen und gefühlt, wie ihm ein schwerer Stein vom Vaterherzen fiel. Zum ersten Jubel hatte sich dann ein klein wenig befriedigte Eitelheit gesellt, insofern das Wunder ihm selbst erhöhte Bedeutung zu verleihen schien; mochte er auch nicht unmittelbar daran beteiligt sein, er war es doch gewesen, der die Bekehrung der Familie vom Heidentum zum Christentum veranlaßt hatte; und während er selbst keine schlechte Meinung von seinem Geist und Verstand hegte, war ihm die Welt die gewünschte Anerkennung schuldig geblieben. Silvias Mitteilung traf ihn vernichtend. "Was nun?" Wie verloren

fuhr er sich mit der Hand über den gedankenschweren Schädel; die grauen Augen schienen tiefer eingesunken als sonst, das glatte Gesicht zerfurcht, die Mundwinkel hingen leblos herab.

Als Silvia ihrem Bericht den Rat – beinahe den Befehl – beifügte, über die Sache im Familienkreis vorerst nicht zu sprechen, klammerte sich Konstantin daran wie an einen Rettungsanker. Selbstverständlich. Damit vermied man Auftritte; und was für einen Sinn hatte es, die andern im voraus zu betrüben, da Muzius selbst es nicht getan hatte und doch noch zwei Jahre Frist waren? Einen Augenblick lang durchzuckte Konstantin der Gedanke, seine Frau hätte besser getan, auch ihm diesen Kummer zu ersparen; aber er verscheuchte diese unzulässige Vorstellung rasch.

War er selbstüchtig? Er hing unendlich an den Seinen, und auch außerhalb des engsten Familienkreises konnte er Neigung fühlen. Nur war es leider so: wenn ein geliebter Mensch vom Unglück betroffen wurde, litt er, der sich sogleich in ähnlichem Unglück sah, vor allem für sich selbst. Außerdem hatte er die Gewohnheit, sich zu beobachten, zu behorchen, zu belauern, körperlich und geistig. Kaum erwacht, prüfte er schon Augen und Zunge vor dem Spiegel, fühlte sich den Puls, stellte seinen Allgemeinzustand und seine Laune fest, wie man Himmel und Wetter feststellt; tagsüber überwachte er ständig die Luft im Zimmer und besonders die eigene Verdauung, wobei er sich jede genossene Speise einzeln zurückrief und sich vorwarf, der Eßlust gefröhnt zu haben. Erlebte er eine Widerwärtigkeit, so fügte er zum übrigen Kummer noch den hinzu, sich bekümmert zu fühlen, und überließ sich der schwärzesten Mutlosigkeit. Es war also nur ein natürlicher Wunsch nach Abwehr, wenn er, so oft eine schlechte Nachricht in der Luft lag, vorzog, sie nicht zu erfahren, oder wenigstens, nicht daran zu glauben.

Zwei Tage später fuhr Silvia nach Rom, zu Muzius. Erst hatte sie ihm einen Brief geschrieben, worum sie um Aufklärung bat und Verschwiegenheit gelobte. Als sie Konstantin die wenigen Zeilen unterbreitete, die sie sich mühsam abgerungen, war sie zwar sicher, er würde das Wagnis mißbilligen, aber entschlossen, es trotzdem durchzuführen. Doch Konstantin, nachdem er einen Augenblick überlegt, ob er nicht ihre schmucklose Prosa ein wenig verschönern sollte, sagte nur: "Versuch's."

Muzius, da man ihm den Brief brachte, wurde zunächst wütend und fuhr den schuldlosen Boten an: "Möchtest du mir nicht sagen, was sie dort eigentlich wollen? Sie empfangen eine Gnade und sind unglücklich! Und verlangen obendrein briefliche Aufklärung! Geh unverzüglich zurück und richte aus, da gäbe es nichts zu erklären. Sie sollen beten, beten und noch einmal beten."

Kaum war der Bote fort und der erste Zorn verraucht, ließ er ihn zurückrufen: "Sag deiner Herrin, daß sich über diese Dinge nicht schreiben läßt. Wenn sie will, kann sie ja

herkommen." Wieder gegangen, sah sich der Bote ein zweites Mal zurückgerufen: "Sag ihr, daß ich sie segne."

Als dann die Mutter zitternd vor ihm stand, machte der Heilige die Begrüßung kurz ab. Sind wir nicht alle Brüder? Wozu die übertünchten Reden? Vernunft und angeborene Rauheit verbündeten sich. "Nun?" fragte er, kaum daß er ihr einen Stuhl angeboten. "Was wolltest du also von mir?"

"Vor allem muß ich dir danken."

"Dank begehre ich nicht. Danke nur Gott, bete zu ihm, und komm zur Sache."

"Muzius, als dir vom Herrn die Gnade zuteil wurde, hast du da wirklich von ihm das Todesurteil mit zwei Jahren Frist vernommen? Hat er es dir selbst verkündet? Wie hat er es gesagt?"

"Mit andern Worten," entgegnete Muzius, "du fragst, ob ich gespaßt oder das Blaue vom Himmel heruntergeschwätzt habe? Ja, stellst du dir denn vor, daß des Ewigen Wille sich in gemeinen Worten offenbart oder daß der Allmächtige in Person gekommen ist oder mir so ein Engelchen geschickt hat mit der Botschaft: *Schön, Muzius, da dir so viel daran liegt, werden wir dir den Gefallen tun und dem Burschen das Leben um zwei Jahre verlängern?* – Ich weiß es selbst nicht, was mir in jener Stunde widerfuhr; ich weiß nur, in einem bestimmten Augenblick habe ich wie eine leuchtende Wahrheit die zwei Jahre Gnadenfrist geschaut, zwei Jahre genau, verstehst du? Aber ich hätte nie geglaubt, daß diese Gunst als Mißgunst genommen werden könnte ..."

Silvia war entschlossen, lammfromm zu bleiben: "Du mußt mir verzeihen. Versetze dich in meine Lage. Was mich zur Verzweiflung treibt, ist die Unerbittlichkeit der Frist."

"Wahnsinnige ihr! Begreift ihr denn nicht, daß gerade darin die höchste Gnade liegt? Hätte der Herr einen unbefristeten Aufschub gewährt, dein Sohn wäre seinen eigenen Kräften überlassen geblieben, die nichts sind. So aber hat er eine Gewißheit und kann sich bereiten. Leuchtet dir das nicht ein?"

"Aber zwei Jahre sind so wenig!"

"Um sich zu vergnügen, vielleicht; um sich mit Gott zu versöhnen, genügt ein Augenblick. Ich will dir etwas sagen. Nach deinem Sohn hat mich ein anderer Mönch um die gleiche Gnade gebeten. Er ist noch jünger als Maximus. Grazian heißt er. Auch er lag auf dem Totenbett, auch er fürchtete, vor der göttlichen Gerechtigkeit nicht bestehen zu können, und flehte um Zeit zur Buße. Ich habe gebetet und bin erhört worden. Vor zwei Tagen, genau eine Woche nach der Rettung Maximus'. Nun, Grazian wird noch ein Jahr zu leben haben, hörst du? Ein Jahr; er weiß es, es ist glücklich, bereitet sich vor, in die Einsamkeit zu gehen, um sich zu sammeln, betet und denkt an

nichts anderes mehr. Weißt du, was Maximus' Unglück ist? Daß Gott ihm eine so bequeme Frist gewährt hat, daß ihr's wie einen Urlaub auffaßt."

"Du magst recht haben, aber ich bin doch die Mutter."

"Eine christliche Mutter, will ich hoffen. Erscheint es dir wichtiger, den Sohn ein paar Jahre länger um dich zu haben, als ihn für die Ewigkeit selig zu wissen? Du nennst das Mutterliebe; ich nenne es mütterliche Eigenliebe. Kennst du die Geschichte der Melania? Sie ist eine römische Edelfrau wie du. Ihr ist folgendes widerfahren: Ihr Mann war kaum gestorben und noch nicht einmal begraben, als sie ihre beiden Söhne, hörst du, beide Söhne zugleich durch den Tod verlor! Glaubst du, sie habe sich wild gebärdet, sich die Haare gerauft, sich die Brust zerfleischt? Nein, sie ist lautlos, tränenlos vor dem Kruzifix in die Knie gesunken und hat gesprochen: *Herr, nun, da du mich von allen irdischen Banden gelöst hast, werde ich dir noch besser dienen.*"

"Sie wird eine Heilige gewesen sein, aber ich kann nicht an den Tag denken, da mir der Sohn sterben muß. Du redest trefflich, du, aber du bist nicht Vater, kannst nicht verstehen. Mein Sohn auf dem Totenbett, in nur zwei Jahren, das ist ein furchtbarer Gedanke."

"Furchtbar? Schau her."

Der Heilige zog aus einem Winkel eine Rolle, entfaltete sie. "Das ist ein Brief des Hieronymus, er hat ihn kürzlich aus Palästina geschrieben, um einen Freund über den Verlust eines jungverstorbenen Angehörigen zu trösten. Man hat mir eine Abschrift geschenkt. Lies. Es wird dir gut tun." Silvia warf einen Blick auf die Schriftrolle. "Lies laut", befahl Muzius.

"Nepozianus, unser Nepozianus., hat uns Alte in tiefer Bestürzung zurückgelassen. Der unser Erbe sein sollte, ist unser Hingeshiedener. Das Herz erstarrt, die Hand erzittert, die Augen umflören sich, die Zunge stottert. Ich spreche und er vernimmt mich nicht, und die eigene Rede dünkt mich stumm. Ich schreibe, und der Griffel dünkt mich rostig. Ich möchte meine Worte hervorbrechen lassen, und die Augen füllen sich mir mit Tränen, der Schmerz erneuert sich, ein Abgrund umfängt mich. Wo ist jetzt das helle Antlitz, die Würde der ganzen Erscheinung, darein die schöne Seele sich kleidete wie ein Gewand? O Jammer! Er ist dahingewelkt wie eine Blume in der Sonnenglut, die Farbe des Angesichts ist erblichen ... – O Muzius, erspare mir, dies zu lesen!"

"Weiter! Lerne, wie ein Christ stirbt!"

"Vom Fieber verbrannt, mit vertrockneten Adern und stockendem Atem, tröstete er noch den gramgebeugten Ohm. Heiterkeit glänzte auf seiner Stirn, und während alle ringsum schluchzten, lächelte er allein. Er streckte den Seinen die Hände hin, richtete sich auf dem Lager empor, um die ihn Besuchenden zu begrüßen, als wolle er ihnen entgegengehen ... – Genug, Muzius, genug!" Für Silvia war das nicht mehr Neopozianus, der Freund des Hieronymus, es war ihr eigener Sohn, der starb: in zwei Jahren. Auch Muzius fühlte ein

Würgen in der Kehle, doch er wies mit dem Finger gebieterisch auf die Schriftrolle: "Weiter!"

"Man fühlte, er starb nicht, er ging hinüber in eine andre Wohnstatt; er verließ nicht seine Lieben, er fand andre wieder ..." Vor Silvias Auge schob sich ein Schleier, ihre Stimme gehorchte kaum noch, doch der ausgestreckte Finger des Heiligen gebot ihr fortzufahren. "Meine Wangen", las sie mit Auferbietung ihrer letzten Kraft, "sind von Tränen naß ..." Sie vermochte nicht weiterzulesen; die Rolle entsank ihr, schluchzend barg sie das Gesicht in den Händen.

"Nun, nun!" begann Muzius, aber auch er konnte nicht mehr hervorbringen. Ärgerlich über seine eigene Rührung, wanderte er im Zimmer auf und ab. Endlich trat er zu Silvia, legte ihr eine Hand auf die Schulter.

"So, jetzt ist's genug."

Aber es war nicht genug. In diesem Schluchzen löste sich endlich der Krampf ihres Innern und die wilde Qual wandelte sich in menschlicheren Schmerz.

Muzius wanderte wieder durchs Zimmer, die Hände auf dem Rücken, mit gesenktem Haupt und gepreßten Kiefern. Er warf sich die eigne, eines Gottesmannes unwürdige Schwäche vor, konnte aber nicht verhindern, daß die ansteckende Rührung auf ihn übergriff. *Was ist mir eingefallen, daß ich ihr den Brief zu lesen gab? Wie sie jetzt beruhigen?* Er kratzte sich den Kopf, blieb stehen, schritt wieder hin und her, die Hände auf dem Rücken, und fühlte dabei, wie etwas in ihm aufstieg. "Genug!" brach er endlich los. Silvia erstickte ihr Weinen. "Verzeih", sagte sie und hob ein so verwüstetes Antlitz zu ihm auf, daß der Heilige ganz bestürzt war.

"Verzeih du mir", antwortete er mit milderer Stimme. "Ich habe hart zu dir gesprochen und dich gegen meinen Willen zum Weinen gebracht. Glaub mir, überlaß dich der Vorsehung. Ich weiß, mit einer Gewißheit, die mir von Gott kommt, daß dein Sohn eine Gnade empfangen hat und daß die Frist von zwei Jahren unverrückbar ist. Du darfst nicht die Gnade als etwas betrachten, was sich mit einem Tag der Dankbarkeit abtun läßt, noch die Befristung als eine Verurteilung, die endlos zu bejammern wäre. Beide Dinge hängen untrennbar zusammen und du mußt vor allem bedenken, daß der Sohn noch bei dir ist, den du ohne die besondere Gunst des Herrn nicht mehr hättest, und daß es nun deine Pflicht ist, ihn zum Heil zu lenken. Einverstanden?"

Silvia neigte das Haupt, als habe der mitreißende Wille des Heiligen sie überzeugt.

Überzeugt? Sie war nicht die Frau, sich so leicht überzeugen zu lassen. Sie hatte ihre eignen Ansichten; sie konnte Gefühlswallungen unterliegen, aber Denk- und Willensklarheit bekamen rasch wieder die Oberhand. In Prato zurück, erzählte sie alles sogleich ihrem Mann.

"Das habe ich vorausgewußt", sagte Konstantin. "Dieser Einfall, dich an Muzius zu wenden, konnte dir nur Schmerz bereiten."

"Aber du hast doch selbst gesagt: *Versuch's!*"

"Ich hab es gesagt, um nicht mit dir zu streiten, weil ich wußte, daß du doch nach deinem Kopf handeln würdest; aber überlege selbst: kann ein Muzius sich Lügen strafen? Siehst du nicht, daß es eine Naturkraft ist?"

"Aber was bleibt dann? Verzweifeln?"

"Nein, nein! Weder verzweifeln noch sich unnütz aufregen. Die Welt ist nicht des Menschen: sie ist Gottes für den, der glaubt, sie ist das Schicksals oder des Zufalls für den, der nicht glaubt. Ich bin nicht so zuversichtlich wie du, weil ich nicht meine, daß die menschlichen Schicksale durch unser Handeln bestimmt werden, und weniger Schwarzseher, weil ich von der Unfehlbarkeit der Voraussagen von Heiligen nicht so überzeugt bin. Ich verzeifle nicht, sieh, ich verzweifle nicht. Gott hat die Welt in sieben Tagen geschaffen; wie willst du da wissen, was er in zwei Jahren, das sind mehr als siebenhundert Tage, tun wird?"

Silvia war zu niedergeschlagen, um etwas zu entgegnen, und Konstantin, der eine entschiedene Antwort erwartet hatte, fühlte sich bedrückt. – Die Ärmste! Hatte sie nicht recht? Er widersprach ihr, um sich selbst Mut zu machen, aber wenn sie die Waffen sinken ließ, verlor alles seinen Sinn. Diese starke Frau besiegt zu sehn, tat weh.

In diesem Augenblick kehrte Valeria mit Sabina vom Spaziergang zurück. Valeria begrüßte die Mutter mit Jubel, ohne zu ahnen, wie es in ihr aussah. "Wie schön, daß du wieder da bist! Maximus geht es vortrefflich; morgen oder übermorgen darf er aufstehen. Jetzt erzähl doch, was du in Rom getrieben hast, bei wem du gewesen bist ..."

Wie bringen sie's nur zuwege? dachte Sabina. Wie können Septimia und Valeria sich zerstreuen und Konstantin stundenlang über seinen Büchern und Briefen sitzen? Und wie hat Silvia es übers Herz gebracht, nach Rom zu fahren und Maximus zu verlassen?

Maximus erholte sich zusehends, aber er lag noch immer zu Bett; und so war dies Bett Mittelpunkt der Welt. Alle andern, seine nächsten Blutverwandten, hatten das Recht, in seiner Nähe zu verweilen, solange sie wollten, und sie taten es ausgiebig, obwohl nicht so ausgiebig, wie sie gekonnt hätten – Silvia ausgenommen, die aber auch von ihm fort und nach Rom gegangen war. Sie jedoch, Sabina, nur weil sie nicht mit ihm verwandt war, sah sich ausgeschlossen wie eine Fremde, rechtlos und machtlos. Was hatte sie von all den Gesprächen im Haus, wenn zwei Zimmer entfernt Maximus dalag und nicht einmal ahnte, wie nahe sie ihm war! Alle reden nur, um zu reden, hören gleichgültig zu, wenn ein anderer spricht; verlorene Zeit, Nichtigkeit, nie etwas Ernstes. Maximus aber war anders. Ob er sprach oder schwieg, immer erweckte er den Eindruck einer Seele unter lauter Puppen. Er hatte auch seine Fehler, aber sie

waren nicht aufreizend; es waren die Fehler eines Werdenden, der nicht im Alltag aufging, sondern ein Innenleben führte, und der in sich, statt des üblichen Kleinkrams von bedeutungslosen Dingen, sein eigenes Reich trug, darin Ideen, Bestrebungen, Empfindungen lebendig kreisten.

Er war schwach, gewiß, und er hatte unrecht getan, daß er so leicht darauf verzichtet hatte, seinem Leben eine religiöse Wendung zu geben. Aber das war nicht seine Schuld; daheim verstand ihn eben niemand! Er brauchte eine Seele neben sich, die mit der seinen zusammenstimmte, die fähig war, ihn zu begreifen und zu beraten. Hätte sie, Sabina, ihm nah sein dürfen, auch ohne Liebe im gewöhnlichen Sinn des Wortes, in einer geistigen Gemeinschaft an irgend einem einsamen Ort, der kalabrischen Küste zum Beispiel ... sie beide allein in jener Öde ...

Sie war sicher, ihn zu verstehen und vielleicht verstand er sie auch. Es hatte eine Zeit gegeben, noch vor seinem Eintritt ins Kloster, da über seinen Blick Schatten eines vor sich selbst erschrockenen Gefühls hinhuschten ...

Träume! Das wahre Gefühl, feierlich wie ein Gottesdienst, war das Gefühl, das sie selbst im Herzen trug, das sie beglückte, auch wo es ihr Leiden schuf, das ihr die Seele weitete und ihre Selbstachtung hob, weil sie einen solchen Mann so zu lieben vermochte. Und das Bewußtsein, daß sie dies stolze Geheimnis in sich verschloß, daß niemand es erraten konnte, daß alle ahnungslos daran vorübergingen, berauschte sie. Der Verdacht nämlich, die andern könnten es längst erraten haben, kam ihr nicht einmal in den Sinn.

Nun, da die Krankheit überwunden und die Last des Geheimnisses von ihm genommen war, sah sich Maximus allein vor dem eigenen Selbst und der Beschränkung dessen, was er nicht mehr seine Zukunft zu nennen wagte. Bis zu dieser Stunde hatte er nie erwogen, welcher Schatz die Zukunft für jeden gewöhnlichen Sterblichen ist. Selbst in den hoffnungslosesten Lagen birgt sie immer noch unendliche Möglichkeiten und die göttliche Zufälligkeit alles Geschehens im Schoße. Im allgemeinen aber, für die Mehrzahl der Menschen, ist sie die ideale Sphäre, wo das Beste der Seele sich sammelt, ist der Bereich, wo die törichten und weisen, die heiligen und heldischen Entschlüsse reifen, wo die Phantasie über der Wirklichkeit des bewußten Lebens schwebt wie der Traum über dem unbewußten Leben des Schlafes. Wie eine breite Straße, die sich unabsehbar zwischen den Gefilden der Sehnsucht hinzieht, in die Ferne wachsend, je länger man auf ihr fortwandert, so sah Maximus die Zukunft vor jedem Menschen aufgetan. Vor sich aber sah er nur einen schmalen, zypressengesäumten Pfad, der nach wenigen Schritten an auswegloser Mauer endete. Schlimmer noch: er war der Verurteilte, der, in vier Wände eingeschlossen, ein wenig Speise neben sich, weiß, daß er sterben muß, sobald er dieses Wenige verzehrt hat.

Und dabei kann der Verurteilte Zeit gewinnen, indem er mit seinem Hunger feilscht; er aber konnte nicht Zeit sparen. *Was immer ich tue, die Stunden, wahrgenommen oder nicht, gleiten heran, streifen mich, entschwinden mit lautlosem Schritt, sich die Hände zur Kette reichend, Tag und Nacht ohne Unterlaß. Jeder Atemzug bringt mich dem Verfallstag näher, jeder Pulsschlag ...*

Er fühlt sich den Puls. Schlag folgt auf Schlag, gleichmäßig. Nicht einer läßt sich aufhalten. Das Leben verzehrt sich, wie von unersättlichem Wurm benagt. Nur nicht daran denken! Dieser Weg führt zum Wahnsinn.

Doch die Gedanken, von der Genesung belebt, kreisten unerbittlich um die Vorstellung des nahen Endes, und die Muße des Krankenlagers begünstigte das Grübeln. Die gnadenvolle Verurteilung, die über ihn verhängt worden war, tötete ihn nicht nur auf der Schwelle des fünfundzwanzigsten Lebensjahrs, sie verdarb ihm sogar die wenigen ihm gegönnten Monate; einmal durch die Aussicht auf das nahe Grab, dann aber auch durch die Pflichten, die sie ihm auflud – Pflichten ohne Wahl, das heißt soviel wie ohne das Salz des Daseins. Ein andres ist das religiöse Leben, das man im Aufschwung des Herzens auf sich nimmt, als das zwanghaft erduldet, die Kerkerhaft des Verurteilten in Erwartung des Richtblocks.

Es galt nun, sich Lebensregeln zu setzen, über den Gebrauch der Zeit und so weiter. Maximus erwog die verschiedensten Einteilungen, ohne sich für eine zu entscheiden. Um ordnungsgemäß zu verfahren, müßte er ein Gelübde ablegen; aber vor einer solchen Belastung der Zukunft erwachte in ihm abermals das Widerstreben, das ihn stets von endgültigen Schritten dieser Art zurückgehalten hatte. Vielleicht wäre es am besten, er schlosse sich, wenn auch nur als Laienbruder, in Brunos Kloster ein. Ja, das konnte er tun; aber es war ein schwerer Entschluß, und auf keinen Fall eilte es damit.

Vorläufig (auf diese Weise schlich sich allmählich die Vorstellung ein, er habe noch Zeit) war es wohl richtiger, er erforschte sich selbst, um eine gute Wahl zu treffen, und überließ sich einstweilen dem Übermaß an Lebenskraft, das ihn durchströmte, ihn mit einer gärenden Unrast erfüllte, dem Bedürfnis, sich zu bewegen, einem Neuen zu erschließen, nur um sich eine kleine Weile dem lastenden Druck des einen beherrschenden Gedankens zu entziehen. Als er aufzustehen begann, fühlte er bei aller Schwäche eine rauschhafte Erregung in sich aufsteigen wie leichten Schaum.

Er machte nun schnelle Fortschritte, konnte bald im Zimmer auf und ab gehen. Das erste Mal, da er allein war, nahm er ein Wachstäfelchen und schrieb darauf: **15 – 715**, damit eine der wenigen Regeln in die Tat umsetzend, die sich in ihm zum Vorsatz verdichtet hatten. Seine Tage waren gezählt; er durfte sie nicht vergeuden. Zwei Jahre entsprechen 730 Tagen; und seit dem Tag des Wunders – dem 2. März – waren bereits fünfzehn verstrichen. Also **15 – 715**: links die abgelebten Tage, rechts die noch zu erlebenden. Er verbarg das Täfelchen.

Als Nächstes rang er sich zur Überzeugung durch, daß er, da er doch über zwei Jahre verfügte, diesen Zeitraum am besten in zwei Hälften zerlegen sollte: erst eine Zeit der vorbereitenden Sammlung und allmählichen Loslösung von der Welt, dann eine der Buße im Gedanken an Tod und Gericht. Die Einzelheiten verschob er auf später.

Als er das erste Mal wieder die Wonne des Bades erlebte, fühlte er sich wie begnadet. Nichts Beengendes mehr zu empfinden, keine von der eigenen Körperwärme verschiedene Temperatur, kein Leibesgewicht, kein fremdes Geräusch! Wenn er regungslos mit geschlossenen Augen verharrte, war ihm, als seien seine physischen Grenzen aufgehoben; der Organismus wurde eins mit dem Wasser, ging auf in dem Fließenden, das ihn umgab, und auch die Persönlichkeit, ohne sich doch aufzulösen, floß über in zauberhaftem Wohlgefühl. Augenblickslang überließ er sich einem bewußtlosen Dämmern, bald aber kehrte er neugeboren wieder ins eigene Ich zurück. Und alles schien leicht, in Reichweite beinah. Er entwarf Pläne für sein künftiges Verhalten, sinnreiche Behelfe auf dem Weg zum Guten, wo Betrachtung und Gebet, Fasten und Kasteiung wechselnd den Ausgleich schufen. Doch die linde Wärme des Wassers, so sehr es die Gedanken anregte, schläfernte den Willen ein. Außerhalb des Bades war alles anders. Er empfand das eigne Wesen wie eine sprungbereite Kraft, in frische Hülle gewandet. Ein Spiel aus seiner Knabenzeit kam ihm in den Sinn: Er liebte es damals, wenn er sicher war, daß ihm niemand zusah, *Pflanze zu spielen*. Rücklings gegen einen Baum gelehnt, die Hände auf die Erde gepreßt, stellte er sich vor, wie die sprossende Kraft von den Wurzeln aufsteigt, still und stark, wie sie sich in die Äste verteilt und über Ast und Zweig die haardünnen Rillen der Blätter und Knospen erreicht, so ergösse nun die Erde selbst in ihn ihre belebenden, würzigen Säfte. Er fühlte, wie sie ihm die Glieder durchströmte, den ganzen Leib übertaute. Und dieselbe Wirkung empfand er nun, da er sich mit gerührtem Staunen belauschte. Das Hirn war wohl noch schwach, der Körper ermattete schnell, aber auch diese Mattigkeit hinterließ ein Wohlgefühl, keine Erschöpfung.

Da er noch nicht ausgehn durfte, saß er gern auf der Schwelle des Hauses und folgte mit dem Blick den Linien der vertrauten Landschaft. Wie ausruhend sie war mit der weiten offenen Talmulde und dem lichten Himmel drüber, mit den weichen Wellen der Wiesen und den noch schneebedeckten Bergen im Hintergrund! Dort war Miserere aufgewachsen, dort hatte er Gott gefühlt in den großen Zügen der Natur, in den zwischen Bergen und Meer heranstürmenden Wolken, im Brausen des Nordwinds, der wie der Atem des Allmächtigen über das Land hinfuhr. Jetzt lebte all das wieder auf, aber es fiel ihm leichter, die träumerischen Gefühle seiner erregten Jünglingsjahre heraufzubeschwören als die Bilder und Betrachtungen aus der Zeit seiner religiösen Einkehr. Und wenn dann die Sonne sank und der Himmel sich in Blut

und Purpur kleidete, war ihm, dies seien die Farben seines eigenen Untergehens: Er dachte an die neue Zahl, die er denselben Abend noch auf das Täfelchen würde schreiben müssen, und sein Herz sank.

Doch jedes Erwachen am Morgen war Wiedergeburt. Er wanderte ziellos durchs Haus, verweilte bald beim einen, bald beim andern der Seinen, um nicht allein zu bleiben. Die Mutter begrüßte ihn mit der ihr eignen verhaltenen Zärtlichkeit, umfing ihn mit dem Blick, der schon den Knaben zugleich liebkost und prüfend erforscht hatte. Meist plauderten sie von belanglosen Dingen, eines Morgens aber überraschte er sie, wie sie etwas auf einem Täfelchen eintrug, das zwei senkrechte Ziffernreihen aufwies und darüber die Überschrift: *Tage*.

"Wie denn, arme Mutter," fragte er verwundert, "auch du?"

"Du also auch – ?" fragte sie zurück.

"Nur der Ordnung wegen, weißt du ... aber du darfst dich nicht quälen, Mutter. Du grübelst viel zu viel. Ich denke gar nicht so viel daran."

"Im Ernst?"

"Gewiß weniger als du. Aber laß gut sein; ich muß mich nur noch ein paar Wochen erholen, und dann setzen wir uns zusammen und machen einen richtigen Lebensplan."

Konstantin begrüßte ihn mit herzhaft dröhnender Stimme, wußte aber nicht viel mit ihm zu reden, denn über Fristablauf und Lebenspläne zog er vor nicht zu sprechen, und über Religion war eine Verständigung schwierig, da er sie wesentlich praktischer auffaßte als der Sohn und sich auch dabei mehr vom gesunden Menschenverstand leiten ließ. So sprachen sie meist von Büchern oder schwiegen miteinander, froh der gegenseitigen Nähe. Nur einmal, als Maximus aufgestanden war, um zu gehen, legte ihm Konstantin beide Hände auf die Schultern und sah ihm fest ins Gesicht: "Lieber Junge ... nein, keine Angst: ich erspare dir jedes peinliche Wort. Ich will dir nur sagen, daß ich es nicht glauben kann. Und du denk nicht daran. So, das ist alles."

Auch Valeria suchte ihn festzuhalten: "Mann der Geheimnisse, setz dich zu mir, leiste mir Gesellschaft. Erzähl mir was." Dann berichtete sie von ihren eigenen Angelegenheiten, ließ ihren raschen Geist blitzen, beglückt, einen so verständnisvollen Zuhörer an ihm zu haben.

Septimia, wenn sie seiner einen Augenblick habhaft werden konnte, fragte ihn aus: "Du mußt mir etwas erklären, das ich nicht verstehe."

"Tante Septimia, du gefällst dir darin, nicht zu verstehen."

"Nein, nein, im Ernst. Sag mir: wie empfindest du die Religion? Ich möchte mich nur zurechtfinden, denn mir kommt immer vor, es sei da in dir ein gewisser Widerspruch, ein Mangel an Folgerichtigkeit – ich kann es nicht recht ausdrücken."

"Du drückst es sehr gut aus. Nur muß du bedenken, daß eine Menschenseele ein Gemisch der verschiedensten Bestrebungen, Anschauungen, Tätigkeiten ist, fühlender und denkender, bewußter und unbewußter ..."

"Zu verwickelt, das verstehe ich nicht."

"Du stellst dich nur so!" Aber im Herzen wußte Maximus, daß Septimia recht hatte.

Oft verweilte er in der Hausbücherei, planlos bald nach diesem, bald nach jenem Werk greifend, es da und dort anblättern. Eines Morgens geriet ihm Vergil in die Hände, der Abgott seiner Knabenjahre. Damals konnte er nie das vierte Buch der *Aeneis* aufschlagen, ohne daß ihm das Herz vor Sehnsucht schwoll. Er setzte sich, begann die Hexameter wieder zu lesen, die tönnten wie Meeresrauschen. – Dido öffnet der Schwester ihr von neuer Liebe verwundetes Herz: "O Anna, Schwester, ich schlafe nicht mehr und erschrecke vor mir selbst. Welch ein Gast ist zu mir gekommen! Welch männlich Aussehen! Und was er alles erlebt hat! Wahrlich, er ist ein Gott Soll ich dir etwas gestehen? Wär ich nicht durch mein Gelübde gebunden, dieser Versuchung, ja dieser unterläge ich gewiß. Ich erkenne die Zeichen der alten Flamme. Erst aber soll mich die Erde verschlingen und in den Erebus hinabstürzen zu den bleichen Schatten und der tiefen Nacht, eh ich dich verletze, o fromme Scheu, und deine heil'gen Gesetze mißachte." Dido sprach, und ihr Antlitz war naß von Tränen. Und Anna antwortete: "O Schwester, teurer mir als das Licht des Tags, willst du denn einsam hinwelken in beständiger Trauer und nie die Süße der Mutterschaft kennen und die Freuden der Liebe?"

Maximus hob die Augen vom Buch, strich mit der Hand über die Stirn, geriet ins Sinnen ...

Anna refert: O luce magis dilecta sorori,
Solane perpetua moerens carpere juventa,
nec dulces natos, Veneris nec praemia noris?

Immer dringlicher wurde Anna, überwältigte in Dido Gefühl und Vernunft, "und ihre Worte entflamten das schon entzündete Gemüt zur Liebe, öffneten den zweifelnden Sinn der Hoffnung, lösten die Scham". Die Woge der Verse überflutete Maximus wie Meeresbrandung, durchdrang ihn bis ins Innerste. Die Empfänglichkeit für alle Formen dichterischer Gestaltung, die, von einer mehr gefühlsmäßigen als anschaulichen Einbildungskraft genährt, zu seiner Veranlagung gehörte, ließ sein Herz in jenem Augenblick so hingerissen für Dido schlagen, wie es andre Male für die Schönheit der Natur und die Größe Gottes sich begeistert hatte. Miserere vermochte sich von dem Buch nicht loszureißen. Er war nicht mehr; da waren nur noch Aeneas, Dido, Anna, das Sturmgewühl, worin sich die Königin dem Helden und ihrem Schicksal überließ, und die Götter, die vom Olymp Wechselfälle und Leidenschaften erregten, Botschaften sandten, die Seelen belauschten, den Schlafenden erschienen und

die Begebenheiten zum Trauerspiel wendeten. Anna kam und ging zwischen der Schwester und dem zum Abschied entschlossenen Helden, brachte ihm die Tränen der Unseligen, die Einfälle ihres irren Sinns, der wenigstens eines Atemzugs Aufschub erfleht, um sich an sein Unglück zu gewöhnen (Aufschub: auch sie!). Anna kehrt mit der niederschmetternden Antwort zurück. Dido ruft nach dem Tod, sie will die Sonne nicht mehr sehn, von Reue gepeinigt. Schreckensvolle Erscheinungen bevölkern ihre Träume. Sie wähnt, sie sei allein, verlassen auf endlosem Pfad, in wegloser Wüste den Furien preisgegeben. Sie zwingt ihr Antlitz, heiter zu scheinen, und bereitet sich auf den Tod; nachts aber, allein, schreit sie um Rache zu Jupiter, zu Juno, der Hekate, den Eumeniden. Sie rast im Wahnsinn. Auch Maximus rast verzückt. Drüben ruft man nach ihm. Vielleicht ist es Essenszeit. Er hört nicht. Er ist auf dem kahlen Strand, wo Didos Altar sich erhebt. Starr und bleich steht die Königin auf dem Scheiterhaufen, das Schwert des Verräters in der Faust. Einen letzten Gruß ruft sie dem Zeugen ihres Glücks, dem hochzeitlichen Lager, zu, küßt das Schwert unter Tränen und ersticht sich. Aber im Grauen des Todes bäumt sie sich noch einmal auf, weil ein Selbstmörder so nicht enden kann. Von Mitleid ergriffen, sendet ihr Juno die Botin, die Dido die Todeslocke entreißt – und entseelt sinkt die Unselige hin:

... omnis et una
dilapsus color, atque in ventos vita recessit.

"Maximus, Maximus!" ruft die Schwester. "Wir warten seit einer halben Stunde auf dich!"

Er kommt zu sich, tritt zu den Seinen, bleich, aufgelöst. Die Angehörigen glauben, er quäle sich um sein Geschick, und er erregt sich über das Los der unglückseligen Dido.



VERGIL MS VAT. LAT. 3225, FOLIO 28 RECTO (Vatikan)
(Gemeinfrei über Wikimedia)

... ZUM LEBEN

Er begann auszugehen. Fast täglich gegen Sonnenuntergang schlug ihm die Schwester vor, mit ihr und Sabina ein wenig durch die Ebene zu schlendern, die sich am Fuß der Hügel in weitem Bogen gegen die Schneegipfel hinzog. Das lautlose Wandern über die taufrische, frühlingstatmende Erde hatte etwas Beschwingendes, das dem eben erst wieder zum Leben erwachten Körper neue Spannkraft lieh. Die Mädchen bogen oft blumenpflückend vom Weg ab, in die Wiesen hinein, wo die mächtigen Rinder und Schafe weideten. Valeria sang, und wenn ihre Stimme aus der Ferne leicht gedämpft zu Maximus drang, so mußte er, er wußte selbst nicht warum, an Vergil denken, an jenes Buch der *Aeneis*, das ihm kürzlich einen so neuen Eindruck gemacht hatte; und die Verse des Dichters, Valerias Gesang, die weiche Scholle unter seinem Fuß, die abendliche Schwermut der Stunde, alles verschmolz in einer unbestimmten Sehnsucht.

Jetzt schritten die beiden wieder neben ihm her. "Nun, Mann der Geheimnisse, woran denkst du?" Es war die Schwester, die das Schweigen brach. Sabina ging zu seiner Linken, gemessen, ein wenig steif, einen verschlossenen Zug in ihrem leidenschaftlichen Gesicht. Valeria auf der andern Seite, hingerissen von der Landschaft, den Blumen, dem eigenen Gesang, wollte allem, was sie fühlte, Ausdruck geben. Von Zeit zu Zeit unterbrach sie sich. "Sabina, du sagst nichts? Du hast etwas, du. Seit einiger Zeit bist du nicht mehr die alte." Sabina schüttelte lachend den Kopf und schwieg.

Eines Nachmittags traf es sich, daß Maximus und Sabina allein gingen. Valeria hatte einen jener Anfälle grundloser Traurigkeit, die sie manchmal befielen und dann so lähmten und bedrückten, daß sie jede Gesellschaft mied. "Heute fühl ich mich nicht wohl", sagte sie. "Ich komme nicht mit. Geht allein." Sabina, die diesen Ton kannte, wagte keine Widerrede. Maximus wandte ein: "Das Wetter ist nicht einladend." Aber Valeria wiederholte: "Geht nur, Kinder. Ein bißchen Bewegung tut euch gut."

Sie gingen, er gehemmt, sie äußerlich ruhig, innerlich ein wenig erheitert ob Maximus' sichtlicher Verlegenheit und erregt beim Gedanken an den Spaziergang zu zweit. Zu zweit mit einem Mann war immer merkwürdig; und gar mit Maximus ... und der Ausdruck *Kinder*, womit Valeria sie angeredet hatte, war doch sonderbar. –

Miserere begriff, daß man ihm seine Verwirrung anmerkte, und das verwirrte ihn noch mehr.

Das Wetter hatte sich getrübt. Kein Himmel mehr; ziehende Dunststreifen, da und dort von hellen Flecken unterbrochen, die gebündelte Strahlen Lichts auf scharf umrissene Stücke Wiesengrün fallen ließen; dann schlossen sich die Wolkenrisse aufs neue und alles wurde wieder grau, und da die Berge unsichtbar blieben, bekam die Landschaft, so beschränkt, eine eigene Heimlichkeit. Die Feuchte war fast mit Fingern zu greifen; winzige Tröpfchen hingen in der mit Erdgerüchen gesättigten Luft.

"Miserere, schadet dir die Feuchtigkeit nicht?"

"Mir? Ach, was schon daran liegt!" Sabinas Worte hatten ihn auf einen neuen Gedanken gebracht. Welche Gefahr konnte er laufen? Der zweijährige Aufschub bedeutete ein Höchstmaß, aber auch ein gesichertes Mindestmaß an Frist. Was immer geschah, siebenhundert Lebenstage waren sein. Aber darüber durfte er nicht mit Sabina reden. "Denk lieber an dich", sagte er. "Ich habe meine Kutte, die warm hält und gut schützt." Es war ein braunes, kuttenartiges Wollgewand.

"Ist sie nicht zu rau?"

"Man gewöhnt sich dran. Mir ist's lieber als die weichen Stoffe, die am Körper kleben."

"Wohl noch aus dem Kloster?"

"Diese Kutte nicht – sie ist ja kein Mönchsgewand – jedoch die Gewohnheit, sie zu tragen."

"Warst du gern im Kloster?"

"Eigentlich ja."

Sabina wollte Einzelheiten aus dem Klosterleben wissen, und er, um ein Schweigen zu vermeiden, das ihn beunruhigte, erzählte. Er enthüllte nicht gern zu viel von sich, doch Sabina zeigte eine Anteilnahme, die mehr war als bloße Neugierde.

"Ich verstehe", sagte sie, als er ihr einzelnes zu erklären versuchte. "Vielleicht hätte ich auch Neigung zum asketischen Leben", meinte sie dann. "Ich müßte nur fester im Glauben sein."

In Wahrheit täuschte sie sich über ihre Natur, denn so leidenschaftlich und opferbereit sie war, so unfähig wäre sie doch gewesen, auf weibliches Erleben zu verzichten. Manchmal träumte sie sich allein in einer kahlen Einsiedlerzelle, aber nach wenigen Augenblicken war sie wie durch ein Wunder nicht mehr einsam: Miserere war neben ihr, Gefährte und Sinn ihres Lebens. *Träume*, dachte sie. Die Phantasie trug sie dann in ein Kloster, aber gleich schreckte sie zurück: *nein, nicht Nonne unter Nonnen!* Lieber in einem Krankenhaus sich für andre ausgeben, Frau unter Männern, die Nächstenliebe mit einem Gefühl durchwärmend, das ihr die Seele nährte.

Da nun das Eis gebrochen war, fand Maximus Freude am Gespräch und schilderte eingehend das Leben im Kloster. Für einmal gelang es ihm, ohne Widerstreben aus sich herauszugehen.

"Das Schönste am Gottesdienst", sagte er, "waren die abendlichen und nächtlichen Stunden in der Kirche. Beim Abendgebet ist einem zumute, als ob etwas zu Ende gehe; man ist wie allein auf weitem Meer. Mir war oft, als wolle die Welt versinken und als seien wir Mönche die Schiffbrüchigen aus diesem Untergang, versammelt, um einander zu helfen und zu beten, indes die Nacht die Erde überflutete. Wenn der Mahnruf erscholl: *Seid wachsam, Brüder, denn der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge*, so kannst du mir glauben, dieses Bild des Teufels, der unter uns auf Raub umherschleicht, jagte uns wahre Schauer ins Gebein. Dann der Schlaf in der grabstillen Zelle; und nun das Zeichen zum Morgengebet, das uns jäh aus dem Schlummer schreckte, als rufe Gott schnell, schnell, unwiderstehlich drängend, um uns seinen Willen kundzutun. Bleich, vor Kälte zitternd, in den Augen noch den zerrissenen Schlaf, versammelten wir uns, aber diese Blässe der Gesichter unter den flackernden Lichtern, die da und dort das Dunkel durchbrachen, kündete den Sieg des Geistes über das Fleisch. Ich schaute die ganze übrige Menschheit stillatmend in Schlaf versunken und uns allein wachend im Gebet. Der Kampf gegen die Müdigkeit und Kälte verschärfte noch die innere Spannung, gab ein Gefühl von Opferdienst und Martertum, und darin lag bei aller Härte etwas Berauschendes."

"Und warum bist du nicht im Kloster geblieben?"

"Da war so vieles ... nicht alle fühlten wie ich ... und an einem gewissen Punkt wird die tägliche Übung zum Leerlauf, welk und farblos. Erklären läßt sich das nicht."

Sabina hätte ihn gerne noch nach seiner Einsiedlerzeit gefragt, aber sie wagte es nicht. So verharrten sie in Schweigen, sie mit ihren unausgesprochenen Fragen, er verwundert, so viel gesagt zu haben. – Dies Hinwandern in dem feinen Sprühregen über das weiche Gras hatte einen eigenen Zauber. Der Nebel und Sabinas stille Art zogen gleichsam einen schützenden Kreis um ihn, und er wunderte sich, so ruhig er selbst sein zu können, ohne sich allein zu fühlen. Er ging gesenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken gefaltet, in einem Zustand innigen Befriedetseins. Mit einemmal aber wurde er unter den Fingern der Rechten seinen Pulsschlag gewahr, der das Verfließen der Zeit maß. Er fuhr zusammen, suchte den Bann abzuschütteln und sagte das erstbeste, was ihm durch den Kopf ging: "Übrigens hatte ich auch Freunde."

"Haben sie dir den Namen Miserere gegeben?"

"Nein, das habe ich selbst getan. Scheint es dir seltsam? Ein wenig aus gewollter Demut, ein wenig ... – " Er ließ den Satz unvollendet, wie so oft, wenn es galt, ein tieferes Gefühl in Worte zu kleiden.

"Ein wenig", sagte Sabina, "aus Freude am Poetischen des Namens. Er gefiel dir, gesteh."

"Vielleicht."

"Meinst du, ich begreife das nicht? Die Religion kann so viel zugleich sein: Angst, Glaube, Überlieferung, Opferdrang, Bekehrungseifer, Bedürfnis nach Selbsterniedrigung oder nach Poesie. Bei dir gewiß vor allem nach Poesie."

"Woher weißt du das?"

"Man braucht dich nur anzuschauen. Gewisse Dinge spürt man."

Ohne es zu merken, waren sie an dem Punkt angekommen, bis zu dem sie gewöhnlich mit Valeria gingen, und hatten wie auf Verabredung beide stillschweigend kehrtgemacht.

"Außerdem," sagte Sabina, "was sollte dich wohl sonst ins Kloster getrieben haben? Die Furcht vor dem Tod wirkt doch nicht auf einen Neunzehnjährigen, der sich bester Gesundheit erfreut. Bekehrungseifer, Gläubigkeit und Ähnliches mögen einen reifen Mann bewegen, nicht einen Jüngling. Ein Jüngling handelt nach einem Vorbild oder unter dem Ansporn der Begeisterung, der Abenteuerlust. Auch Abenteuer der Seele locken."

Maximus blieb stumm. Sabina, von ihrem Gedankengang hingenommen, runzelte und glättete beständig die schön gewölbte Stirn und wandte kein Aug von ihrem Begleiter, der den Blick nicht vom Boden hob.

"Und als du vorhin", fuhr sie fort, "vom Klosterleben sprachst, von Vesper und Nachtgebet, den Bildern und Lichtern, gehorchtest du da nicht einer poetischen Eingebung? Du hast das Haus deiner Eltern verlassen, hast dir einen stimmungsvollen Namen gegeben, dich in einer schönen Landschaft abgeschlossen" – *das hat Muzius auch bemerkt*, dachte Maximus – "und Gott angerufen nach dem Beispiel der Heiligen am Nil; und sicher schautest du im Geist den Strom, die Wüste, die Wunder, indes deine leiblichen Augen unser Meer, unsre Hügel, unsern Himmel, den Circäischen Berg eintranken, und du entzücktest dich an der Schönheit der Schöpfung und sprachst dein Gebet, wie du ein Gedicht gesprochen hättest ..."

"So ist es" wiederholte Maximus für sich. War Gott für ihn etwa das unerforschliche Grundgesetz alles Seins? Diesen Gott hatte er erst vor wenigen Wochen, auf dem Totenbett, geahnt und gefürchtet. Sein Gott aber, der Gott, den er all die Jahre geliebt, war der in seiner Schöpfung fühlbare Schöpfer, der leidende, menschengewordene Christus. Was ihn im Kloster hingerissen hatte, waren die Lieder gewesen, die Spannung jenes Lebens im Geiste, der Reiz des rauhen Gewandes und harten Lagers, der Blässe und Hagerkeit. Aber war es nicht sonderbar, wie er vor diesem Mädchen dastand – wie ein Prüfling vor seinem Lehrer?

Sie waren in die Nähe des Hauses gelangt und gingen stumm, noch so erfüllt von dem Gesprochenen, daß dies Schweigen ein vertrauertes Zwiegespräch schien. Auf der Schwelle dankte er ihr zum Abschied. Sie entfernte sich mit ihrem festen Schritt und wiederholte sich dabei Wort für Wort die ganze Unterhaltung, um sie sich ins Gedächtnis zu prägen. Nun hatte ihr unruhiger Geist für eine Weile Nahrung. Und zwischenhinein klang es in ihr unbewußt: *Liebster ... Liebster ...*

Warum habe ich ihr eigentlich gedankt? fragte sich Maximus. *Wofür?* Aber er bereute es nicht.

Es folgten gewittrige Tage. Der heitere Himmel, der über Maximus' Gesundheit gestrahlt hatte, erschien seit dem Tag des Spaziergangs mit Sabina bedeckt, und ein echtes Aprilwetter trat ein – trübe Morgen mit rötlichem Schimmer unter schwarzer Wolkenhaube, dann wieder ein paar Fetzen Blau, Sonnenschein und Regenschauer, feuergelbe Abendbeleuchtung, plötzliche Helligkeit zwischen windverwehten Nebelstreifen. Dort oben hatte der Wind sein Reich. Er warf sich mit Wucht auf die Weite der Wiesen und beugte die Gräser, als führe eine Hand darüber hin; er rüttelte am Haus, als müsse er's zum Einsturz bringen, dann, in jäh umspringender Laune, trug er von Gott weiß woher Nebelschwaden herbei, ballte sie mählich und blies sie auf einmal fort; Wolkenmassen, geräumig wie Kontinente, schob er langsam über den Horizont, helle Schäfchenwolken ließ er behaglich am Himmel weiden, und von Zeit zu Zeit jagte er Regenwände vor sich her, die sich schräg überm Erdreich entluden, während er selbst halbe Tage sich versteckt hielt, um nachts heulend wieder hervorzubrechen und der Talmulde den Herrn zu zeigen.

Wie das Wetter wechselte, so wechselten und stürmten auch Misereres Gedanken. Die Erinnerungen aus dem Klosterleben, die Sabina in ihm aufgerührt, hatten ihn jäh übermannt und führten ihn zur einzig wesentlichen, vom Alltag zu leicht in Schatten gestellten Wirklichkeit zurück: zu seiner Verurteilung. *Wo bin ich? Wie lebe ich? Was tue ich? Was würde Muzius zu mir sagen?*

Er nahm sich vor, den Gedanken des Todes auszudenken, indem er sich im Geiste die letzten Krankheitstage, das Herbeieilen der Angehörigen, das Naherücken der Entscheidungsstunde, das Hinscheiden, die Befreiung der Seele, das Treten vor den furchtbaren Richter ausmalte. Unvermittelt aber fragte er sich: *warum furchtbar?* Was hatte er zu fürchten? Hatte er nicht alle Zeit, sich zu bereiten, um furchtlos dem Urteil zu stehen? Die zwei Jahre, die er vor sich hatte, jammervoll unzureichend zum Leben, waren im Grunde mehr als ausreichend zur Läuterung. Grazian, der junge Mönch, der nach ihm begnadigt worden, hatte sich sogleich der Buße gewidmet – mit Recht, da er nur über ein Lebensjahr verfügte. Miserere aber blieben zwei; und das Bewußtsein, noch Zeit vor sich zu haben, öffnete der Ablenkung Tür und Tor. Die Spaziergänge, die

Plauderstunden im Familienkreis hatten die innere Sammlung unterbrochen, Musik und Bücher hatten ein Übriges getan. Die Rückkehr zu Vergil hinterließ in ihm, nach dem ersten Aufflackern der Begeisterung, ein Gefühl der Leere, des unbefriedigten Verlangens. Er war zur *Odyssee* übergegangen, doch die Fülle der Kraft, die sie ausströmte, bedrückte ihn durch den Vergleich mit der eigenen Armseligkeit; er sah im Geiste das Meer, funkelnd oder bewegt, ferne Küsten, Paläste, Königinnen, Mühsal und Lust. Welche Gesundheit, welcher Atem! Er blickte um sich: Saaten weithin, pflugdurchfurchte Äcker, Höfe, Herden. Vor das rein ästhetische Schauspiel der Natur schob sich das Bild der schöpferischen Arbeit des Menschen, der Heiligkeit des Lebens. Er dachte an die Bauern bei seiner Einsiedelei, an den klugen alten Vater, an das blühende Mädchen, das gewiß zu dieser Zeit bereits der Mutterschaft entgegenharrte, und er fühlte sich klein und unnütz. Warum soll sich ein Mensch dem natürlichen Leben aller Menschen entziehen, dem mühevollen, aber unverfälschten im Wechsel der Begebenheiten, ohne den Zwang künstlicher Kasteiungen?

Zwei- oder dreimal war es ihm morgens, vorm Aufstehen, unwillkürlich widerfahren, daß er die weiche Wärme seines Betts mit dem rauhen Lager verglich, auf dem er vor der Krankheit zu schlafen pflegte; und bei dem Gedanken, zu jener Lebensweise zurückkehren zu sollen, hatte er sich feige gefühlt. Später war er dann, beschämt über die eigne Schwäche, zur Mutter gegangen, damit sie ihm ein andres Bett gebe, aber sie fand hundert Gründe, ihn umzustimmen, und er hatte sich ihnen gebeugt, mit etwas erleichtertem Gewissen durch den Versuch, so erfolglos er auch verlaufen war. An manchen Abenden unterließ er es, den abgelaufenen Tag auf dem Täfelchen einzutragen, und mußte am nächsten das Versäumte nachholen.

"Ich muß mich wieder in die Gewalt bekommen", sagte er sich; kaum aber hörte er die Stimmen der Seinen, eine Aufforderung zum Spaziergang, Valerias Gesang, kaum nahm er ein Buch in die Hand oder ließ das Auge auf dem Schmeiz der Frühlingslandschaft ruhn, so war's mit der Sammlung vorbei. "Es gibt nur ein Mittel," schloß er eines Tages, "um mich diesen Verlockungen zu entreißen: nach Rom gehen. Entweder zu Bruno oder zu Muzius, aber auf alle Fälle fort von hier."

Gerade an diesem Tag kam Valeria angeregter als sonst zu Tisch. "Weißt du das Neueste, Maximus? Ich gehe nach Rom, zu Paulus und Benedikta. Die Eltern haben mir erlaubt, einen Monat in der Stadt zu bleiben. Warum kommst du nicht mit?"

"Ich?" Maximus erstaunte über das Zusammentreffen von Valerias Vorschlag mit seinem eignen Vorsatz: war das nicht Gottes Stimme? Silvia fuhr auf. Was, ihr den Sohn entführen? Valeria war wohl toll! Valeria redete lebhaft dawider: ein kurzer Besuch des Bruders bei Verwandten wäre jetzt, da es ihm besser ging, die natürlichste Sache von der Welt, und nichts spräche dagegen als die geheiligte Familiengewohnheit

mit ihrer Scheu vor allen Neuerungen. Der Wortstreit wurde schärfer, und während Tante Septimia vorsichtig schwieg, heimlich erwägend, wie sie ihren Liebling Valeria nach Rom begleiten könne, schwankte Maximus im geheimen. Seine angeborene Unentschlossenheit machte ihn geneigt, da zu bleiben, wo er war, und die Aussicht, zu fast unbekanntem Verwandten zu gehen, ängstigte ihn. Andererseits hatte der Gedanke, in Prato mit Sabina allein zu bleiben, so sehr er ihm lächelte, doch etwas Beklemmendes. Wovor fürchtete er sich? Vor ihr? Vor sich selbst? Vor jener unbestimmten Spannung, die in jedem Gespräch zu zweien zittert, wenn zwischen den beiden ein Unausgesprochenes schwebt? Eine vermittelnde Lösung wurde endlich von Konstantin, der aus seiner Zurückhaltung hervortrat, vorgeschlagen und zur Annahme gebracht. Einmal in Rom, würde Maximus, wemgleich vorderhand aufs Kloster verzichtend, doch bei Muzius sich Rat holen können. Er könnte ja auch in Paulus' Haus so abseits leben, wie ihm nötig sei; nach ein paar Wochen käme er wieder nach Prato zurück, und dann werde man weitersehen. Schließlich habe er ja Zeit genug vor sich: von der Gnadenfrist seien doch erst sechs Wochen vergangen, und ein kurzer Aufenthalt in Rom könne nicht viel an der Lage ändern.

Als drei Tage danach, es war Mitte April, die Gäste aus Prato in Paulus' Haus auf dem Caelius eintrafen, war Benedikta, die sie erst später erwartete, nicht daheim. Paulus, beglückt ob der Aussicht auf ein wenig Geselligkeit, vertraute Septimia und Valeria einer Schaffnerin an, die ihnen ihre Zimmer anweisen sollte, während er selbst Miserere in ein unweit gelegenes Gemach geleitete.

"Paulus," fragte Maximus, kaum daß sie allein waren, "du kennst doch meine Geschichte? Weißt auch, was mich in zwei Jahren erwartet?"

"Freilich."

"Nun, von der Frist selbst wissen Tante Septimia und Valeria nichts. Kein Wort zu ihnen darüber!"

"Aber in Rom werden sie sicher davon sprechen hören. Wie kannst du hoffen, es könne verborgen bleiben? Dein Schicksal hat zuviel Aufsehn erregt."

"Dann gehe ich wieder fort."

"Lieber Junge, mir an deiner Stelle wär's natürlich auch peinlich, wenn mich die Leute bemitleideten und ich sozusagen vor der Zeit eine Traueratmosphäre um mich spüren müßte. Aber wir werden schon sorgen, daß du davon verschont bleibst, und das bißchen Neugierde, das du erwecken magst, wird sich bald erschöpft haben. Warum also fortgehn? Ich weiß nicht, wie du deine Lage ansiehst, die Aufschub und Befristung zugleich in sich schließt, weiß nicht, ob du mehr die gute Seite daran siehst oder die schlimme und was dir letztlich als die gute und was als die schlimme erscheint ..."

"Meinst du, ich weiß es selbst?"

"– und ich mag dich nicht ausfragen, weil ich begreife, daß dir das widerstrebt. Aber immerhin schiene es mir voreilig, wenn du dich schon jetzt lebendig begraben wolltest. Tust du es aus religiösem, Drang, so sag ich kein Wort mehr; aber aus äußeren, nebensächlichen Gründen, nur um ein wenig Belästigung zu vermeiden, – das wäre doch übertrieben."

"Versteh mich recht, Paulus. Ich möchte mir in deinem Haus nicht wie ein Fisch auf dem Trocknen vorkommen. Gewiß werden sich schon morgen eure Hausfreunde einfinden, eine Flut von Bekannten ..."

"Du hast von den Anhängern und Bittstellern reden hören, die sich vor den Türen angesehener Stadtbürger drängen, und glaubst, daß wir hier alle so leben. Aber ich bin kein Mächtiger dieser Erde, ich strebe nicht nach Ehren und könnte es nicht vertragen, mit einem Rudel Schützlingen und Sklaven über die Straße zu laufen. Sei überzeugt, es gibt Menschen genug in unserer Welt, die ein ruhiges Leben führen und nicht gewillt sind, einem Schein von Glanz Frieden, Freiheit und guten Geschmack zu opfern. Und wenn mich sogar einmal die Laune anwandelte, den großen Herrn zu spielen, so wäre immer noch mein Sokrates da, um mir rechtzeitig die Hand auf die Schulter zu legen und mich vor einer Dummheit zu bewahren."

"Sokrates?"

"Laß nur, ich wollte nicht abschweifen."

"Gut, gut, aber du wirst doch Menschen haben, die dich besuchen kommen, mit dir bei Tisch sitzen."

"Versteht sich. Ich gehöre zu der Gattung Liebhaber der Stille und Einsamkeit, die unfähig sind, still und allein zu bleiben."

"Aber ich, was habe ich unter so vielen neuen Gesichtern zu suchen? Ich kenne die Welt nicht, weiß mich nicht zu benehmen."

"Du mit deinem Namen, deinem Aussehn, deinem Schicksal brauchst wirklich nicht um Weltläufigkeit besorgt zu sein. Überlaß dich deiner Eingebung. Kommt dir die Lust, zu sprechen? Um so besser, dann sprich. Ziehst du es vor zu scheigen? Auch gut. Für den Durchschnittsmenschen ist Schweigen ein Schutzwall; bei dem, der etwas ist, bedeutet es einen Reiz mehr."

Von unten klang die Stimme Benediktas herauf: "Paulus, Maximus, wo seid ihr?" Schon stand sie auf der Schwelle, hell von Antlitz und Haar, Herz und Arme geöffnet. – "Sieh sie dir an", sagte Paulus. "Du kennst sie ja kaum, Maximus, aber du wirst sie kennenlernen und merken, was in diesem Frauchen steckt."

"Schöne Reden! Maximus wird bald genug herausfinden, daß ich eine ganz gewöhnliche Frau bin."

"Nein," widersprach der Gatte, "zum Glück bist du nicht die übliche römische Dame: du tanzst nicht, singst nicht, schon weil du sehr schlecht singen würdest, du schminkst dich nicht, bist ein wenig scheu, aber ... Maximus, siehst du, wie blond sie äußerlich ist? Nun, innerlich ist sie genauso licht."

"Jetzt aber", schloß Benedika, "solltest du dich um deinen Gast kümmern und nicht um deine Frau."

"Ich war gerade dabei. Habe ihn ermahnt, sich nicht beirren zu lassen, auch wenn ihn die Leute anfangs anstarren."

"Aber das eine erbitte ich von euch," sagte Miserere, "sorgt, daß eure Freunde mich wenigstens nicht mit Fragen und Ausrufen bestürmen."

"Keine Angst! – Doch Valeria? Und Septimia? Wie sollen wir verhindern, daß sie die Wahrheit erfahren?"

"Sagt ihnen, was ihr wollt, richtet alles ein, wie es euch am besten dünkt, wenn sie mir nur nicht davon sprechen."

Später, zur Essenszeit, trat Valeria mit tränenentstelltem Gesicht in den Saal. Sie ging auf Paulus und Benedikta zu und wechselte ein paar Worte mit ihnen, um sich nicht gleich an Maximus zu wenden, doch als sie ihn endlich begrüßen mußte, zitterten ihr die Lippen und das Weinen stieg ihr wieder in die Kehle. Sie preßte ihn stürmisch an sich, barg das Antlitz an seiner Schulter und schluchzte unter Tränen: "Maximus, Maximus ... ich sage ja nichts, ich bin ja schon still. Laß mich dich nur umarmen ..."

"Mich auch", forderte Tante Septimia, Valeria wegdrängend und den Neffen ans Herz drückend.

Dann ging man zu anderem über; aber von Zeit zu Zeit brach das Gespräch ab, und eine lastende Stille trat ein. Maximus, ohne es gewahr zu werden, hielt wieder seinen Puls in der Hand.

Des Morgens pflegten Paulus und Benedikta lange im Bett zu bleiben. Paulus wachte meist mit Tagesanbruch auf, während die Gattin neben ihm noch behaglich schlief. Nach alter Gewohnheit schob er seine Hand in die ihre und begann nachzudenken. Hatte er sich aus Stolz und Schüchternheit von den öffentlichen Ämtern und der Politik, aus tiefverwurzelter Abneigung vom Geschäftsleben ferngehalten, so widmete er, Feind des Müßiggangs, sich dafür einer Arbeit, die er zwar als philosophisch oder literarisch zu bezeichnen sich scheute, die aber beides zugleich war: Betrachtung und Gespräch, an einen lockeren Erzählfaden aufgereiht. In seiner Bibliothek, wo er einen guten Teil des Tages verbrachte, stand ein selten ausdrucksvoller Kopf des Sokrates. Der war sein Anreger, und was er schrieb, war eben eine imaginäre Geschichte des großen Atheners. Er hatte lange vor dem Wagnis geschwankt, zuletzt aber, bezwungen von dem Zauber der einzigartigen

Persönlichkeit und überzeugt von der Falschdeutung der sogenannten sokratischen Liebe, hatte er es auf sich genommen in der Absicht, seinen Helden mit allen Erfahrungen des eigenen Lebens auszustatten; und gerade weil er in dies Werk so viel Eignes hineinlegte, sprach er zu keinem Menschen darüber, außer zu Benedikta. Die Freunde wußten nur, daß er arbeitete, doch nicht, woran. Jeden Morgen galt sein erster wacher Gedanke seinem *Sokrates*, manchmal in lächelnder Zuversicht, öfter aber in Kleinmut und Mißtrauen gegen sich selbst.

Wenn dann Benedikta leichte Lebenszeichen zu geben begann, schob er die Gedanken ein wenig beiseite. Es machte ihm Spaß, sie mit wunderlichen Fragen zu überfallen, auf die sie, noch schlaftrunken, sinnlose Antworten gab. Er ließ sie in den Schlummer zurücksinken, flüsterte ihr eine neue Ungeheuerlichkeit zu, entlockte ihr eine unmögliche Erwiderung, bis zuletzt Benedikta vollends erwachte und sich entrüstete, ob es erlaubt sei, die Unschuld des Schlafes so zu mißbrauchen. – "Komm her." Und Paulus zog sie an sich, legte ihren Kopf auf seine Schulter, und das Geplauder fing an. Häusliche Dinge, Freundesbriefe, abgestattete und abzustattende Besuche, alles wurde besprochen und löste sich in dieser Stunde ungestörten Beisammenseins.

"Wie wird es Maximus in Rom ergehen?" fragte Benedikta. "Er scheint mir arg schüchtern."

"Besonders mit den Frauen!"

"Hoffen wir, daß sie ihn nicht belagern!"

"Freilich, Maximus hat etwas Anziehendes. Sein Gesicht ist nicht schön, doch dafür bleich, hager, zerquält, und das macht auf ein weibliches Gemüt mehr Eindruck als Schönheit. Dann ist er schweigsam und geheimnisvoll, und auch das trägt zur Wirkung bei. Am meisten aber der Schauer jener Stunden, in denen er zwischen Tod und Leben, zwischen Abgrund und Rettung schwebte, und die Tragik der ihm gesetzten Frist. Er ist der Mann, den Gott gezeichnet hat; er weiß es und alle wissen's ..."

"Wenn er sich hier nur nicht unbehaglich fühlt. Heute Abend haben wir Gäste. Monika, Gregor und Justina."

"Du hast dir in den Kopf gesetzt, Valeria mit Gregor zu verheiraten, aber es wird dir nicht gelingen."

"Warum nicht? Jedenfalls ist Gregor ein reizender Jüngling, der mit allen Menschen gut auskommt. Wegen Justina habe ich ein wenig geschwankt, weil sie doch Heidin ist, aber schließlich nähert sie sich jetzt mit großen Schritten dem Christentum, und bei ihrer Sucht, alle berühmten Leute zu kennen, wird sie glücklich sein, mit Maximus zusammenzukommen. Außerdem hat sie schon weiße Haar und wird ihm nicht bange machen."

"Warum hast du dann Zweifel wegen deiner Gäste?"

Schweigen.

"Du willst nicht mit der Sprache heraus, Benedikta. Dann sage ich es für dich. Deine Zweifel gelten Monika."

"Monika ist deine Schwester, ist Sabinas Schwester, und du weißt, daß ich sie gern habe und ihre Großherzigkeit anerkenne. Aber sie ist so reizvoll und ihrer Reize so bewußt, daß ich nicht weiß, ob wir gut tun, sie neben den armen Maximus zu setzen. Jetzt, da ich ihn gesehn habe ..."

"Aber Monika ist doch Witwe, sie kennt das Leben und sieht Männer aller Art. Auf dieser Welt ist alles möglich, aber warum willst du annehmen, daß ausgerechnet meine Schwester so wenig Verstand habe, sich an Maximus zu hängen? Übrigens, auch wenn sie nicht heute zu Tisch käme, würde Maximus, als unser Gast, ihr früher oder später doch begegnen."

"Ob wir sie nicht warnen sollten?"

"Eine Frau warnen heißt nur, ihr das Feld weisen, auf dem sie die Macht ihres Zaubers erproben soll. Andererseits habe ich Maximus gleich gesagt, er solle sich als völlig frei betrachten; wenn er sich aus irgendeinem Grund nicht behaglich fühlt, kann er ja ruhig zu den Seinen zurückgehn. – Bist du nun überzeugt?"

"Ja ... ja doch ..."

"Wer ja denkt, sagt ja. Wer zweimal ja und doch sagt, meint nein. Du bist nicht überzeugt. Und mit diesem schönen Ergebnis bleibt nichts übrig, als daß wir beide an unsre Geschäfte gehen – du an deine Wirtschaft und ich an meinen *Sokrates*."

Gerade in diesen Tagen stand Paulus besonders mutlos vor seiner Arbeit. Die Idee war gut, aber sie duldete keine Mittelmäßigkeit, und Paulus empfand sich als mittelmäßig. Vielleicht gab es auch in diesen Augenblicken der Verzweiflung auf dem Grund seiner Erkenntnis ein Etwas, das schweigend keimte wie der Same unter der Scholle – ein fruchtbarer Gedanke, der eines schönen Morgens oder auch mitten am Tag unter den verschiedenartigsten Beschäftigungen ihm plötzlich entgegensprang, einleuchtend und vertraut wie ein geliebtes Angesicht, das unverhofft an einer Straßenbiegung auftaucht. Das rief ihn dann mit dem Ansporn des Glaubens zur Arbeit zurück; doch schon ein, zwei Tage danach sahen derlei Einfälle, die so glänzend und überzeugend gewirkt hatten, wie Gemeinplätze aus. Der höchsten wie der gewöhnlichsten Kunst ist letzte Einfachheit zu eigen; und die Niederlage beginnt, wenn der Schriftsteller nicht zu unterscheiden vermag, ob er Künstler ist oder Anfänger. Dann sieht er die in Schaffensglut hingeschriebenen Seiten beim Wiederlesen matt und kraftlos zu Boden fallen, und zu den stattlichen Büchereien aufblickend, die mit so viel Meisterwerken seine Ohnmacht erdrücken, erkennt er sich unfähig, aus der Tiefe der eignen Seele echte Schönheitsgestalten heraufzurufen, ja sie

auch nur herauszufinden aus dem Gewoge von Allgemeinheiten, das jedes Hirn erfüllt.

"Armer Sokrates! Nach Anytos und Melitos mußte noch ich über dich kommen."

"Sind wir wieder so weit?" fragte Benedikta. "Ein schwarzer Tag? Man sieht, daß du erschöpft bist. Ruh dich aus."

"Ausruhn hilft gegen Müdigkeit, nicht gegen Unfruchtbarkeit. Ich habe keine Ideen oder, wenn ich sie habe, versteh ich nicht sie auszudrücken. Aber das ist nur gerecht. Ich hätte mich nicht an so etwas wagen sollen. Es wäre unerhört, wenn es mir gelänge. Das Glück hat mir einen annehmbaren Verstand zugebilligt, ein reines Gewissen – "

"Gewissen hängt nicht vom Glück ab."

"Bist du sicher? Gott hat mir Gesundheit, Reichtum, wenig Sorgen und viele Bücher geschenkt. Eine Benedikta war zu vergeben, und ich bekam sie."

"Ich war schon neugierig, ob du mich vergessen würdest."

"Und wenn ich zu all dem auch noch dichterische Begabung besäße, wäre ich geradezu ein Halbgott."

"Du hast keine Kinder."

"Das ist eine Entbehrung, kein Unglück."

"Dein Unglück ist dein Mißtrauen in dich selbst und die Überheblichkeit, die ihm zugrundeliegt. Hättest du die Schlichtheit deines Sokrates ..."

"Mit Überheblichkeit hat das nichts zu tun, Xanthippe."

"Den Namen verbitte ich mir."

"Sol ich dich lieber Aspasia nennen?"

"Nenne mich Benedikta."

"Mit Überhebung hat das nichts zu tun, Benedikta. Wohl aber einmal mit Selbsterkenntnis und dann mit der Einsicht, wie eitel jedes literarische Werk ist. Warum schreibt man? Für wen?"

"Für den, der liest,nehm ich an. Wenn du dich mit Sokrates befassen kannst, so ist es, weil sich jemand die Mühe gegeben hat, über Sokrates zu schreiben."

"Er selbst hat keine Zeile geschrieben, und er hat gewußt, warum."

"Doch er lehrte, hatte sich eine Aufgabe gesetzt. Und wenn die Arbeit zu nichts anderem dient, so füllt sie doch dein Leben aus."

"Sie füllt es mit Wind. Glaub mir, ein liebendes Weib kann das Werk des Mannes nicht beurteilen, weil sich ihr Herz einmischt, das als Kritiker nichts taugt."

Benedikta wurde ärgerlich, da sie fühlte, wie der Zweifel auch über sie Macht gewann. Falls Paulus recht hätte? Welche Gewähr gab ihr das eigne Urteil? Unsicher und geknickt empfahl sie *Sokrates* dem Herrn, vermochte dabei aber nicht den geheimen Stoßseufzer zu unterdrücken, daß die christliche Religion, sonst so menschlich, den Schöpfungen der Kunst mit solcher Gleichgültigkeit gegenüberstünde.

Und Paulus begann sein Tageswerk, reuig, daß er Benedikta verwirrt hatte, unzufrieden mit sich und seiner Arbeit. Vielleicht handelte es sich nicht einmal um Schöpfungs- oder Ausdrucksvermögen. Das Problem lag anderswo. War er selbst moralisch berechtigt, über Sokrates zu schreiben, ihn zu begreifen? Was war er im Vergleich zu seinem Gegenstand? Er hatte es kurz zuvor gesagt: Sein Leben war zu sehr vom Glück begünstigt, zu sicher vor Fremdem bewahrt, zu lang von Leid und Mühsal verschont – es war ein Leben ohne Größe. Die hohe Kunst aber ist Tochter des Schmerzes und des Erbarmens. Vor ihm stand der Weise, heiter in seiner Armut, der Mann der Straße, der Mann Xanthippens, der Mann des Kerkers und des Schierlings. Was hätte Paulus an seiner Stelle getan? Auch er, so schien ihm, hätte würdig zu leben und zu sterben gewußt. Gott aber hatte ihm die harten Prüfungen erspart. Warum? Hatte er ihn der Ehre des Leids nicht wert erachtet? Auch das Leid ist, recht betrachtet, eine Gabe Gottes.



PARTHENON-FRIES OST IV FRAGMENT B

*Foto: Twospoonfuls (2008)
Gemeinfrei über Wikimedia Commons*

DAS MAHL

Den ganzen Tag irrte Miserere wie ein Verlorener durch das Haus, ohne etwas mit sich anfangen zu können. Zu Paulus und Benedikta hatte er gleich Vertrauen gefaßt, doch der Gedanke an die neuen Bekanntschaften, die er abends würde machen müssen, versetzte ihn in unbehagliche Spannung. Er empfand es geradezu als eine Befreiung, als die Essensstunde endlich schlug.

Von den Gästen erschien zunächst Justina, schlank, hochgewachsen, noch jugendlich trotz ihrer sechzig Jahre, mit frischem Gesicht, zu dem das weiße Haar einen anziehenden Gegensatz bildete. Kurz danach traf Monika ein (Gregor, der sie begleitete, wirkte wie ein unscheinbarer Trabant). Im ersten Augenblick hatte Maximus, ohne sie noch recht betrachtet zu haben, den Eindruck von geschulter und doch unbefangener Anmut, von Schönheit, Blässe, einer unbestimmbaren Haarfarbe, warm und lebendig, von einem ernsten Antlitz und lachendem Mund ... nein, nicht lachend: leidenschaftlich. Die Eindrücke jagten sich und widersprachen einander. Sie begrüßte ihn zutraulich, als kenne sie ihn schon lange, und der Druck fiel von ihm ab, da sie so herzlich zu ihm redete und er sich mit einemmal weniger schüchtern fühlte, als er gefürchtet hatte. Gregor, umgänglich und freundlich, begann mit Valeria zu plaudern, die gleich lebhaft aus sich herausging, während die Gastgeber und Septimia sich mit Justina unterhielten. So blieb Miserere mit Monika allein. Sie fragte ihn nach den Seinen und nach Prato, und die schlichte Selbstverständlichkeit, womit sie ihn behandelte, die Natürlichkeit ihres Tons hätten ihm das Gefühl der Fremdheit genommen, wären nicht ihre Augen gewesen, die ihm geradewegs ins Gesicht sahen, und dazu die beweglichen, zarten Lippen, die gar zu nah auf ihn einsprachen.

Bei Tisch wurde Maximus ans Ende der hufeisenförmigen Tafel gesetzt, mit Benedikta neben sich. Monika saß ihm gegenüber.

"Du siehst, Maximus," begann der Hausherr, "die Tafel ist alles eher als prunkvoll. Und auch die Bewirtung wirst du einfach finden und weder Tänzerinnen noch Zitherspielerinnen erblicken."

"Wir sind stille Leute", bekräftigte Justina. "Vielleicht zu still. Aber sag mir eins, Miserere ... Zuvor aber möchte ich wissen, ob du dich lieber Maximus nennen läßt oder Miserere?" – Er zuckte die Achseln mit so hoffnungsloser Gleichgültigkeit, daß es

alle schmerzlich berührte. Ein Schweigen entstand. Als Maximus wieder aufsaß, begegnete er Monikas ernstem Blick, der mit einem aus Mitleid, Verstehen und Teilnahme gemischten Ausdruck auf ihm ruhte.

"Miserere," sagte Justina, "fürchte keine neugierigen Fragen. Ich möchte nur hören, daß du daran glaubst, du seist wirklich durch ein Wunder vom Tode errettet worden. Ging es dir tatsächlich so verzweifelt schlecht?"

"Soviel ich weiß, ja. Ich hatte kaum noch einen Hauch des Lebens in mir."

"Ich versichere dir, er war am Erlöschen", bestätigte Valeria. Und Septimia fügte hinzu: "Ohne Muzius läge der arme Junge seit anderthalb Monaten im Grab."

"Wie aber", fragte Justina weiter, "hat Muzius die Frist des Aufschubs erfahren können?"

"Darüber", erwiderte Valeria, "hat er sich nicht ausgesprochen."

Paulus griff ein: "Justina, du wendest dich vom Heidentum dem Christentum zu und suchst nach der Bestätigung eines Wunders, das für deine Bekehrung entscheidend werden könnte ..."

"Natürlich. Von Wundern hört man ja alle Augenblicke reden, aber heut steh ich zum erstenmal vor der Möglichkeit eines Beweises. Und dann ist mir der Fall auch an sich merkwürdig."

"Was willst du?" sagte Paulus. "Die Heilung eines Blinden, eines Lahmen ist leicht festgestellt; aber der Beweis dafür, daß ein Lungenkranker in einem bestimmten Augenblick nur durch ein Wunder zu retten war, wird wohl nie erbracht werden. Und auch auf die Beglaubigung durch die gesetzte Frist wollen wir lieber nicht zählen, da es ja möglich und wünschbar ist, sie könne doch noch hinausgeschoben oder gar aufgehoben werden. Über die Weise aber, wie ihm jene Offenbarung zuteil ward, dürfte dir Muzius selbst kaum genauen Aufschluß geben können. Wenn Gott zu einem Heiligen redet, gebraucht er nicht unsre Worte."

"So bleibt mir nichts übrig," schloß Justina, "als gänzlich auf allen Wunderglauben zu verzichten."

"Ganz und gar nicht! Aber was verstehst du unter Wunder?"

"Welche Frage! Ich verstehe darunter so ungefähr ein Ereignis, das aus der natürlichen Ordnung der Dinge herausfällt und das die menschliche Vernunft nicht zu erklären vermag."

"Natürliche Ordnung und menschliche Vernunft! Aber wer sagt dir, daß die Möglichkeiten der Natur sich mit denen der menschlichen Vernunft decken? Jahrhundertlang ist eine Naturerscheinung wie die Sonnenfinsternis als ein ungeheuerliches Wunder angestaunt worden, als ein Vorzeichen der Heimsuchung durch die erzürnte Gottheit; eines schönen Tags kommt jemand auf den Gedanken, daß die Sonnenfinsternis sich ganz natürlich erklären und vorausberechnen

läßt, und nun spricht man nicht mehr von Wunder, nur weil die menschliche Erkenntnis einen kleinen Schritt vorwärts gemacht hat. Wieviel andre Erscheinungen, die heute als wunderbar gelten, werden in ein paar hundert Jahren einer fortgeschritteneren Wissenschaft ganz natürlich scheinen! – Wenn aber das Wunder da beginnen soll, wo Vernunft und Erkenntnis in uns enden, wenn das Gebiet des Wunders einfach das Gebiet unsrer Unwissenheit ist, müßtest du nicht von morgens bis abends *Wunder über Wunder!* schreien? Du suchst das Wunder mit der Laterne, weil du alles zu verstehen glaubst; für mich ist alles wunderbar, weil ich nichts begreife."

"Das sind Paradoxe."

"Paradoxe? Und merkst du nicht, daß du, wenn du die Sonnenfinsternis erklärt hast, so weit bist wie zuvor, da das Wunder, das über aller Vernunft ist, nicht in der Seltenheit jenes Zusammentreffens von Gestirnbahnen liegt, das die Verdunklung hervorbringt, sondern in den ewigen Bewegungen, die jenes Zusammentreffen bewirken, in den scheinbar grundlosen Umwälzungen am Firmament, wie sie, wer weiß woher, wer weiß wie und warum, wieder und wieder erfolgen? Dieses Bewegtsein zu jeder Stunde, dies ganz alltägliche Leben, du dort und ich hier, daß ich dich sehe und du mich siehst, daß ich zu dir spreche und du zu mir, das alles ist Wunder."

"Paulus, du übertreibst immer", rief Septimia aus.

"Ich übertreibe? – Schließ doch die Augen."

"Machst du dich lustig?"

"Nein. Schließ die Augen. So. Jetzt stell dir irgendein Ereignis der Vergangenheit vor, dem du beigewohnt hast, einen bestimmten Ort, ganz gleich welchen, die Kirche zum Beispiel, darin Benedikta und ich getraut worden sind, du warst ja dabei, den Priester vorm Altar, die brennenden Lichter, uns beide dort kniend. – Siehst du das alles? Siehst du es? Dann öffne die Augen. Fort ist's, verschwunden, und was du vor dir siehst, dies Gemach, die Wände, die Tür, mich, dich selbst, Benedikta – alles verwandelt. Nun denn, ist es nicht wunderbar, dies Nebeneinanderbestehen der Vergangenheit und der Gegenwart in dir, diese Möglichkeit, Geschichte neu zu erleben, die die Zeit verwischt hat, und sie in die Geschichte einzuweben, die die Zeit jetzt, jetzt eben niederschreibt? Das nennt man Gedächtnis, wirst du sagen. Aber was ist Gedächtnis, wenn nicht ein ewiges Wunder?"

"Ich verstehe nicht" sagte Septimia kopfschüttelnd.

"Was verstehst du nicht?"

"Wenn ich es wüßte, würd' ich verstehen. Das heißt, an Muzius' Wunder glaub ich, aber deine Erörterungen begreif ich nicht."

"Ich", rief Valeria, die dem Gespräch mit leidenschaftlicher Teilnahme gefolgt war, "begreife ausgezeichnet. Paulus hat unanfechtbare Wahrheiten ausgesprochen. Meinst du nicht auch, Justina?"

"Ich sage nicht nein; ich bin nur etwas verwirrt."

"Dann höre weiter", begann Paulus wieder. "Ich rede zu dir und du verstehst mich. Eine ganz einfache Sache, nicht wahr? Versuche, irgendein Wort zu flüstern, einen namen. Sag: *Silvia*."

"Silvia. Was weiter?"

"Beachte, wie du das machst – flüstere noch einmal, ganz leise: *Silvia*. Eine kaum wahrnehmbare Bewegung der Zunge, der Lippen, nicht wahr?"

"Silvia – wahrhaftig, es gehört wenig dazu."

"Fast nichts. Und ob du Silvia murmelst oder *silva*, Wald, die Bewegung ist beinahe die gleiche: ein bißchen bewegte Luft, winzige Schwingungen in meinem Ohr, kleinste körperliche Vorgänge, nicht stärker als ein Wimperzucken. Und doch genügt dieser Hauch: *Silvia*, damit in mir ein Bild entsteht, ein Mensch lebendig wird, ein schlummerndes Gefühl erwacht. Wo? In mir, gewiß, aber wo? Du flüsterst *silva*, und ein andres Bild steht auf, Bäume, windbewegte Blätter, singende Vögel, alles fern und alles gegenwärtig. – Ist nicht auch das ein Wunder?"

"Vielleicht – "

"Weiter. Stell dir eine Frau vor, die einen Mann mit leidenschaftlichem Gefühl ansieht." – Maximus, wer weiß warum, blickte zu Monika hinüber und schlug gleich wieder die Augen nieder. – "Wie macht man das, leidenschaftlich anschauen? Du weißt es nicht, und wer es tut, weiß es nicht; er weiß nur, daß er es will, nicht, wie er es anstellt. Irgendwie (aber wie?) legt er in seinen Blick Empfindungen, Worte: *Du gefällst mir, ich liebe dich, ich bin dein, wollte, du wärest mein ...* Diese Gefühle leben, sprechen auf unfaßbare Weise, steigen aus einer Seele in zwei Augen auf und durch zwei Augen in eine andre Seele nieder, sinken in ihr ein oder entfesseln gar Stürme, schaffen unzerstörbare Bande, machen aus einem Knaben einen Mann, aus einem Mann einen Sklaven, und sind ... Was sind sie? Was ist ein Liebesblick? Ein Wunder. Und wenn du einräumen magst, daß ein gewöhnliches Menschenherz die rätselvolle Sprache der Blicke versteht, wirst du nicht zugeben, daß ein Muzius in der eignen Seele die Sprache Gottes vernehmen kann?"

Miserere fühlt sich bedrückt; es kommt ihm vor – warum wohl? das ist ja sinnlos, sogar ungehörig – es sei von ihm die Rede. Und er möchte aufstehen, fortgehen, doch das würde die Sache noch schlimmer machen; dann wieder ist ihm, als schauten alle auf ihn. Und wirklich beobachtet ihn Monika, ohne zu merken, daß Benedikta ihrerseits sie beobachtet und sich dabei vornimmt, ihrem Paulus später eine Predigt über das Unziemliche gewisser Beispiele zu halten. Paulus aber spricht weiter: "Wir achten nicht

mehr auf diese Dinge, weil sie sich ständig wiederholen und Gewohnheit die Aufmerksamkeit abstumpft. Habt ihr euch je gefragt, was ein Dichtwerk ist? Vergil arbeitet an seinem Gedicht elf Jahre lang; in seiner Vorstellung weben Bilder, Begebenheiten, Kämpfe, Helden und Götter; und er erschafft Dido. Die erfundene Gestalt lebt für den Sinn des Dichters, entwickelt sich wie ein selbständiges Wesen, kleidet sich in die schönste Sprache, die Geist und Empfindung zu ersinnen vermögen. Der Künstler schreibt seine Hexameter, Gestalt und Handlung sind auf dem Pergament festgehalten, sterbend aber befiehlt Vergil, noch unbefriedigt von dem eigenen Werk, die Handschrift zu verbrennen. Wenn die Freunde gehorchen, was ist's, das ins Feuer geworfen wird? Etwa Gestalten, Bilder, Kampf und Liebesleid? Die Phantasie, die Kunst des Dichters? Nein; in die Glut sinken nur ein paar Rollen Pergament. Stofflich ist nichts anderes da, nichts, das verbrannt werden könnte, und doch vernichten die Flammen, indem sie dies bißchen Tierhaut verzehren, die schöne Dido. Doch Vergils Freunde gehorchen nicht; die Bücher der *Aeneis* bleiben vielleicht zwei, drei Tage in einem Schrein liegen, in Erwartung der Stunde, wo Augustus sie prüfen wird. Solange die Augen des Kaisers nicht auf ihnen geruht haben, sind die Helden Vergils nicht vorhanden; vorhanden ist nur der Stoff, der die Handschrift bildet: eine glatte Oberfläche, Tintenspuren, die, nur um ein wenig verschieden geordnet, etwas ganz anderes besagen. Augustus liest, und siehe, aus dem leblosen Stoff wird Leben, seufzt, rast, stirbt Dido. Wer hat sie geschaffen? Vergil, sagt ihr. Ich weiß; aber ohne jemanden, der jene Schriftzeichen in Worte und die Worte in Gedanken umsetzte, würde Dido sein? Ist es also der Leser, der Mal für Mal das Kunstwerk auferstehen läßt? Denkt an die unbekanntenen Meisterwerke, die da oder dort verborgen sein mögen, wo niemand sie vermutet! Keiner kann sagen, ob nicht wenig Schritte von hier, in einem Bücherlager, unter einem Wust von altem Pergament, ein Band vergraben liegt, der die Philosophie eines unbekanntenen Platon, ein neues *Gastmahl*, einen zweiten *Phädrus* enthält. Dort modert er im Staub: gegerbte Haut, Tinte, sonst nichts. Einer findet die Handschrift, liest sie, und jener rohe Stoff wird sinnvolles Werk. Von wem geht das aus? Nicht vom Verfasser, der seit Jahrhunderten nur noch Asche ist; nicht vom Leser, der aus eigenem nur Schauen und Aufmerken hinzutut. Wo aber weilten die Gestalten, die Gedanken, die Bilder des dichtenden Weltweisen, bevor jemand sein Werk gelesen hatte?" Paulus flüsterte es versunken, ohne auf die andern zu achten, als rede er zu sich selbst. "Was bedeutet ein nicht gelesener Liebesbrief, ein vom Boten vergeßener, zur Erde gefallener? Das Täfelchen ist da, wertloser Stoff: Holz, zerkratztes Wachs, sonst nichts. Einer findet's, liest's, und ein Schrei springt auf, eine Flamme ..."

"Paulus", rief Justina. Er schrak zusammen, besann sich. "Du schweifst ab, merkst du es nicht? Führt uns zum Ausgangspunkt zurück."

"Der Punkt ist ja nur, daß wir stets im Unerklärlichen leben. Nehmen wir ein Beispiel anderer Art. Der Ton ist eine bescheidne Naturerscheinung, von kurzem Flug im Verhältnis zum Licht. Die höchste Weise, die der menschlichen Eingebung entspringen mag, die leidenschaftlichsten Lieder, die erhabensten Gottesgesänge erheben sich nur wenige hundert Fuß in die Luft, um sich dann aufzulösen, während über dem schwindelnden Abgrund des Raums die Gestirne gleichmütig kreisen."

"Paulus, es mag so sein, aber sprich es nicht aus!" rief Valeria.

"Wie weit reichen unsre Mittel? Die Menschheit ist ein unendlich kleiner Teil der Natur, für die Erde kaum mehr als ein Hautausschlag, der ihre Oberfläche verunziert und den Kern nicht angreift. Von Zeit zu Zeit erschauert die Erde vor Ungeduld und das genügt, damit Häuser einstürzen und Städte in Trümmer fallen. Zwanzig Fuß über der Erdkruste, zwanzig darunter ist die Menschheit zu Ende, und in dem Maße, als die Menschen verschwinden, nimmt der Äther die Seelen in sich und verweht sie, wie es der Wind mit dem Atem der Lebenden tut."

Alle widersprachen. "Zweifler! – Ungläubiger!"

"Nehmt ihn nicht ernst", sagte Benedikta. "Es macht ihm Spaß, euch zu entsetzen."

"O Sokrates, steh mir bei in dieser Not ..."

"Was hat Sokrates damit zu schaffen?" fragte Justina.

"Fallt nicht alle über mich her. Ich wollte nur sagen, so erbärmlich die uns zur Verfügung stehenden irdischen Mittel auch sind, so genügt doch eines einzige Musikers Seele, um uns in die himmlischen Sphären zu entrücken. Umgekehrt kann ein Tonkünstler die herrlichste Weise der Schöpfung ersinnen; ist niemand da, der sie singt oder spielt, so besteht sie tatsächlich nicht, oder doch nur übertragen – wieder mittels Tinte und Pergament – in eine bloß wenigen Eingeweihten zugängliche Form. Kaum aber ist der Gedanke Ton geworden und uns als Ton ins Ohr gedrungen, wird alsbald, vom Ohr zum Geist, jene unmerkliche Erschütterung der Luft wieder Gedanke, Leidenschaft, Gefühl. Ihr seht also, daß unsre Sinne, die einem oberflächlichen Urteil nur als Werkzeuge der Stofflichkeit erscheinen könnten, vielmehr in uns eine übersinnliche Innenwelt zu erzeugen vermögen. Sogar der Tastsinn, der gröbste von allen, ist doch auch Pforte der Liebe nicht minder als das Gesicht, vielleicht noch mehr, denn der Mensch verliebt sich oft mit dem Aug nur insoweit das Tastgefühl, oder besser die Vorstellung davon, gleichsam naturhaft den sichtbaren Eindruck der irdischen Liebe ergänzt. –"

"Paulus," unterbrach Benedikta, "du weißt, gewisse Wendungen sind mir zuwider."

"Wenn aber der Tastsinn so viel vermag, der doch, neben Geruch und Geschmack, zu den weniger edlen Sinnen zählt, was soll man erst von Gesicht und Gehör, unsern

höheren Sinnen, sagen? Sie sind die Tore zur sinnlich wahrnehmbaren wie zur geistigen Welt. Durch Gesicht und Gehör haben Schönheit, Wort, Gedanke zu uns Zutritt, durch sie redet die himmlische Liebe zu unserm Gemüt. Ist das nicht ein wunderbares Ergebnis? Im Ernst, wenn man nur ein wenig nachdenkt, erscheint die Heilung Maximus' nicht unerklärlicher als jede Stunde unsres Lebens, als unser Schlaf in dieser Nacht, unser Erwachen an diesem Morgen. – Ich könnte dasselbe auf eine andre Weise darlegen, aber es würde gewissermaßen verwickelt."

"Nichts für mich", murmelte Septimia.

"Ich werde versuchen, möglichst klar zu sein. Heute früh, Maximus, habe ich dich betrachtet, während du in meiner Bibliothek lasest. Du saßest da, vorgebeugt, die leicht zitternden Hände im Schoß gefaltet, das Auge bald zu Boden gerichtet, bald nach oben gewandt; und ich dachte, daß Konstantin, dein Vater, oft auf gleiche Weise dasitzt und daß ihm die Hand zittert wie dir; ich dachte, daß auch Septimia, deine Großtante, dies Zittern der Hände hat, daß der Schnitt deiner Augen dem deiner Mutter gleicht und die Beugung deiner Schultern der Valerias. Ich rede von dir, weil ich dich erst heute beobachtet habe, aber für jeden von uns ließen sich ähnliche Feststellungen machen. Meine Hände sind die eines Oheims von mir, meine Augen die Augen meiner Mutter."

"Du denkst doch nicht," unterbrach Justina, "etwas Neues entdeckt zu haben? Die Vererbung gewisser Merkmale ist so alt wie die Welt."

"Ja, aber wenn ihr der Sache einen Namen angehängt habt, seid ihr so weit wie zuvor. Erklärt sie einmal."

"Heißt es nicht, im ersten Keim eines jeden Geschöpfs sei schon ein Bild des künftigen Wesens enthalten?"

"Die Annahme jenes Urbilds zu Beginn ist wohl dem Hirn eines Schwärmers entsprungen, aber alle ernsten Forscher, von Hippokrates zu Aristoteles und Galen, haben sie aufgegeben. Niemand hat dieses Urbild gesehen; und wenn bei der Empfängnis das Urbild ein Erbteil von väterlicher Seite wäre, so wären die Ähnlichkeiten des Sprößlings mit dem mütterlichen Stamm erst recht unerklärlich."

"Was folgt daraus?"

"Daß wir vom ersten Augenblick der Empfängnis ausgehen müssen. Es geschieht eine Begegnung, eine Durchdringung von Elementen –"

"Schöner Gesprächsstoff!" brummte Septimia.

"– und aus diesem Zusammentreffen entsteht ein Keim, ein allerwinzigster Keim, der stofflich nichts oder fast nichts von dem enthält, was neun Monate später das neugeborene Kind und ein paar Jahre drauf der heranwachsende Knabe und wieder Jahre danach der erwachsene Mann sein wird. Möglich, daß in diesem befruchteten Keim nicht eigentlich Ur- oder Vorbilder, sondern nicht näher umschreibbare Elemente beschlossen sind, die die Entwicklung der verschiedenen Merkmale des neuen

Geschöpfs bestimmen. Aber wie haben es die Eltern angestellt, ihren Körperbau, ihre Gesichtszüge, Bewegungen, geistigen und sittlichen Neigungen, Tugenden und Fehler in unkenntlichen Stoffteilchen einzufangen und weiterzugeben? Was tun sie, um vollends jene unbegreiflich verwickelte Erscheinung, die wir Persönlichkeit nennen, in Materie allerkleinsten Umfangs umzusetzen? Und wie wirken dann diese Elemente zusammen, um das neue Einzelwesen zu bilden? Wie kommt es, daß der ursprüngliche Keim, der nichts Menschliches hat und im Mutterleib die seltsamsten Entwicklungsstufen durchläuft, dann doch eine Gestaltung erreicht, die der des Menschen und nicht etwa der eines Vogels entspricht? Wieso werden in einem gegebenen Augenblick die oberen Gliedmaßen Arme und nicht Flügel oder Tatzen? Und auf welchem Weg vollzieht sich jene Übertragung von Ähnlichkeiten, über die wir eben sprachen, wenn der Keim doch weder Augen noch Nase noch Hände noch irgendwelche Züge oder Organe aufweist?"

"Mir", meinte Justina, "scheint es klar, daß diese berühmten Elemente dem Vermögen nach schon im Keim enthalten sind und dann im geeigneten Augenblick in Wirkung treten."

"*Dem Vermögen nach!* – Wieder nur Worte. Natürlich muß ein Mittel da sein, das der Entwicklung Form und Gesetz verleiht, aber kannst du mir erklären, Justina, in welchem Teil eines eben befruchteten Hühnereis du Kamm und Schnabel und Sporn des künftigen Hühnchens siehst, ja sogar die Farbe des Gefieders und die Stimme? Kannst du mir sagen, in welchem Stoffteilchen die Hand unsres Maximus enthalten war, die zittert wie die seines Vaters, oder meine Hand, die den Griffel hält und Schriftzüge bildet, wie es mein Großvater genau so getan, oder jene Welt- und Lebensauffassung, die du, Benedikta, mit einer Tante gemein hast, die du gar nicht kannst? Wie geht es zu, daß gewisse geistige und sittliche Merkmale sich gleich den körperlichen vererben? Daß von solchen Erbeigenschaften manche schon im Neugeborenen auftreten und andre erst allmählich im Laufe des Lebens zum Vorschein kommen, noch andre gar ein oder mehrere Geschlechter überspringen? Und da doch zwischen Empfängnis und Geburt neun Monate, zwischen der Geburt und dem Augenblick, da die verschiedenen Ähnlichkeiten hervortreten, auch Jahre oder Jahrzehnte liegen können, wo haben mittlerweile die formbildenden Kräfte ihren Sitz, jene Kräfte, die späterhin Körperbildung und geistige Haltung des Einzelwesens bestimmen werden?"

"Und wie erklärst du dies Geheimnis – ?" fragte Maximus.

"Ich erkläre nichts. Ich sage nur, offenbar besteht das künftige Wesen schon vom Augenblick der Empfängnis an als vorbestimmte Einheit; offenbar ist es ohne Gegenwart gegenwärtig schon im Urkeim, in dem in der Scholle eingegrabenen Samen, dem unförmigen Fötus. Es ist da mit seinem Schicksal: du wirst Platane mit

diesem Blattwerk, diesen Früchten, du Wolf und du Lamm., du Sokrates und du Melitos, du Caesar und du Brutus, du Genie und du Verbrecher. Damit dies geschieht, ist es aber unbedingt nötig, daß diesem von je bestimmten Geschick auch die Vorgänge der Angleichung und Entwicklung gehorchen, so daß eine Nase diese Form und diesen Umfang, die Augen jenen Schnitt annehmen und so weiter. Was das Kind ißt, was in ihm Fleisch und Blut wird, verteilt sich in seinem Körper nach einem vorgezeichneten Plan, wie das geschmolzene Metall sich in die vorbereitete Form ergießt. Nicht der Stoff ist's, der das Einzelwesen aufbaut, sondern dieses, das den Stoff der eignen Art anpaßt. Von dem Augenblick an, in dem die Liebe meiner Eltern mich zeugte, hat mein eigentliches Ich dem Vermögen nach, wie Justina sagt, zu leben begonnen. Ich bin nicht ein und derselbe mit meinem Vater und meiner Mutter, weil meine Erbmale mir nicht bloß von ihnen, den mir unmittelbar Vorausgehenden, sondern von einer Reihe von Geschlechtern überkommen sind und das Zusammentreffen der verschiedenen Elemente, ihre Verbindung oder Abstoßung neue Eigenheiten bewirkt, die durch äußere Bedingungen, durch persönliche Bedingungen und das jedem Menschen verliehene Maß an Kraft und Willen noch besonders ausgestaltet werden. Aber zweifellos bin ich die Verwirklichung dessen, was ich mein *Lebensurbild* nennen möchte und was mit meiner Zeugung ins Sein getreten ist, noch vor aller Entwicklung, doch die Entwicklung bestimmend, unstofflich und doch wirkende Kraft. Und so auch du, Maximus, so ihr, so alle Lebewesen. Denk doch, Justina, wie großartig: all diese ungezählten Urbilder, die, in der heiligen Qual der Zeugung geschaffen, von Augenblick zu Augenblick über die ganze Erde hin sich ins Leben stürzen, unwirkliche und doch in ihrem Kern vollendete Geschöpfe! – denk es und sage mir, ob du dich nicht vor dem Wunder der Wunder fühlst, größer als alle Kunst der Zauberkünstler! Jeder Mensch entsteht in gewissem Sinn wie das große Kunstwerk, in einem fast unbewußten Schöpfungsdrang, und sein Zustand in jenem entscheidenden Augenblick gleicht dem des soeben im schaffenden Geiste empfangenen Werks: geahnt, gefühlt, fast möchte ich sagen erlitten, doch noch nicht in Wirklichkeit verwandelt."

"Paulus, das ist eine hinreißende Vorstellung!" rief Valeria begeistert.

"Es gehört sich zwar nicht, daß ich es sage," fügte Benedikta hinzu, "aber du hast vortrefflich gesprochen. Nur hast du Platanen, Wölfe und Lämmer angeführt. Hat denn deiner Meinung nach auch jedes Tier und jede Pflanze ihr Lebensurbild? Ich will nicht hoffen."

"Benedikta, tu nicht so vornehm. Alle Lebewesen entwickeln sich nach Mustern, die sich stofflich in ihrem Keim nicht vorfinden, da dieser sozusagen Gesetze und nicht Tatsachen enthält; das ist eine allverbindliche Regel, vor der sich dein Hochmut beugen muß ... – Unterbrich mich nicht. Das hindert nicht, daß in der Zeugung die Kreuzung des väterlichen und mütterlichen Stamms noch genug Unvorhergesehenes

mit sich bringt, so daß jeder neue Sprößling eine gewisse Eigenart besitzt. Nun haben im Menschen die persönlichen Eigenarten noch eine ganz besondere Bedeutung, wie sie in den übrigen Lebewesen so wichtig nicht erscheint. Mehr noch: die menschliche Gattung ist von den übrigen durch ein wesentliches Merkmal unterschieden, nämlich durch die Fähigkeit des Erfindens, Erneuerns, kurz durch den Geist. Auch die entwickeltsten Tierarten, die Bienen, die Ameisen, gehorchen einem Trieb, der bei aller Vollkommenheit doch nichts Neues hervorbringt. Der Mensch aber unterwirft sich nicht leidend dem Lebensraum, in den er gestellt ist, er macht ihn sich zunutze: er findet ein Eignes hinzu, er erfindet: eine Statue, eine Gebärde, ein Gedicht, ein Verbrechen. Daher eine Mannigfaltigkeit der menschlichen Handlungen, Neigungen, Fähigkeiten, wie das Tierreich sie nicht kennt. Das sind grundlegende Unterschiede, nicht wahr; und sie sind's, die dem Menschen gestattet haben, sich zum Herrn der Welt zu erheben. Laß es also geschehn, Benedikta, daß auch der Floh sein Lebensbild habe; zwischen dem seinen und dem deinen wird immer derselbe Unterschied sein wie zwischen ihm und dir. – Bist du überzeugt?"

"Ja ... ja, doch ..."

"Glaub's ihr nicht", erklärte Septimia. "Sie ist nicht überzeugt, und ich ebensowenig. Dein Schluß hat einen Fehler."

"Und wo steckt er?"

"Wie soll ich das wissen? Aber ich bin sicher, er ist da. Und Monika und Valeria sind es gewiß auch."

Monika erwiderte zerstreut, wie aus einem andren Gedankengang heraus: "Vielleicht ... ich weiß nicht, ich verstehe mich nicht darauf."

"Aber es ist furchtbar," erklang plötzlich Maximus' Stimme – er sprach halblaut, mit gesenktem Kopf, als rede er zu sich selbst – "es ist furchtbar zu denken, ein wie gewaltiger Teil unsres Charakters und somit auch unsres Schicksals schon mit uns geboren wird, uns unzerstörbar aufgeprägt wie die Farbe unserer Augen oder unseres Haars. Was wird da aus den sittlichen Aufgaben? Verantwortlichkeit, Gerechtigkeit, Schuld und Fehler, alles wird unfest, gleitend ..."

Er hob den Blick, sah, daß ihn alle anschauten, und schwieg.

In der Tat, wozu mitreden und das moralische Problem aufwerfen, wenn ihm die bittere Frage: *Leben oder Tod?* die Seele bedrückte? Eine tiefe Unzufriedenheit erfüllte ihn. Justina befaßte sich mit dem Wunder nur aus Neugierde, Paulus entwickelte seine Schlüsse und übersetzte das Geheimnis der Schöpfung in Bild und Wort, aber wer kümmerte sich um ihn, Miserere? Wer trug wirklich an seinem Schicksal mit? Ein Wunder das Leben, ein Wunder die Welt, Paulus hatte recht; hier aber handelte es sich um eine persönliche Sache zwischen ihm und Gott, um ein Urteil, fast um eine

Verdammung: das war die eigentliche Frage, und für diese Frage der Menschlichkeit und Gerechtigkeit hätte der geschickte Deuter eine Erklärung finden sollen. Maximus hätte ihn gern auf die Probe gestellt, doch es widerstrebte ihm, vor all diesen Leuten, deren Gegenwart ihn lähmte, sein Herz zu enthüllen. – In seine Gedanken versunken, folgte er nicht mehr der allgemeinen Unterhaltung, die jetzt einen leichteren Ton angenommen hatte. Bruchstücke von Ausrufen und Antworten schlugen dann und wann an sein Ohr: Gregor scherzte mit Justina über ihren Vorsatz, zum Christentum überzutreten: "Bedenkst du auch, daß du Rechenschaft über deine Sünden wirst ablegen müssen?"

"Ich habe nichts zu verbergen."

"O meine schneeweiße, meine durchsichtige Justina, hast du denn im Laufe deines Lebens nie sündhafte Augenblicke gehabt, in denen du keinen Zeugen neben dir hättest haben mögen?"

"Keine Spur. Du lachst, aber da ist nichts zu lachen."

"Wenn du es sagst, zweifle ich nicht", erwiderte Gregor; und zu seiner Nachbarin gewendet, fragte er, sie schlau anblinzelnd: "Und du, Monika?"

"Wie Justina", erklärte Monika lachend.

"Und du, Valeria? Und du, Benedikta? Du, Septimia?"

"Wie Justina."

"O meine schneeweiße, meine durchsichtige Justina," wiederholte Gregor, "und du könntest alles von dir erzählen?"

"Alles."

"Auch alles, was du denkst?"

"Beinahe."

"Und du, Monika? Und du, Benedikta? Valeria?"

"Wie Justina."

"Gregor neckt mich," sagte Justina, die sich bei solchen Scherzen so recht in ihrem Element fühlte, "aber dabei sitzt er vernügt zwischen einer schönen Witwe und einem schönen Mädchen!"

Warum fühlte sich Maximus verletzt und errötete fast? Bei jenem Wortgeplänkel, der scherzhaften Vertraulichkeit zwischen den Geschlechtern, stieg Erinnerung an seine Verwirrung vor Sabina in ihm auf und gleich danach der Gedanke an seine jetzige Lage. Diese Menschen, die sich so zerstreuen konnten, die aussahen, als kennten sie keine Sorgen, reizten ihn. Er kam sich vor wie ein Verbannter in fremdem Land unter Leuten, die eine unverständliche Sprache redeten. Was war er denn? Ein zum Tode Verurteilter. Und was war er gewesen? Durch den Gegensatz heraufbeschworen, hatte er plötzlich die Mahlzeiten im düstern Klosterrefektorium vor sich, die in Schweigen vermauerten Mönche, die eintönige Stimme des Vorlesers, die

ganze bleierne Atmosphäre mit dem bleiernen Druck auf der Brust. Das war seine dunkle Vergangenheit gewesen, das würde seine kurze Zukunft sein. Ein lastendes Dunkel senkte sich auf sein Herz. Die Tischgenossen gehörten einer so andern Wirklichkeit an als der seinen, und doch waren sie alle Christen wie er, Justina ausgenommen, und führten das ordentliche Leben ehrbarer Leute. Warum also jener Abgrund zwischen ihm und den andern? Wenn es zum Heil der Klosterzucht bedarf, so waren all diese Menschen der Verdammnis preisgegeben; kann man dagegen auch auf den Wegen der Welt selig werden, so sind solche Opfer eine sinnlose Vergewaltigung der Naturgesetze, und er hatte umsonst seine Jugend verloren.

"Wenigstens Gregor ist aufrichtig", hörte er Justina fortfahren. "Er liebt das Leben, versteht es und verhehlt nichts. Du, Paulus, verbirgst das Geisteswerk, an dem du arbeitest, verbirgst deine wer weiß wie zahlreichen Sünden ... Du magst dich noch so harmlos stellen, Paulus – es hängt vielleicht mit euren Lebensbildern zusammen, aber ihr seid eine Familie von Duckmäusern, du, Monika, Sabina."

"Ich? Wieso ich?" fragte Monika. "Kann ein Mensch offener vor aller Augen leben als ich?"

"Ohne Zweifel", räumte Justina mit ihrer süßesten Stimme ein. "Ich klage dich gewiß keiner finsternen Tat an, aber auch du birgst ein unzugängliches Innenleben."

"Du etwa nicht? Tun wir das nicht alle? Worin bin ich von den andern verschieden?"

"Wie läßt sich das sagen? So etwas fühlt man."

Auch Maximus hatte die Empfindung, Monika müsse schwierig zu verstehen sein. Sie sprach nicht nur wenig, sondern zeigte auch von Mal zu Mal zwei ganz verschiedene Gesichter. Eines war das heitere, selbstsichere, das sie beim Eintritt zur Schau getragen hatte und das sie auch bei Tisch aufsetzte, wenn man etwas Lustiges sagte oder Gregor ihr ins Ohr flüsterte. Plötzlich aber war ihre Munterkeit dahin, und eine andre Monika, eine tiefe, nachdenkliche, schweigsame, saß an Stelle der früheren da. Warum? Und warum richtete sie von Zeit zu Zeit den Blick auf ihn, einen mit etwas seltsam Unverständlichem beladenen Blick? So oft er ihm begegnete, wandte Miserere den seinen ab, gleich darauf aber mußte er sie wieder belauern, und wenn er dann nicht ihre Augen traf, war er enttäuscht; traf er sie aber, so zog er die seinen wie ein Missetäter zurück. Er stellte eine sonderbare Empfindung in sich fest, so als sei etwas Neues in ihm geschehen und Monikas Gegenwart bedeute keine äußere Tatsache, sondern eine innere. Was ging es ihn an, wer Monika war, welche Natur sie hatte, ob sie mehr oder weniger Schönheit besaß? Und doch war er aufgerührt. Er verglich die Kutte, die er trug, die Schüchternheit, die ihm anhaftete, mit der eleganten Sicherheit Gregors und begriff nicht, wie Monika, während ihr Tischnachbar so vertraulich mit ihr scherzte, Zeit fand, sich mit ihm, Miserere, zu beschäftigen.

Natürlich tue ich ihr leid, sagte er sich, aber das gilt wohl auch für die andern. Warum fühlt sie allein das Bedürfnis, mir's zu zeigen?

In Wirklichkeit beobachtete auch Benedikta ihn unmerklich, und wenn Paulus und die andern sich unterhielten, ohne ihn mit ihrem Mitgefühl zu belasten, so ließen sie nur die Rücksicht walten, die er selbst erbeten hatte. Und doch, jetzt, da man ihm seinen Wunsch erfüllte, grämte er sich deshalb und hätte sich gänzlich vernachlässigt gefühlt, wären nicht jene Blicke Monikas gewesen, die immer wieder auf ihm ruhten, als suchten sie sein Auge, um ihm einen schwermütigen Gruß zuzusenden.

Unvermittelt wurde seine Aufmerksamkeit wieder wach. Valeria hatte das Gespräch auf das Wunder zurückgeführt. "Ich denke wieder über deine Worte nach," sagte sie zu Paulus, "und frage mich, könnte ein Zweifler nicht einwenden, daß die dauernden Wunder, wie das Leben und seine Fortpflanzung, bei aller Unerklärlichkeit doch alltägliche Erfahrung sind, nicht zu verwechseln mit jenen Erscheinungen, die man Wunder nennt, eben weil sie die Regel unterbrechen. Was du meinst, sind eher *Geheimnisse* als echte Wunder. Wunder ist etwas, das dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge widerspricht. Ich sag vielleicht etwas Dummes ..."

"Keineswegs," erwiderte Paulus, "du sagst etwas sehr Richtiges, das mich im ersten Augenblick völlig zu widerlegen scheint; aber die Unterscheidung zwischen Geheimnis und Wunder ist nicht leicht, so wie es auch nicht leicht ist festzustellen, welche Erscheinungen regelmäßig und wiederholbar sind und welche einmalig. – Ein Gewitter ist weder wiederholbar noch regelmäßig wiederkehrend, aber das ist kein Grund, um nicht den einfachen Menschen zu glauben, es sei die übernatürliche Bekundung einer erzürnten Gottheit. Und um auf die menschlichen Dinge zu kommen: Nehmen wir an, daß, wie du meintest, Bewegung, Gedächtnis, Leben keine Wunder sind; wie aber steht es beispielsweise mit den Schöpfungen großer Geister? Ist die Kunst eines Homer, eines Euripides, eines Plato vielleicht wiederholbar? Nicht umsonst versetzten die Griechen die Musen und ihre Mutter Mnemosyne, die Erinnerung, unter die Götter! Mir, gestehe ich, erscheint ein Akt der göttlichen Gnade nicht wunderbarer als der Fries des Parthenons, und wenn ich einen Dichterdenker wie Plato annehme, so kann ich auch einen Wundertäter wie Muzio zugeben."

"Du hast mir", sagte Justina, "viele leuchtende Gedankenbahnen eröffnet, zu denen ich zurückkehren werde. Hast mich auch, wenn ich so sagen darf, dem Göttlichen nähergebracht; und doch, könnte ich den klaren Beweis für ein echtes christliches Wunder erleben, so würde mich das deinem Gotte näherbringen, und das wäre für meine Bekehrung von unschätzbarem Wert."

"Meine Liebe," begann Paulus, "ich habe dir schon erklärt – "

Abermals griff Miserere unwillkürlich ein: "Justina, du hast recht. Paulus' Reden klingen überzeugend, führen aber bestenfalls zu einer allgemeinen Frömmigkeit. Du aber suchst einen bestimmten Glauben und verlangst vom Wunder die Bestätigung, daß der Gott der Christen der wahre Gott ist; in mir siehst du die Möglichkeit eines solchen Wunders und verlangst den greifbaren Beweis. Eben diesen Beweis kannst du erst in zwei Jahren haben – mit meinem Tod. Deine Lehrsätze, Paulus, sind schön und edel, aber sie schaffen meine Verurteilung nicht aus der Welt."

"Sag das nicht!" riefen Valeria und Justina.

"Es ist die reine Wahrheit. Ich muß in zwei Jahren sterben. Sterben zum höheren Ruhm des Christengotts. Bedeutet *Märtyrer* ursprünglich nicht soviel wie *Zeuge*? Nach so vielen Glaubenszeugnissen durch die Opfer der heidnischen Verfolgungen sollt ihr eins durch einen Märtyrer der göttlichen Gnade erleben."

Er hatte diese Worte mit fast tonloser Stimme und finsterem Gesicht ausgesprochen. Innerlich aber lohte er vor jäher Auflehnung und Empörung, wie damals bei der ersten Ankündigung der Schicksalsfrist. Die Tischgenossen schwiegen ehrfürchtig, und dies Schweigen ernüchterte ihn plötzlich. Er wandte sich um, sah die auf ihn gerichteten Blicke, einen zumal, einen dunklen, vollen, ihm gerade gegenüber ... Was lag in diesem Blick? Ein Schluchzen stieg in ihm hoch, doch er beherrschte sich und zwang sich sogar ein klägliches Lächeln ab.

"Maximus," sagte Paulus, "du hast mir eine harte Lehre erteilt ..."

"Das wollte ich nicht."

"Ich weiß, mein lieber Junge, doch es ist nur gerecht, daß von Zeit zu Zeit die klügelnde Vernunft vom Leben zurechtgewiesen wird. Ich rede und du leidest: das ist der Unterschied. Ich möchte mich nicht schlimmer machen, als ich bin: Wenn ich mich so allgemein über Wunder aussprach, suchte ich die Aufmerksamkeit von deiner besonderen Situation abzulenken, wie du selbst gewünscht hattest. Aber die Wahrheit ist, daß vor solchen letzten Fragen, den Fragen nach dem Warum der Dinge, nach Gut und Böse, nach Gerechtigkeit, Leid und Schicksal, die Vernunft blind und stumm ist. Und wir, wir vom Leben abgetrennten, in Trugschlüssen befangnen Vernünftler sind traurige Mißgeburten."

"Paulus, du übertreibst!" wehrte Benedika.

"Auf dieser Erde ist Vernunft ohnmächtig im Vergleich zur Leidenschaft. – Leidenschaft, Trieb, Poesie, das sind die irrationalen Kräfte, die heiligen, fruchtbaren Lebenskräfte. Was bedeutet ein denkendes Gehirn gegen ein liebendes Herz oder ein leidenschaftliches Gemüt? Du, Maximus, schäme dich deines Leidens nicht; nichts könnte dich eher adeln."

"Adeln!" erwiderte Maximus. "Aber du würdest dein Los nicht mit dem meinen vertauschen."

"Siehst du, wie das Leid dir die schlagendsten Antworten in den Mund legt? Meinst du, ich schäme mich nicht so und so oft, ein Hätschelkind des Glücks zu sein, und zöge nicht vor, von einem härteren, aber würdigeren Schicksal auf die Probe gestellt zu werden? Du wirst einwenden, es stehe jedem frei, sich das Leben beliebig hart zu gestalten; aber Leid ertragen und Leid aufsuchen ist zweierlei. Nichts ist lähmender als der Zustand des Glücklichen, denn ist es schon schwierig, einem widrigen Los zu trotzen, so ist es noch viel schwieriger, ja schier unmöglich, auf die Gaben zu verzichten, die das Glück uns schenkt. Ich schäme mich, es bekennen zu müssen, aber ich habe diese Seelenkraft nicht. Vielleicht ist's unmenschlich, sie aufzubringen. Menschlich ist's, sich dem Leben zu überlassen, wie Natur und Schicksal uns leiten. Und so treib ich's weiter und habe mich dem Dienst jener reinen und unfruchtbaren Göttin geweiht, die man Vernunft nennt, höre aber nicht auf zu beklagen, daß ich nichts Besseres zu tun weiß, nicht stärker Mensch unter Menschen, Bruder unter Brüdern bin."

"Aber wer zwingt dich," sagte Justina, "einer Göttin zu opfern, an die du nicht glaubst?"

"Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich verliebt in die klare Höhenluft, die sie umgibt, in den jungfräulichen Glanz, der sie über alle Niedrigkeit erhaben scheinen läßt. Und außerdem ist es nicht so, daß ich nicht an sie glaubte, denn die wahre Vernunft trägt nicht. Aber sie ist auch nicht schöpferisch. Die Vernunft lieben ist nicht viel anders, als den Mond anbeten ..."

"Während unsere Natur", flüsterte Maximus, "uns treibt, die Erde zu lieben."

"So ist es. Trotzdem, Miserere, bin ich gewiß, auch wenn Gott nicht, wie wir alle hoffen, deine Frist verlängern sollte, wirst du eines Tages mit deinem Schicksal ausgesöhnt sein – entweder durch eine unvorhergesehene Wendung oder durch ein neues Gefühl in dir selbst, das, unabhängig von aller kalten Vernunft, den Stempel der göttlichen Eingebung trägt."

"Mag sein, aber vorerst begreife ich nicht. Ich bin ein Wesen außerhalb der Natur, und weiß nicht, warum; von Gott gezeichnet und weiß nicht, warum ... Aber genug, reden wir nicht mehr davon. Kümmert euch nicht um mich. Es geschehe, was geschehen muß."

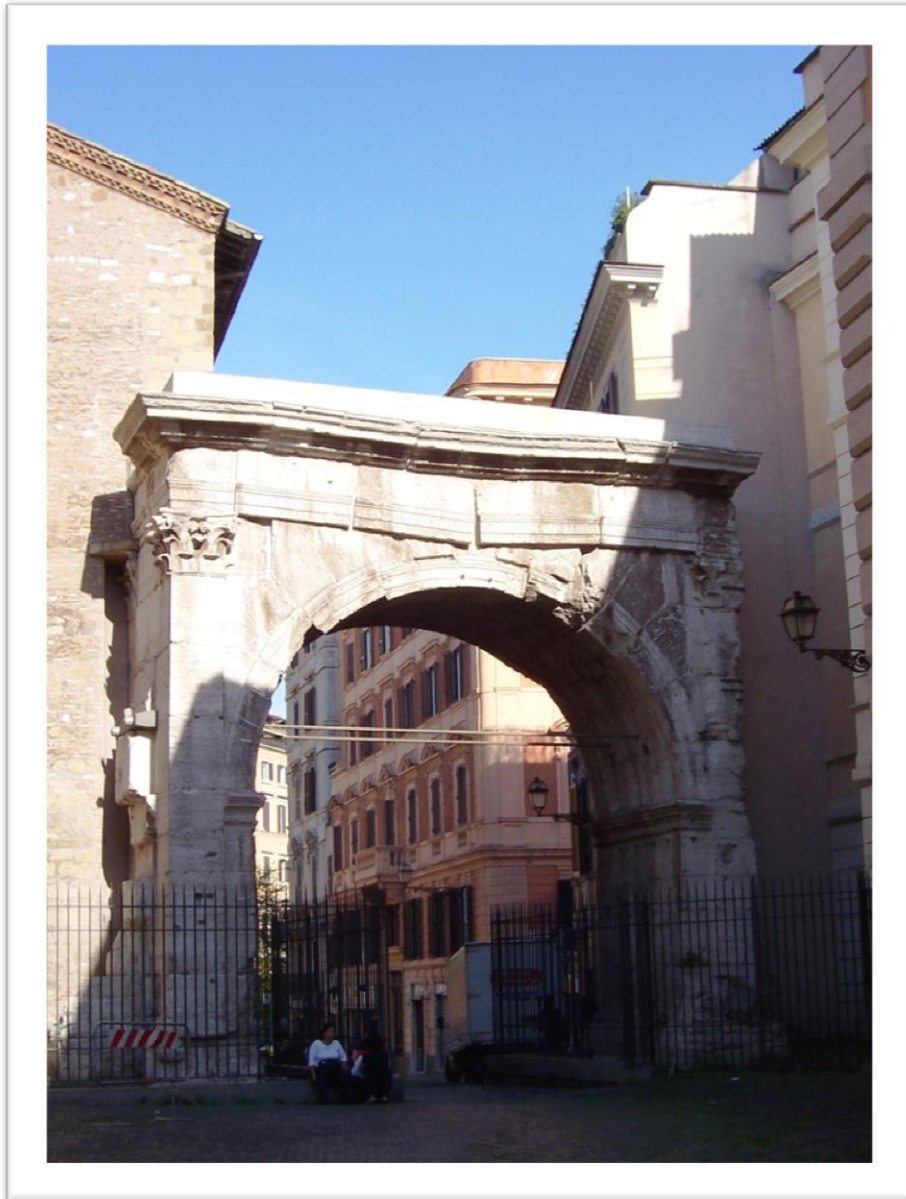
Um ihn abzulenken, begannen die Tischgenossen von gleichgültigen Dingen zu sprechen; bald aber gaben Justina und Benedikta das Zeichen, die Tafel aufzuheben. An der Schwelle sah sich Maximus augenblickslang zwischen Monika und Benedikta. "Nun?" fragte diese. "Hast du dich sehr bedrückt gefühlt?"

"Im Gegenteil, ich bin euch dankbar, ihr seid alle so gut!"

Monika sah ihn mit einem leichten Lächeln an und ging. Paulus und Benedikta, die Justina ein Stück begleiten wollten, schritten voraus, und Monika folgte in lebhaftem

Gespräch mit Gregor, der sie leuchtenden Blickes betrachtete. Maximus war außerstande, seine Aufmerksamkeit von ihrer Unterhaltung abzuwenden. Er konnte kein Wort verstehen, doch bei der Erinnerung an ihr vertrauliches Geflüster bei Tisch stieg bitterer Groll in ihm auf. Wie eng sie befreundet sein mußten! Waren sie nicht schon zusammen zum Abendessen gekommen?

Jetzt beugte sich Gregor vor, um Monika etwas ins Ohr zu sagen, und Monika lachte. Ja, so war es: sie waren glücklich, sorglos, Herzensfreunde, und er, Miserere, war elend und verdammt. Er hätte sie zurückrufen, ihre fröhliche Gedankenlosigkeit vergiften, ihnen zuschreien mögen: *Aber natürlich, unterhaltet euch nur, kümmert euch nicht um mich! Was bin ich denn schon? Ein Jammerlappen. Weg mit mir!*



ROMA –
ARCO DI GALLIENO (PORTA ESQUILINA)
AUF DER VIA LABICANA (HEUTE VIA CASILINI)
(Gemeinfrei über Wikimedia)

STEUERLOS

Die ganze Nacht und den folgenden Tag stand Miserere unter dem Druck eines unerklärlichen Mißbehagens, wie in den Wochen vor Ausbruch seiner letzten Krankheit. Es war nicht eigentlich körperlicher Natur; mehr ein Gefühl der Unrast, der Angst vor einer nahen Gefahr, verbunden mit erhöhter Reizbarkeit, dem Wunsch nach Alleinsein und der Unfähigkeit, seine Gedanken zu sammeln. Das neue helle Leben, das sich ihm am Vortag enthüllt hatte, trat ihm lebhaft vor die Seele. An Paulus und Benedikta atmete alles heiteren Frieden. Wo waren in dieser Familie die weltlichen Verirrungen, vor denen ihm im Kloster so bang gewesen war? Weniger ausgeglichen schienen die andern, Monika vor allem. Seltsam: die Erinnerung an Monika war nicht wie alles übrige auf sein Gedächtnis beschränkt, sondern durchdrang sein ganzes inneres Leben mit einem Duft von Geheimnis. War wirklich in ihr etwas Undurchsichtiges? Oder legte seine Einbildung in ihre Blicke, aus denen wohl nur schlichtes menschliches Mitgefühl sprach, Gott weiß welche Bedeutung hinein? Und war die Bitternis, die ihn beim Anblick der Vertraulichkeit zwischen ihr und Gregor übermannt hatte, nicht krankhaft? Ob eine nähere Verbindung zwischen den beiden bestand oder nicht, ihn ging das nichts an. Zwanzigmal hatte er das Bild zurückgerufen, hatte versucht, es gleichgültig zu betrachten: umsonst. Dazu nagte der Zweifel an ihm: hatte Justina, als sie ihn für übermorgen mit Paulus und Benedikta eingeladen hatte, Monika mit aufgefordert? Er hatte nichts gehört.

Stundenlang schloß er sich ins Zimmer ein, versuchte zu lesen, wurde aber bald zerstreut, lief auf und ab, warf sich aufs Bett, stand wieder auf. Bei Dunkelwerden ging er endlich ins Freie. Ein Spaziergang hätte ihm gut getan, aber die Unlust überwog; er setzte sich, den Rücken gegen eine Mauer, und indes sein Blick dem Wandern der rotglühenden Abendwolken folgte, überkam ihn eine brennende Sehnsucht, er wußte selbst nicht, wonach – nach einem unbekanntem Gut, das seinem farblos ziellosen Leben Sinn und Richtung gäbe.

Bei Morgenrauen ließen ihn die ersten Geräusche des erwachenden Hauses wie schuldbewußt aus dem Schlaf auffahren.

Was hab ich getan? Er besann sich. *Gewiß, wenn es Gedankensünden gibt, so habe ich gesündigt, indem ich an Monika dachte. Und doch ... ich habe ja kein Gelübde abgelegt, bin ein freier Mensch. Also ...* Er setzte sich im Bett auf. *Ich und frei? Hat mir dazu Muzius die Gnade erlehrt? Ich muß leben, um zu beten, bin ein Verurteilter. Außerdem, wären wir auch beide frei, sie und ich, was wäre schon? –* Er schalt sich verrückt, daß er ein paar aufgefangenen Blicken so viel Bedeutung hatte beimessen können. Wie, eine Frau, die in der großen Welt lebte, sollte just an ihm Anteil nehmen? Wer weiß, was ihr alles im Kopf herumging, wer gerade ihr Herz beschäftigte, während er sich abquälte! Oder falls sie an ihn dachte, so gewiß nur wie an ein armes, vielleicht gar lächerliches Wesen ...

Er suchte sich Monika im eignen Heim vorzustellen. Was tat sie wohl jetzt? Wahrscheinlich erhob sie sich eben, kleidete sich an. Ob sie wohl an ihn dachte? – *Ich muß zurück zu meinem eigenen Leben. Hier verderbe ich. Wenn Muzius mich sähe!* Er sprang aus dem Bett, wollte schon ins Bad steigen, als ihm das derbe Mahnwort einfiel, das ihm Bruno im Kloster an den Kopf zu werfen pflegte: *"Freilich, du bist so sauber, daß es einen ekelt."* Er verbot sich das Bad. *Es ist wahr, ich bin mir selbst zum Ekel. Ich muß zurück zu meinem eignen Leben.*

Ein Gedanke blitzte in ihm auf, Offenbarung, Ausstrahlung einer fremden Gewalt, seines Gewissens vielleicht oder Gottes. Er mußte gehorchen, unverzüglich. Leise schlich er zum Ausgang, dankte kaum den mit Aufräumen beschäftigten Sklaven und war schon fast an Valerias Tür vorbei, als die Schwester herausschlüpfte: "O Maximus, du schleichst ja wie ein Dieb. Wohin entläufst du?"

"In die Kirche."

"Bist du munterer als gestern? Du schienst so niedergeschlagen. Vielleicht bekommt es dir nicht, so viele Menschen zu sehn. Und heute abend bei Justina treffen wir wieder alle Leute von vorgestern."

"Alle?"

"Paßt dir jemand nicht?"

Er eilte aus dem Haus und mäßigte den Schritt erst, als er schon weit war. Aber Valerias letzte Worte ließen ihn nicht los. *"Paßt dir jemand nicht?"* Aus der harmlosen Frage glaubte er eine Anspielung herauszuhören. *Ich muß zurück zu meinem eigenen Leben!* Es war ein Fehler gewesen, so davonzulaufen wie ein Dieb, aber sonst hätte man sicher versucht, ihn zurückzuhalten, und er hätte nachgegeben, weil er ein Schwächling war und sich auch jetzt nur mühsam an seinen neuen Entschluß festklammerte. Er ging immer rascher und lief zuletzt fast, als sei er auf der Flucht – vor wem? vor sich selbst? Plötzlich fand er sich vor dem Labikanischen Tor statt vor

dem Tiburtinischen, wohin er strebte. Da er die Gegend nicht kannte und niemand des Weges kam, mußte er sich um Auskunft an ein junges Weib wenden, das in der Nähe unter einer Haustür stand.

"Brunos Kloster suchst du?" Sie wies ihm den Weg. "Bist du denn Mönch?"

"Noch nicht."

"Willst du ins Kloster eintreten?"

"Vielleicht ... gewiß."

"Schade. Mönch werden, mit diesem Gesicht! Ein Bursch wie du, mit diesem Gesicht, wirft sich weg, wenn er ins Kloster geht."

"Was für ein Gesicht hab ich? Was willst du sagen?"

"Du denkst wohl, Gott weiß wie schön zu sein!" Das junge Weib lachte. Aufrecht auf der Schwelle, frisch und blühend, schien sie das Bild des leichten, sorglosen Lebens.

"Du bist Heidin?"

"Ja. Das Merkwürdige ist, daß heute nur noch vornehme Leute Heiden sind; dabei bin ich keine Dame und doch auch nicht getauft."

"Warum bist du nicht Christin – ?"

"Ich in die Betstunde gehen? Da würd' ich hinpassen! Ich bin nicht zur Frömmigkeit geschaffen. Ihr seid zu ernst, ihr Christen, zu finster. Ich heiße Flavia – ist das vielleicht ein finsterer Name?" Sie lachte Miserere an, und Miserere wußte nicht, was er sagen sollte. "Du schaust aber auch nicht aus," begann sie wieder, "als wärest du zum Klosterbruder geboren. Schade, schade."

Mehr neugierig als entrüstet schüttelte Miserere den Kopf und wandte sich zum Gehen, als sie ihn aufhielt: "Wie heißt du?"

"Miserere." Kaum war ihm das Wort entfahren, bereute er, nicht seinen wahren Namen genannt zu haben.

"Miserere? Aber dann bist du ja der vom Wunder!" Maximus' Miene antwortete für ihn. "Armer Junge, ich kenne die ganze Geschichte. Sei nur nicht verzweifelt. Glaubst du denn an die Frist? Wenn dein Gott dir eine Gnade erwiesen hat, kann er dir auch eine andre erweisen. Sag's nur Muzius."

"Der hat mir doch schon zwei Jahre erwirkt."

"Zwei? Und da gehst du schon jetzt ins Kloster?"

"Du verstehst das nicht. Ich habe den Aufschub erhalten, um Buße zu tun, nicht um mich zu vergnügen."

"Aber hab's doch nicht so eilig, es ist ja Zeit genug! Glaubst du, dein Gott hat dich in die Welt gesetzt, nur damit du dich im Kloster vergräbst? Ihr Christen sagt immer, euer Gott sei barmherzig, und dann benehmt ihr euch, als wäre er wer weiß wie grausam. Soll dein Gott gleich in Zorn geraten, wenn ein junger Mann seine Jugend

genießt oder ein Mädchen sich gern unterhält? Laß gut sein, die Götter verstehn viel mehr als deine Mönche."

Diesmal ging Maximus wirklich davon, während die Junge immer noch lachte und ihm grüßend nachwinkte.

Er schritt eilig vor sich hin und bedachte dabei das Gespräch. Natürlich kamen ihm erst jetzt alle die unwiderleglichen Gegen Gründe, die er der leichtfertigen Lebensweisheit jenes Weibes hätte entgegenhalten sollen. Freilich, was für eine Auffassung konnte ein solches Wesen schon haben? Nur das Triebhafte sprach aus ihr. Aber kann Trieb sinnlos sein?

Plötzlich hielt er inne – vor ihm ragte die Mauer von Brunos Kloster. Das war der entscheidende Augenblick: wenige Schritte noch, und er fände den Prior und würde ein lebendig Begrabener. Er setzte sich auf einen Stein und dachte nach, was er Bruno sagen sollte. Die Begegnung mit Flavia hatte die Stimmung, in der er von Zuhause fortgegangen war, ins Gegenteil verkehrt. Ein weltlicher Ton war im Kirchhof seiner Seele erschollen und jetzt mußte er den Nachhall erst verklingen lassen, ehe er sich dem neuen Leben zuwenden konnte. Aber der Nachhall wollte nicht verklingen. Auch die Natur hatte sich gegen ihn verschworen, kleidete alle irdischen Formen in so freudig helles Himmelslicht, daß selbst die Klostermauer, von außen gesehen, weniger finster erschien; doch innen, welche Dürsterkeit! Maximus dachte an das Refektorium, an die traurigen Mahlzeiten, und verglich diese Erinnerungsbilder mit Paulus' Haus, seinem lichten Wandschmuck und den heitren Friesen. Er sah die Halle vor sich, den luftigen Säulengang, den Brunnen mit dem hell rieselnden Wasser, sah das Gastmahl, die Tischgenossen, *jenen* Blick ...

Schritte erklangen. Aus dem Kloster kamen zwei Mönche auf ihn zu. Kannte er sie? Würden sie ihn erkennen? Er verbarg sich hinter einem Strauch, spähte, wie sie sich entfernten, finster, bärtig. Als er wieder zum Vorschein kam, schlug ihm das Herz heftig wie nach überstandner Gefahr. Er setzte sich wieder und wartete – worauf?

Von der Straße her nahte Räderrollen und Schellengeklingel, dazwischen, von Gelächter und Stimmengewirr unterbrochen, ein lustiges Lied. Ein ländliches Gefährt kam in vollem Trab herangesaust. Die Pferde schnoben im Wind und schüttelten unterm Peitschengeknatter die Mähnen, indes auf dem Karren dahinter fünf oder sechs Mädchen aus voller Kehle sangen. Sie grüßten Maximus mit fröhlichem Zuruf, und mit dem Staub ihres Wagens wirbelte jugendlicher Übermut hoch.

Nein, in dieser Gemütsverfassung konnte er nicht vor Bruno treten und von Kasteiung und Sterben sprechen: er mußte sich sammeln, bis morgen warten. Erleichtert, weil vom Alpdruck eines unmittelbaren Entschlusses befreit, schlug Maximus den Heimweg an. Er schlenderte gemächlich, dann und wann stehenbleibend. Erst als er, durch das Stadttor eingetreten, am lebhaften Treiben der

Straße merkte, daß er viel länger gedacht vorm Kloster geweilt hatte, beschleunigte er den Schritt. Er hatte sein Ziel schon fast erreicht, als etwas ihn innehalten ließ. Eine bekannte Gestalt – Monika. Sein erster Antrieb war zurückzuweichen, in ein Haustor zu treten, zu fliehen; aber dann ging er weiter, laufend fast, um nicht angehalten zu werden. Doch Monika hatte ihn schon eräugt. "Da bist du ja!" grüßte sie unbefangen. "Und im Haus wußte niemand, wo du geblieben bist."

"Ist es so spät?"

"Freilich! Ich habe schon nach Paulus und Benedikta geschaut und jetzt bummle ich ein wenig. – Komm mit!"

"Wenn es doch spät ist?!"

"Oh, du kommst schon noch zurecht. Hast du Angst vor mir?"

"Angst?"

"Nun, dann komm. Aber laß dich erst ansehen. Valeria sagte, du seist mit so gequälter Miene fortgegangen. Aber jetzt siehst du ganz friedlich aus. Und Valeria wollte immerfort von mir wissen, was du wohl haben könntest. Was sollte ich sagen? Ich habe zwar heute nacht und auch die Nacht zuvor von dir geträumt, aber die Träume haben mir nichts offenbart."

Maximus hätte für sein Leben gern gefragt, was sie denn von ihm geträumt habe, aber er wagte es nicht. Monika merkte natürlich, wie er sich auf der Folter wand, und beobachtete ihn lächelnd; gleich darauf aber empfand sie Reue. *Ich hätte ihm nicht von den Träumen sprechen dürfen*, dachte sie. *Was für ein gequältes, eigenartiges Gesicht! Welch ein Schicksal! Es war schlecht von mir.* – Sie wurde ernst. Mit Miserere in ein Gespräch zu kommen, war nicht leicht; er war so anders als die meisten jungen Leute, man wußte nicht, wie man ihn nehmen sollte. "Hör mal, Miserere ... Aber sag mir erst: hast du was dagegen, wenn ich dich so nenne?"

"Tu, wie du willst."

"Dann sag ich Miserere. Es ist ein schöner Name, er redet zur Seele." – *Warum sage ich das? Es ist schlecht von mir.* Aber sie konnte nicht anders. "Also höre: du ziehst vor, daß nicht über deine Situation gesprochen wird, und ich verstehe dich. Nur ... – aber weißt du, daß es schwer ist, mit dir zu reden? Ich liebe ein Gespräch zu zweit unter guten Freunden; es macht mir viel mehr Freude als eine allgemeine Unterhaltung. Aber du schüchterst mich ein ... nein, das ist es nicht; ich weiß nicht, was es ist."

"Ich verstehe wirklich nicht, wie ein armer Teufel wie ich einen solchen Eindruck hervorrufen kann", erwiderte Maximus. Und seine Neugierde unter einem Lächeln zu verbergen suchend: "Hab ich dich im Traum auch eingeschüchtert?"

"Lassen wir die Träume. Reden wir im Ernst."

"Das soll wohl heißen, daß du nicht im Ernst von mir geträumt hast – ?"

"In vollem Ernst, zweimal hintereinander; ich sagte es dir ja schon. Möchtest du lieber, daß es nicht wahr wäre? Oder hättest du gern, daß ich dir alles erzähle? Sag die Wahrheit!" – Maximus zuckte die Achseln. – "Behalt deine Neugierde nur für dich. Ich wollte dir sagen, wenn du mich auch ein wenig scherzen siehst, so bedeutet das nicht, daß mir dein Los nicht nah geht. Ich fühle es ganz. Aber du denkst zuviel daran. – Ich kann nicht glauben, du solltest verurteilt sein, zwei Jahre der Buße vor dir zu haben, um dann zu sterben, so jung, wie du bist, so zum Leben geschaffen!"

"Warum sollte ich zum Leben geschaffen sein? Wenn ich doch nie gelebt habe!"

"Ich weiß, aber darum irre ich doch nicht. Eine Frau spürt gewisse Dinge unfehlbar. Du bist einer von denen, die – " Sie unterbrach sich.

"Ich werde gehn müssen." Maximus fühlte sich in Gefahr; gefährlich die Worte, gefährlicher die Pausen dazwischen mit ihrem vielsagenden Schweigen. Aber eine Frage schwebte ihm auf den Lippen, eine unschickliche, doch unwiderstehlich drängende Frage: "Und Gregor?" wagte er sich endlich vor. "Hast du je von ihm geträumt?"

"Ich erinnere mich nicht. Warum fragst du?"

Neues Schweigen.

"Wie gut es sich heute spazierengeht", sagte sie schließlich.

"Aber ich muß nach Hause. Schick mich fort."

Monika blieb stehn. "Ich soll dich fortschicken?" Und da er schwieg, fügte sie hinzu: "Geh nur, Miserere. – Vielleicht sagst du zu Hause lieber nicht, daß du mit mir gegangen bist?"

"Ich denke, es ist besser, ich erzähle es. Wenn jemand uns zusammen gesehen hat ..."

"Wie du willst. Erinre dich aber, bitte, daß nicht ich es bin, der dich fortschickt."

Monika ging ein Stückchen weiter, dann wandte sie sich auf der menschenleeren Straße und blickte Maximus nach, der sich entfernte. So schwächig, eher klein, mit schmalen, abfallenden Schultern und steifem Schritt, erregte er ihr im Herzen eine schmerzliche Zärtlichkeit, ein Verlangen, ihn zu schützen, der wehrlos einem finstern Schicksal ausgeliefert und dabei so sehr für das Leben geschaffen schien. Für das Leben und auch für die Leidenschaft; denn man sah wohl, daß er leidenschaftlicher Natur war. Ihn schützen, ihn zur Seite haben, ihm ein wenig wohl tun ... *Aber wohin gerate ich? Was habe ich ihm gesagt? Welchen Eindruck gemacht? Warum habe ich von den Träumen gesprochen? Es war schlecht von mir. Der Arme, man darf ihm nicht weh tun.*

Maximus, heimgehend, suchte sich jede Einzelheit des Gesprächs einzuprägen, aber es gelang ihm nicht, auch den Tonfall, die Schwingungen, das verhaltene Schweigen zurückzurufen. *Was hat sie geträumt? Was wollte sie sagen, als sie sich unterbrach? Und*

warum hat sie mir nahegelegt, unsere Begegnung zu verschweigen? War sie denn nicht rein zufällig? Was hat Monika darin gesehen, was von sich aus hineingelegt?

Er war zu Hause angekommen, ohne es zu merken. Noch hatte er nicht Zeit gehabt, sich zu besinnen, als er schon Septimia, Paulus und Benedikta traf.

"Das machst du gut!" rief die Tante. "Wo hast du denn den ganzen Morgen gesteckt? Wir wußten nicht mehr, was wir denken sollten."

"Ich habe mich vom schönen Wetter verführen lassen und mich dann verspätet ..."
Er zögerte einen Augenblick, fuhr dann in gewollt gleichgültigem Ton fort: "Außerdem habe ich Monika getroffen, die gerade von euch kam, und sie ein Stück begleitet."

"Schön", sagte Septimia. "Ich sehe, du paßt dich den römischen Gewohnheiten an."

Benedikta warf Paulus einen Blick zu, hielt aber an sich.

Justina empfing ihre Gäste mit vollendeter Kunst, doch dabei mit so viel natürlicher Herzlichkeit, daß kein Gefühl von Gezwungenheit aufkam. Jeder Gast konnte sich einbilden, gerade er sei in diesem Augenblick der erwartete Freund. Sabina, die am Nachmittag von Prato eingetroffen war, wurde mit besonderer Zuvorkommenheit empfangen, mit noch betonterer Maximus, der zum erstenmal ihre Schwelle betrat. Als die Verlegenheit der Begrüßungen überwunden war, hätte Maximus sich zwischen lauter Bekannten behaglich zu Hause fühlen können, wäre nicht eben ein Unbekannter eingetreten, ein gewisser Claudius, ein Mann von etwa achtunddreißig Jahren, groß, schwarz, selbstsicher, der die Frauen mit umständlicher Höflichkeit begrüßte, während er die Männer kaum eines Kopfnickens würdigte.

Bei Tisch war Maximus im ersten Augenblick nicht unzufrieden, als Letzter am freien Tischende zu sitzen, mit Monika zur Linken; dann aber störte ihn die Besorgnis, beobachtet zu werden, und noch mehr, seine Nachbarin unterhalten zu sollen. Zum Glück kam sofort ein allgemeines Gespräch in Gang, und er konnte schweigend zuhören und um sich blicken. Man sprach über Rednerkunst und Literatur, und Monika, die der Unterhaltung nur mit halbem Ohr folgte, bemerkte: "Ich verstehe gar nicht, wie die Leute sich so viel den Büchern und so wenig der Menschheit und dem Leben hingeben können."

"Machst du dir nichts aus Büchern?" fragte Maximus.

"Schon, aber sie können doch nicht den Zweck des Daseins bilden. Zum Glück gibt es noch andres auf der Welt."

"Nichts, was sich mit der Erschütterung und Erhebung durch bestimmte Dichtwerke vergleichen ließe. Was kann ergreifender sein als das vierte Buch der *Aeneis*?"

"Wunderbar, aber eine Stunde gelebtes Leben ist mehr wert als das vierte Buch der *Aeneis*. – Bist du entsetzt?"

"Doch falls eine Stunde, wie du sie meinst, nicht kommt?"

"Sie kommt, Maximus; und schlimmstenfalls muß sie einer in sich gestalten, im eignen Gefühl, in der Einbildung oder gar im Traum ..."

Geschah dies Erwähnen des Traums ganz absichtslos?

In diesem Augenblick versandete die allgemeine Unterhaltung. Justina beugte sich zu Claudius vor und flüsterte, auf Maximus und Monika deutend: "Die sind ja schon gut vertraut!" Claudius antwortete kaum; für ihn war Maximus nicht vorhanden. Da beugte sich Justina nach rechts und wiederholte gegen Paulus: "Schau die zwei an: wie vertraut sie schon sind! – O armer Maximus! Glaubst du, er merkt, daß Monika ein schönes Weib ist?"

Maximus, der sich beobachtet sah, brach das Gespräch ab. Ihm gegenüber plauderte Gregor mit Sabina. *Dieser Mensch hat wirklich die Gabe, jede Frau zu unterhalten*, dachte Maximus; und während er Sabina betrachtete und an die Jugendzeit zurückdachte, stieg der Spaziergang von Prato wieder vor ihm auf; doch statt der Freude, womit er zwei Tage zuvor die Nachricht von ihrer bevorstehenden Ankunft aufgenommen hatte, empfand er jetzt ein unerklärliches Schuldgefühl.

Am andern Ende des Tisches saß Valeria, die als einzige keinen Tischherrn hatte, verstimmt da; auch Paulus war schweigsamer als sonst, vielleicht weil ihm Claudius nicht angenehm war. Justina schätzte ihn auch nicht besonders, aber sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, die bekanntesten Persönlichkeiten ihres Kreises um sich zu versammeln. Nun wäre es zwar schwer gewesen, Claudius als Persönlichkeit zu ergründen, da er nie etwas Bedeutendes getan, gesagt oder geschrieben hatte, aber das Wenige, das er sagte, pflegte er mit so herablassender Miene von sich zu geben, als berge es Gott weiß wie tiefe Gedanken.

Nach Tisch bat Justina ihre Gäste hinüber in den Saal. Dieser Saal war ihr besonderer Stolz. Dort spielte sich die wichtigste Aufgabe ihres Lebens ab, nämlich Besuche entgegennehmen, plaudern und Unterhaltungen in Gang bringen. Sie konnte sich noch so elend fühlen – wenn ein interessanter Freund zu ihr kam, ein Mann von Welt, der alles wußte, was vorging, so wurde sie mit einem Schlag wieder gesund und eilte in ihren Empfangsraum: "Wie freundlich von dir! – Also wie war es? ..." Kamen Besucher in großer Zahl, war sie in ihrem Glanz, fragte hier, unterhielt dort, lockte aus jedem einzelnen das Möglichste hervor, konnte sich gar nicht genug tun an Höflichkeiten mit ihrer gütigen Stimme, in der nichts als menschliches Verstehen zu schwingen schien. Neugierde und Schwatzbedürfnis waren ihr zu selbsttätigen Verrichtungen geworden, dem Bereich des Willens entzogen wie die Verdauung. Verletzte ihre Zunge manchmal, so geschah das nicht mit Absicht; wissentlich hätte Justina nicht einmal einem Feind etwas zuleide getan, ja sie hätte ihn viel eher –

vorausgesetzt, daß der Feind eine fesselnde Persönlichkeit oder gerade Mode war – unbedenklich in ihr Haus eingeladen und ihn dort mit Liebenswürdigkeit überschüttet.

Man verteilte sich in Gruppen. Nur Maximus stand da und vergaß, Platz zu nehmen, so versunken starrte er nach der entlegensten Zimmerecke, wohin Monika Claudius und Gregor gelotst hatte, zwischen denen sie saß und gleichmäßig Lächeln, Lachtriller, Neckereien verteilte. In wenigen Aiugneblicken hatte sie alle andern vergessen. Gregor, zu ihrer Rechten, kauerte auf einem niedrigen Schemel und sah mit seinem gewohnten Scherzausdruck zu ihr auf, während Claudius, in würdiger Haltung, kaum den Mund aufat, in offener Mißbilligung, daß Monika sich ein solches Nichts wie Gregor zur Unterhaltung gewählt habe. Manchmal drang Monikas helle Stimme bis zu Maximus herüber: "Claudius, wach auf, steig vom Olymp herunter! ... Du bist ein Greuel, Gregor ... Natürlich, ihr Männer ... Das ist zu arg!" Maximus hatte das Gefühl, als gehe von jener Saalecke eine sündhafte Erregung aus. War das dieselbe Frau, an deren Seite er heute morgen geschritten war? Er wandte sich ab, um Monika seine Entrüstung zu zeigen. *Natürlich! Sie merkt nicht einmal, daß ich auf der Welt bin.* Er drehte sich wieder hin, um es festzustellen. *Einmal wird sie doch zu mir herüberschauen müssen!* Aber Monikas Blicke, wenn sie ihn streiften, blieben nicht auf ihm haften.

In der Mitte des Raums saßen Justina mit Paulus, Bendikta und Sabina. Valeria stand abseits neben Maximus; sie fühlte sich verlassen wie er und sah wie er zu Monika hinüber: zu welchen Künsten sie greift, um die Männer zu fesseln, besonders diesen Windhund von Gregor, der sich wie ein Neuling fangen läßt!

"Maximus, Valeria, was steht ihr so allein? Kommt her." Justina zog sie aus ihrer Vereinsamung. Sie traten zu den andern, hörten aber nur halb auf das Gespräch, um die drei da drüben im Auge zu behalten. Justina merkte es: "Warum so finster, Valeria? Man hört deine Stimme gar nicht. Bei Maximus versteht man's, der ist ohnehin nicht von dieser Welt."

"Ich bin gar nicht finster", gab Valeria mit einiger Schärfe zurück. Aber dort in der Ecke war Gregor aufgestanden und näherte sich nun der Mittelgruppe, um sich neben Valeria zu setzen. "Endlich!" sagte er. "Jetzt wollen wir ein wenig plaudern. Ich konnte ja weder gestern noch heut in deine Nähe gelangen." Valeria, vor Freude errötend, war wie umgewandelt. *Wirklich angenehm, dieser Gregor, so nett und artig, immer bereit, an allem teilzunehmen, selbst an den kleinen Dingen, womit eine Frau den Tag hinbringt, ihren Kleidern, ihren Handarbeiten.* Er war nicht eben schön, aber mit seinem dichten, zurückgeworfenen Haar, seinem glattrasierten Gesicht, den neugierigen Augen und etwas abstehenden Ohren gefiel er irgendwie.

Aus der Ecke drang kein Gelächter mehr herüber. Die Monika von vorhin, die leichte, angeregte, war verschwunden. Eine andere Monika saß da, die mit Claudius sprach, die Augen fest auf ihn gerichtet – schwermütige Augen, dachte Maximus, Augen, die viel gesehen haben.

"Die sind ja recht vertraut, die zwei", flüsterte Justina Benedikta zu. Benedikta antwortete nicht.

Maximus vermochte seinen Blick nicht von Monika loszureißen. Er hörte nichts, wußte selbst nicht, was er empfand – nur, daß er Claudius verabscheute. Und Monika mit. Könnte er ihr doch wehtun! Wie lang dauerte dies Zwiegespräch schon? Als die beiden aufstanden, hatten sie sich immernoch etwas zu sagen. Claudius stand steif da, groß, breitschultrig; Monika, kleiner und zierlich, hob das Antlitz gegen ihn – zu nah, so nah, daß es wie eine Darbietung wirkte – und sprach mit verhaltener Glut auf ihn ein. Endlich machte sie sich los, um sich den andern zu nähern, und im selben Augenblick nahm ihr Gesicht einen ganz neuen Ausdruck an: verjüngt, sorglos, heiter. "Nun, ihr da, wovon spracht ihr soeben – ?"

Zornerfüllt wollte Maximus weder sein Schweigen brechen noch sie anschauen. Monika richtete das Wort an ihn, er antwortete kaum. Geflissentlich redete sie weiter, entfaltete ihre ganze Liebenswürdigkeit – Schweigen oder nur die einsilbigsten Antworten. Plötzlich ging ihr ein Licht auf. War es das? Maximus nagte an der Unterlippe, ohne es gewahr zu werden, glaubte vielmehr, völlig gleichgültig dreinzuschauen. Aber Monika merkte es; nie hatte sie ein so gequältes Gesicht gesehen. Sie stand auf. "Miserere, komm und mach zwei Schritte im Peristyl mit mir. Es wird dir gut tun." Miserere vermochte nicht nein zu sagen. Draußen im Säulengang schwieg er noch immer. "Was hast du, Miserere? Leidest du? Warum sagst du nichts? Bist du mir böse? Siehst du, du wagst nicht zu antworten. Was hab ich dir getan? Wenn du es nicht sagst, bist du nicht aufrichtig ..."

Maximus blieb stehen, sah ihr ins Gesicht, wandte aber gleich wieder den Blick ab. Wie schwer war, es, sein Herz auszuschütten! Wie schwer vor allem, wenn das Herz so übertoll war! "Monika," sagte er endlich, und die Leidenschaft, die losbrechen wollte, durchbebte schon seine Stimme, "Monika, frag mich nicht. Ich bin ein Elender."

"Ein Elender, du? Was ist dir Neues widerfahren?" – Er schüttelte wortlos den Kopf. "Nun gut", fuhr Monika fort. "Ich frage dich nicht mehr. Sag mir nur eins: kann ich etwas für dich tun?"

"Ja," begann Maximus heftiger, "du könntest weniger – " Er brach ab; Schweigen. "Nein, du kannst nichts tun."

Immernoch ging Miserere gesenkten Hauptes neben ihr her und nagte an seiner Lippe. Monika, sobald sie sicher war, außer Sehweite der andern zu sein, sah ihm voll ins Gesicht. Widerstrebende Gefühle verschmolzen in ihrem Blick, wie sie sich auch in

ihrer Seele unentwirrbar vermengten: quälendes Mitleid, zehrende Zärtlichkeit, unruhige Spannung angesichts jener Leidenschaft, die sie jäh und qualvoll aufflammen sah. Neugier, Stolz, Besorgnis, Angst vor ihm, Angst vor sich selbst, auch etwas Gewissensbisse: dahin kam es, wenn man der Versuchung nachgab, die Macht der eignen Reize zu erproben! Man stürzte eine Seele in Pein und das übrige taten dann Reue, Mitleid, der Wunsch nach Verzeihung, ein unerklärliches Bedürfnis, sich zu demütigen, ein unwiderstehliches Verlangen nach Hingabe. Was hatte sie mit Miserere eigentlich getan? Sie wußte es nicht, aber sie fühlte sich schuldig. Sie hätte ihn seinem Geschick überlassen, sich nicht um ihn kümmern sollen. Und jetzt, was sollte jetzt geschehen? Könnte sie ihm doch mütterlich zusprechen, ihn beschwichtigen! Aber es trieb sie, ihn fortzuführen, ihn neben sich zu setzen, ihn zu trösten, sein liebes Gesicht in die Hände zu nehmen und Aug in Aug zu ihm zu reden. Aber dann? Sie bezwang sich.

"Maximus, komm zu dir. Gehen wir zu den andern."

"Zu den andern", wiederholte er tonlos; doch das kurze Beisammensein, die wenigen Worte, die sie gewechselt, das Schweigen selbst hatten ihm wohlgetan.

Monika wurde gleich von Claudius mit Beschlag belegt, und Miserere, wieder vom Groll gepackt, wollte, um sich gleichgültig zu zeigen, an der allgemeinen Unterhaltung teilnehmen, vermochte aber nichts hervorzubringen. Zwei- oder dreimal suchte Monika, seinem finstern Blick begegnend, ihn festzuhalten; doch Maximus' Augen gingen über sie hin und ruhten nun auf Sabina, die, abwesend und verschlossen, niemanden ansah und mit niemandem sprach.

Die Gesellschaft ging auseinander. Im Wirrwarr der Verabschiedungen vermochte Monika Maximus zuzuflüstern: "Leidest du wieder so sehr? Was ist geschehen? Was hab ich dir getan?"

"Kümmre dich nicht um mich, ich bitte dich."

"Wie du willst. Verzeih, wenn ich zudringlich gewesen bin."

"Nein," sagte Maximus, besiegt von ihrer Sanftmut und von dem übermächtigen Verlangen, seinen Krampf zu lösen, eh er sie heut verlassen müßte, "nein, verzeih mir eher du, wenn ich dir weh getan habe. Du kannst nicht ahnen, Monika ..." Welche Erleichterung, diesen Namen ohne Groll auszusprechen!

"Meinst du? Glaubst du wirklich, ich habe nicht verstanden, was dir ist? Soll ich es dir sagen?"

"Nein, nein, sag nichts!"

Sabina trat heran: "Also auf morgen, Monika, – soll ich früh kommen?"

"Nein, lieber gegen Abend. Ich muß morgens zeitig ausgehn, schon um die dritte Stunde."²

Sie waren wieder für sich. "Sei ruhig, Miserere, ich sage nichts. Aber ich bitte dich um eins: leide nicht so, du hast unrecht. Verstehst du? Du hast unrecht. Mach kein solches Gesicht." – Miserere schüttelte niedergeschlagen den Kopf.

"Welche Gemütsart", rief sie lächelnd. "Soll ich noch etwas sagen? Danke Gott, daß er dir den Trieb zur Religion gegeben hat ..."

Claudius kam sich verabschieden, umständlich höflich gegen Monika, gleichgültig kalt gegen Maxius. Er entfernte sich.

"Warum sollte ich Gott danken?"

"Weil du mit dieser Gemütsart, wenn du nicht den Trieb zur Religion hättest ..."

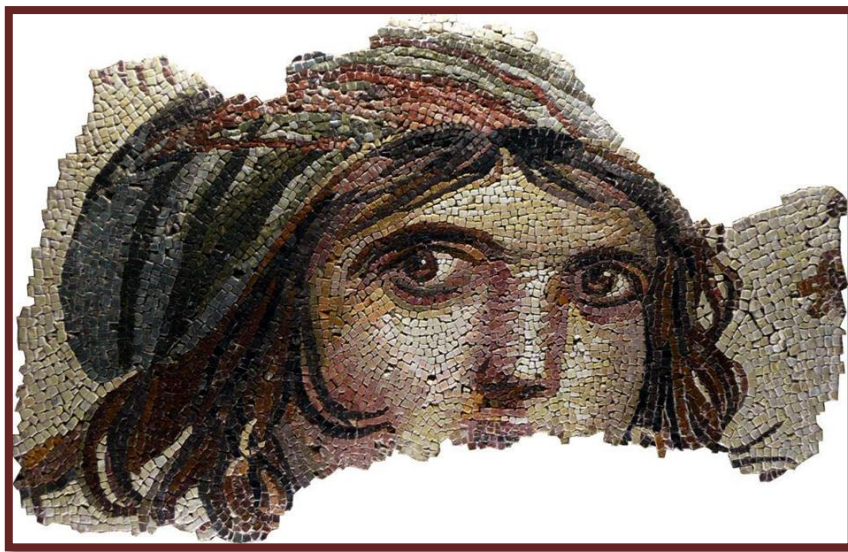
"Nun?"

" – ein schlechtes Ende nähmest."

"Was willst du damit sagen?"

"Ich weiß." Sie reichte ihm die Hand, sie war warm und trocken. "Leb wohl, Miserere. ich meine es im Ernst: du würdest ein böses Ende nehmen, und ich ... Aber nein, sieh mich nicht so an! Ich scherze."

² Die zählung der tagesstunden begann im antiken rom jeweils mit dem sonnenaufgang.



MOSAİK AUS ZEUGMA (2. Jahrhundert n. Chr.)

Foto: Nevit Dilmen, gemeinfrei über wikimedia

LIEBE

Maximus hatte gehört, wie Monika zu Sabina sagte, sie würde am nächsten Tag um die dritte Stunde ausgehen, und mit einer Listigkeit, die er sich selbst nie zugetraut hätte, war es ihm geglückt, durch umwegige Fragen herauszubekommen, wo sie wohnte. Das war aber auch das einzig Sichere, das ihm von dem Abend geblieben war. Monikas hastig geflüsterter Abschiedsworte hatten ihn tief verstört. Noch hallten sie in ihm wider mit dem Ton, dem Gefühl, in dem sie gesprochen worden waren, und dabei fragte er sich doch, ob er recht gehört habe, ob sie der Wirklichkeit entnommen seien. Er war nach Hause gelangt, ohne zu wissen, wie, und war lange wach gelegen in einem Nebel von Eindrücken – Monikas Liebreiz, Claudius' widrige Gegenwart, dazwischen, blitzartig, die Erinnerung an Sabina, deren schweigend vorwurfsvolles Bild er in sich zu verdrängen suchte.

Todmüde war er endlich eingeschlummert, nur um mitten in der Nacht wachzuwerden in einem Aufruhr aller Sinne, aus dem er erst gegen Morgen wieder in einen unruhigen, bald von Angst geschüttelten, bald von jähen Glücksempfindungen durchbebten Schlaf versank. Mit der neuen Sonne besann er sich, daß jetzt der Augenblick wäre, zu Bruno zu gehen, um ins Kloster zurückzukehren, doch er verwarf den Gedanken sogleich. Unbemerkt stahl er sich aus dem Haus und stand schon lange vor der angegebenen Stunde vor Monikas Wohnung. Auf sie wartend, wälzte er im Geist die Sätze, die er ihr sagen wollte – bittere, erregte, zusammenhanglose Worte. Als er sie dann plötzlich auf sich zukommen sah, setzte sein Herz aus. Er bereute, gekommen zu sein, suchte einen Ausweg, fand keinen. Monika, vor ihm angelangt, betrachtete ihn einen Augenblick stumm, mit ernstem Gesicht; dann brach sie das Schweigen: "Ich ahnte es ja, daß ich dich hier finden würde. – Es tut mir leid ..."

"War es unrecht, daß ich kam?"

"Von mir war es unrecht, gestern Abend so zu sprechen. Ich trage die Schuld."

"Bereust du?"

"Frage nicht; sag mir lieber, warum bist du hier?"

Maximus suchte nach einer Antwort – umsonst. Die Sätze, die er sich vorher ausgedacht, wollten nicht passen; vor dieser Frau, dieser Stimme, diesem Ausdruck

versagte ihm das Wort. Endlich stammelte er die klägliche Ausflucht: "Ich wollte dich nur um Entschuldigung bitten, daß ich gestern so unfreundlich gewesen bin."

"Und ich wohl zu freundlich? Entschuldigen wir uns gegenseitig und streichen wir das Ganze. Das wird das Beste sein."

Maximus stand wie vom Donner gerührt. "So? Bitte, wie du meinst. Dann gehe ich eben." Aber er ging natürlich nicht. "Schick mich weg", sagte er endlich.

"Das hast du mir schon gestern gesagt. Warum soll ich dich wegschicken?"

"Weil ... " Er zögerte. "Weil ich", murmelte er endlich fast unhörbar, "nicht imstande bin zu gehen, wenn du mich nicht fortschickst."

"Nun, so geh, mein armer Maximus, geh nur ..."

"Gestern morgen", gab er zurück, ohne sie anzuschauen, rührte sich aber nicht von der Stelle, "hast du mich nicht fortschicken wollen; du hast sogar gesagt: *vergiß nicht, daß nicht ich es bin, die dich fortschickt*. Heute ist alles anders, ich seh es, hab es ja schon gestern gesehen, als du dort in der Ecke in angenehmer Gesellschaft saßest."

"Miserere, könntest du sehen, was für ein böses Gesicht du in diesem Augenblick machst, wärst du dir selbst ein Greuel."

"Natürlich, ich bin dir ein Greuel, ich weiß es! Du freust dich, mich loszuwerden, das ist die Wahrheit. Ich hab's ja schon gestern begriffen; hab überhaupt alles begriffen. Leb wohl, ich geh jetzt."

Und er wandte sich und ging. Monika rief ihn zurück, doch er schritt weiter und antwortete nicht. Sie mußte ihm nachgehn, ihn beim Arm fassen. "Sei doch nicht so", sprach sie heftig. "Du benimmst dich ungerecht und schlecht. Weißt du, was du tust? Weißt du, was du dir bereitest?"

"Laß mich", sagte er mit einem schwachen Versuch, sich freizumachen. "Geh zu deinen Freunden."

"Du bist abscheulich!" Monikas Augen blitzten, ihr Gesicht war hart geworden. "Abscheulich und verrückt. Geh!" Doch da er sich nicht rührte, funkelte sie ihn nochmals zornbebend an, dann, in plötzlichem Entschluß: "Gut – komm mit mir."

Ihn zu dieser Stunde ins Haus mitnehmen wollte sie nicht, sich mit ihm in der Stadt sehen lassen noch weniger; so schlug sie die Via Latina vor. Beide gingen wortlos nebeneinander her. Erst außerhalb der Mauern brach sie das Schweigen. "Ich habe dich bisher nur gut behandelt; zu gut, ich sagte es schon, und das war mein Unrecht. Du aber tust nichts, als häßlich zu mir sein, Böses von mir denken und Bitterkeit gegen mich hegen. Seit gestern habe ich das Gefühl, mir einen Feind großgezogen zu haben."

"Wenn ich dir so zur Last bin, hättest du mich vorhin gehen lassen sollen. Warum hast du mich zurückgerufen?"

"Weil es mir weh tut, dich leiden zu sehen."

"Ich brauche kein Mitleid!"

"Wie böse du bist! Und du willst Mönch werden?"

"Sprich nicht davon; du hast mir selbst gesagt, daß du nicht an mein Schicksal glaubst, und auch ich will jetzt nicht daran glauben."

"Leidest du so sehr?" fragte sie mit weicherer Stimme, und bei diesem schwesterlichen Ton löste sich die Bitterkeit in ihm, die ihn gehindert hatte, anders als mit Groll zu reden. "Werd nicht ungeduldig," fuhr sie fort, "wenn ich dir diese Frage stelle. Es geschieht nicht, um dich zu bemitleiden, zumal du Mitleid von dir weist; nur weil ich sicher bin, daß an deinem Leiden deine bösen Gedanken nicht wenig Anteil haben ..."

"Hast du mir nicht gerade gesagt, du bereuest, mich gut behandelt zu haben?"

"Die Reue hast du hinzu erfunden; davon habe ich nichts erwähnt." – *Es ist unrecht von mir, unrecht, daß ich wieder anfangen*, dachte Monika. *Ich könnte noch zurück*. Aber die Versuchung war zu stark.

"Dann stimmt es auch nicht, daß wir alles streichen sollen? Du schickst mich nicht fort? Ich soll mich nicht um die andern quälen – ?"

"Welche andern?"

"Claudius ... Gregor .. ich weiß nicht ..."

"Kindskopf", rief Monika, und zum erstenmal an diesem Morgen lächelte sie. "Meinst du, es sei erlaubt, eine Frau so mit Fragen zu bestürmen?"

"Aber wie soll ich dich verstehen, wenn ich nicht frage und du nicht antwortest? Du freilich, du verstehst mich. Warum soll ich nicht auch wissen, wie es in dir aussieht?"

"Meinst du, ich weiß selbst, wie ich bin? Und bedenke auch: wenn man dir gestern oder vorgestern gesagt hätte, du würdest heute so sein, wie du bist, du hättest es nicht geglaubt."

"Dann bereust du nicht mehr? Und es tut dir auch nicht leid?"

"Wenn ich doch nie etwas von Reue gesagt habe! Wer bereut, möchte umkehren. Leidtun ist etwas ganz anderes."

"Du bist ein Abgrund."

"Aber nein! Ich bin kein Abgrund; ich bin eine Frau. Und du, glaubst du denn, so klar zu sein? Versuch einmal, dich zu enträtseln, wenn du's imstande bist, und wenn du dich enträtselt hast, deute dich – falls du den Mut dazu aufbringst."

"Sag mir noch eins. Sag mir, ob Claudius –"

"Schon wieder Claudius? Und dann wird Gregor an die Reihe kommen und so weiter. Es sind Freunde, das genügt. Was glaubst du eigentlich von mir?"

"Abgrund!"

"Ich hab dir gesagt, du sollst mich nicht so nennen."

"Gut – ich rede überhaupt nichts mehr."

Schweigend ging er weiter. Auch Monika preßte die Lippen aufeinander und suchte, sich gekränkt zu zeigen; doch unmerklich beobachtete sie Maximus von der Seite und

erkannte den verschlossenen Ausdruck, den er annahm, wenn er litt. Sogleich verging der Groll in ihr. Sie konnte niemanden leiden sehen, am wenigsten um ihretwillen. (*Es ist unrecht von mir, unrecht*, dachte sie; aber es war so süß, sich dem Gefühl zu überlassen.) "Hör, Maximus ... nein, Miserere," sagte sie und blieb plötzlich stehn, "laß diese kindischen Geschichten. Ich sollte dich deiner Selbstquälerei überlassen, es würde dir recht geschehen, aber ich bringe es nicht fertig. Werde doch menschlich. Verstehst du denn gar nicht?"

Maximus sah sie unruhig an mit Augen, die dem neuen Glücksschimmer noch nicht trauten. "Sag mir eins, Monika, nur eins: kann ich glücklich sein?"

"Verdienst du es?"

"Ich brauche es so!" Er sprach diese Worte mit so verhaltener Glut, daß sie sich ergriffen fühlte; ihr war, sie müsse sich verteidigen, eine Gefahr fernhalten, Zeit gewinnen. "Um Himmels willen, Kleiner – ", begann sie, verbesserte sich aber gleich, "um Himmels willen, Miserere, sprich nicht so. Denk an deine Lage. Wohin sollte das führen?"

Maximus schwieg, aber Monikas Erregung hatte ihm etwas von dem Kampf ihrer Seele verraten, und eine triumphierende Freude erfüllte ihn.

"Wollen wir nicht heimgehen?" schlug sie vor.

"Wie du willst." Jetzt war er mit allem einverstanden, gehorchte gern. Er empfand nicht einmal mehr das Bedürfnis, Fragen zu stellen und Antworten zu erhalten. Er achtete Monikas Schweigen, es war ihm genug, sie so nah zu fühlen, und kaum wagte er, an den Schatz zu rühren, den das Schicksal ihm zu bieten schien.

"Denkst du, länger in Rom zu bleiben?" fragte sie, als sie schon in der Nähe ihres Hauses waren.

"Ich weiß noch nicht. Eigentlich habe ich meiner Mutter versprochen, in zehn oder zwölf Tagen nach Prato heimzukehren."

"Du solltest gleich zurück."

"Schickst du mich wieder fort?"

"Nein, ich möchte nur, daß du dich sammelst, wieder zu dir selbst kommst. Nicht meinetwegen, deinetwegen. Verstehst du? Deinetwegen. Versuch es doch."

"Und wenn ich nicht kann?" Auf der Schwelle stillstehend, vermied Monika zu antworten. Ihr Blick wanderte ins Weite. Maximus drängte: "Und wenn ich nicht kann? Sag: darf ich dann zurück nach Rom?"

Ohne ihn anzusehen, hob sie die Arme ein wenig, ließe sie wieder sinken. Dann trat sie ins Haus.

Verheißung? Entsagung? Was hatte Monika mit dieser stummen Gebärde ausdrücken wollen? Maximus hatte lange gezweifelt, denn in gewisser Beziehung hatte er eine bescheidene Meinung von sich, aber jetzt war er ganz sicher, die wahre Bedeutung erfaßt zu haben. Er konnte sie nicht in Worte kleiden, doch sie füllte ihm die Seele mit Jubel. Mit jugendlichem Schritt ging er nach Paulus' Haus, stolz, daß er das Gespräch von der anfänglichen Bitternis zu dem so andersgearteten Schluß zu lenken gewußt hatte. In Wirklichkeit hatte er weit mehr durch seine Schwäche und Verzweiflung gesiegt, aber das legte er sich nun zum Triumph aus. "Kleiner", hatte sie einmal zu ihm gesagt; er wiederholte sich's wieder und wieder. Sie hatte sich gleich verbessert, aber das Wort war ihr aus der Seele geschlüpft. Und wirklich fühlte er sich ein Ding in ihrer Hand: "Kleiner ..."

Ein schmerzlicher Gedanke durchzuckte ihm das Hirn. Wohl, das Wort war ihr entschlüpft; aber warum hatte sie es gleich zurückgenommen? Ach, es war nur zu klar: mit diesem Kosewort pflegte sie einen andern zu benennen – Gregor vermutlich, der kleiner war als er. Schon machte er kehrt, um zurückzugehen, sie zur Rede zu stellen, hielt aber gleich wieder inne. Wie war es möglich, gewisse Fragen zu äußern, und gar anzunehmen, Monika würde antworten? – Das ganze Gespräch war von so aufrichtigem Gefühl durchdrungen gewesen; vom ersten Widerstand bis zum letzten Versprechen war alles folgerichtig und offenbar. Mit welcher Feinheit hatte sie von Reue und Leidtun gesprochen, zu verstehen gegeben, ohne es deutlich zu sagen, sie wolle nichts zurücknehmen! Wohl hatte das Gewissen ihr zugeflüstert, sich einen Mann in Misereres Lage fernzuhalten, aber sie hatte es nicht vermocht und konnte es auch jetzt nicht. Sie bedauerte, aber sie bereute nicht. Und mit welcher Offenheit hatte sie anfangs ihr Teil Verantwortung auf sich genommen! Alles an ihr war unverstellt, die Zärtlichkeit und der Stolz. Wie ihr die Augen blitzten, als er sie beleidigt hatte, und wie sie ihm das Wort abschnitt, als er sie *Abgrund* nannte! Warum verdroß es sie übrigens so, sich *Abgrund* nennen zu hören? Und doch war er überzeugt, so wie sie sich mit einem Blick enthüllen konnte, so konnte sie sich auch unter den Menschen verschließen. Manchmal schien sie ganz Fröhlichkeit und in der nächsten Sekunde wurde ihr Gesicht tiefernt. Auch am Abend zuvor, mit Claudius ... Sicher hatte sie eine Vergangenheit; mit zwanzig Jahren verwitwet, wäre es unmenschlich, hätte sie sich in ständige Trauer vergraben. Aber das ging ihn, Miserere, nichts an. Für jetzt hatte er nur die Pflicht, ihr zu gehorchen und unverzüglich nach Prato zurückzugehen. Bei Tisch, natürlich erst im letzten Augenblick, rückte er unvermittelt mit der Nachricht heraus: "Morgen geh ich nach Prato zurück." Alle sahen ihn verwundert an: "Wie denn? So plötzlich?" Er erwiderte kurz, er bedürfe der Sammlung, und außerdem habe er der Mutter versprochen, zu ihr heimzukehren.

"Die Mutter", rief Septimia, "hat dich für vierzehn Tage beurlaubt, und es sind erst vier vergangen!"

"Widersprecht ihm nicht", riet Paulus. "Maximus, du sollst tun, was dir am liebsten ist, und das in voller Freiheit, ohne Rechenschaft geben zu müssen. Reise getrost. Aber vergiß nicht, daß du uns noch ein paar Wochen deiner Gesellschaft schuldest. Nicht wahr, Benedikta?"

"Natürlich!" Benedikta hätte sich gern gastfreundlicher gezeigt, aber bei der Vorstellung, daß Maximus so der Gefahr Monikas entrinne, atmete sie unwillkürlich auf.

Wie verwandelt war der Sohn, den Silvia und Konstantin unvermutet wieder empfangen! Sein Aussehen, seine Wortkargheit, alles deutete auf einen inneren Kampf, den er mehr noch als früher in sich verschloß. Auf das Erstaunen der Eltern ob der vorzeitigen Rückkunft wußte er nur wirre Erklärungen zu geben, den Fragen nach seinem römischen Aufenthalt wich er aus. Konstantin ließ es dabei bewenden; Silvia aber fand neuen Grund zur Sorge. Zwar schien Maximus nicht traurig, doch er wanderte einsam durch die Gegend, blieb stundenlang allein in seinem Zimmer, und saß er schon am Familientisch, so war er geistesabwesend, und jedesmal, wenn er auf eine Frage antworten mußte, war es, als käme er von weit her. Er selbst fühlte sich in einem seltsamen Schwebezustand, fern dem eignen Mittelpunkt; seine Gedanken kreisten ständig um Monika, ihre Worte, ihre Miene, ihre Stimme; und die Rückkehr nach Rom erschien ihm als schicksalsgewollte Notwendigkeit, unabhängig von seinem eigenen Willen und nur noch unbestimmt nach Wann und Wie.

Vier oder fünf Tage lang widerstand Silvia der Versuchung, ihn auszufragen, aber eines Morgens hielt sie nicht länger an sich: "Maximus, seit du von Rom zurück bist, seh ich dich zerstreut, als ginge dir etwas im Kopf herum. Was ist geschehn? Ängstigt dich etwas?"

"Nein, Mutter, wirklich nicht." Er wandte sich, um dem mütterlichen Auge nicht zu begegnen., und sein Blick fiel auf ein mit Ziffern verdecktes Täfelchen, das auf einem Schemel lag. "Meine Lebensstage?" fragte er, froh über die Ablenkung.

"Laß – "

Die zuletzt verzeichnete Zahl war 54 – 676.

"Bist du sicher, daß es stimmt?"

"Ja; – zählst du denn nicht mehr?"

"Fast zwei Monate schon vorüber..."

In sein Zimmer zurückgekehrt, nahm Maximus ein Täfelchen und schrieb die beiden Zahlen darauf. Hier, hier war seine Wirklichkeit, und vor dieser Wirklichkeit bedeutete sein Gedankenspiel um Monika nur Gaukelei. Der Tod zur vorbestimmten Frist: das

war sein Schicksal; die Rückkehr ins Kloster, die Hingabe an Gott: das sein Weg. Deutlich, unwiderleglich. Und doch flüsterte eine schmeichelnde Stimme ihm zu: *Es kann nicht sein; opfere dein Leben nicht unnützlich*. War das nicht die Stimme der gesunden Vernunft gegenüber einem finsternen Alp? Am Abend schrieb er die neuen Zahlen 55 – 675 aufs Täfelchen und legte sich nieder in der Hoffnung, den Morgen darauf klareren Sinnes zu erwachen. Doch der Morgen brachte ihm nicht den ersehnten inneren Frieden. Tage und Tage gingen so hin.

Als Konstantin meinte, sie sollten Valeria heimberufen, verschob die Mutter ihre Rückkunft um weitere zehn Tage, um Maximus' Seelenkampf nicht zu erschweren. Maximus wußte nicht: sollte er ihr dafür dankbar sein? Er fürchtete Valeria und ihre Anspielungen, aber er sehnte sich nach Nachricht von Monika. Eines Tages wurde er von so unwiderstehlichem Verlangen gepackt, von ihr zu hören, über sie sprechen zu dürfen, daß er die Mutter auszuholen begann: erst von weitem, dann mit immer drängenderen Fragen, die zuletzt ihren Argwohn weckten. Bestürzt über die unerwartete Entdeckung, hieß sie Valeria unverzüglich heimkehren, um von ihr Genaueres zu erfahren. Maximus witterte eine Gefahr. An diesem Abend verzeichnete das Täfelchen 66 – 664. Noch zweiundzwanzig Monate. War es nicht unsinnig, sich vor der Zeit zu verurteilen? War es nicht sogar ein Verrat an Monika? Eine Frau wartete auf ihn, rief ihn vielleicht. Wieder hörte er ihre Stimme, erlebte den Augenblick, als sie, selbst verwirrt, ihn beschworen hatte, sich zu beruhigen, mit einem Ton, der ihm alles enthüllte. *"Um Himmels willen, Kleiner ..."* Dann hatte sie sich verbessert: *"Um Himmels willen, Miserere ..."* Zu ihm hatte sie so gesprochen, ihm dieses Kosewort gegeben, ihm sich anvertraut. Sie hatte ihn nach Prato geschickt als letzten Rettungsversuch, doch gewiß in der Erwartung er würde wiederkehren, und jetzt harrte sie seiner und staunte, daß er so lange zögerte. Und falls sie nicht mehr wartete? Falls sie es müde war? *"Kleiner ..."* Falls sie einen anderen so nannte, einen Gregor?

Er ging zur Mutter. "Ich gehe morgen zurück nach Rom."

"Warum denn? Und so plötzlich, so ... Und dein Vater, Valeria? Wartest du nicht einmal Valerias Heimkehr ab?"

"Ich denke, wir sehen uns alle bald wieder. – Wir besitzen doch ein kleines Haus in der Stadt. Das könntest du mir öffnen lassen."

"Sag mir die Wahrheit: warum willst du nach Rom?"

"Ich hab dir schon gesagt, ich halte es hier nicht aus; entweder ich gehe nach Rom zu Paulus oder in unser eignes Haus oder ich muß zurück ins Kloster." Er sprach mit so fester Stimme, daß sie nicht zweifeln konnte, es sei ihm ernst. "Wenn du in unserm Haus wohnen willst, muß ich selbst hinfahren", sagte Silvia. (*Wenigstens mit ihm sein!*)

"Warte noch acht oder zehn Tage."

"Nein, Mutter, erlaß es mir. Ich gehe so lange zu Paulus, und sobald du frei bist, kommst du nach und richtest alles ein."

"Auf wie lange?"

"Ich hab dir gesagt, ich weiß nicht ..." Mit einemmal schloß er die Mutter in die Arme und sagte mit erstickter Stimme: "Frage nicht, Mutter. Und hab Dank für alles. Ich fühl es ja, wie lieb du mich hast. Vergib mir und ertrage mich. Später, wenn Gott mich ruft, will ich zurück ins Kloster."

Er teilte es so ein, daß er gegen Abend in Rom ankam, und klopfte erst um die Schlafenszeit an Paulus' Tür. – Auf alle Fragen hatte er nur ausweichende Antworten und sein Aussehen war so verräterisch, daß Benedikta offen ihre Mißbilligung zur Schau trug, während Paulus eine Art Rührung über den armen, verirrtten Jungen empfand, der sich unbewußt an ihn wie an einen Beschützer klammerte. Bei der ersten Andeutung Benediktas über die späte Stunde zog sich Maximus sofort in sein Zimmer zurück.

Es folgten lange, schlaflose Stunden; aber am Morgen fühlte er sich frisch und unternehmungslustig und genoß schon im Geiste Monikas Überraschung bei seinem unvermuteten Auftauchen. Er verließ frühzeitig das Haus, vergewisserte sich erst, daß ihm niemand folgte, und wanderte dann ziellos durch die Stadt, um nicht zu einer unmöglichen Stunde bei Monika anzulangen. Trotzdem kam er noch viel zu früh und begann geduldig auf und abzugehen, seine Schritte zählend, damit ihm die Zeit nicht lang würde. Vielleicht würde Monika erscheinen, wenn er bei tausend hielte. Bei 999 blieb er stehen und starrte auf die Tür: nichts. Er fing wieder an: nochmals tausend und nochmals. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Ob Monika krank war? Ob sie gegen ihre Gewohnheit nicht mehr um jene Stunde ausging? Ob sie andre Gesellschaft hatte? Und warum nicht – er hatte sich doch nicht mehr gemeldet und nicht einmal gewagt, eine Zeile zu schreiben! Warum sollte sie nicht mit Claudius oder Gregor sein? Miserere wurde es dunkel vor den Augen. Er beschloß, noch einmal bis tausend zu zählen; immer stürmischer wurde sein Schritt, immer erregter der Sinn; er stockte, um sich der Tür zuzuwenden, verzählte sich, begann von neuem. Darauf faßte er einen endgültigen Entschluß: er wollte nochmals aufmerksam bis tausend zählen, und wenn Monika dann nicht käme, einfach hineingehen. Doch als die Zahl voll war, versagte ihm der Mut. – Was ging vor? Krank war sie nicht: Paulus, Benedikta, Valeria, irgendwer hätte abends davon gesprochen. Folglich war sie mit jemandem. Er nahm sich vor, nochmals bis tausend zu zählen, aber das dauerte zu lange: bis fünfhundert. Bei hundertfünfzig war seine Geduld erschöpft. Dreihundert ist eine Glückszahl. Gut: zweihundert, zweihundertfünfzig, dreihundert. Er trat ein, fragte nach Monika, hörte,

daß sie zu Hause sei. Verwirrt, verlegen, wäre er lieber fortgegangen, aber man hatte ihn schon gemeldet.

"Du hier?" fragte Monika in einem Ton unfroher Überraschung. Maximus hatte sich anderes erwartet.

"So empfängst du mich? Freilich, das letzte Mal war's ebenso. Es war dumm von mir, zu kommen."

"Warum suchst du mich auch hier im Haus?"

"Ich habe eine Ewigkeit draußen gewartet und du kamst nicht ..."

"Es ist noch früh ..."

"Offenbar hast du nicht mehr auf mich gerechnet und ich störe. Leb wohl." Er wartete, daß Monika ihn zurückhielte, aber sie blieb stumm, und nun wußte er nicht mehr aus noch ein. "So hast du denn alles vergessen – ?" rief er endlich.

"Du bist so lange ausgeblieben, daß ich überzeugt war, du seist ins Kloster zurück."

"Und da hast du natürlich alles ausgelöscht und womöglich die Gedanken längst anderswohin gewandt."

"Fängst du schon wieder an?!"

"Ich habe nicht vergessen, was du mir das letzte Mal hier an deiner Haustür gesagt hast."

"Was soll ich gesagt haben? Ich hab dir geraten, nach Prato zurückzugehen."

"Doch als ich dann vom Zurückkommen nach Rom gesprochen habe, was hast du geantwortet? Warum hast du's mir nicht ausgedeutet, wenn du mich nicht wolltest?"

Monika schwieg.

"Ich hab es redlich versucht, fernzubleiben und nicht mehr an das alles zu denken; aber ich hab's nicht fertiggebracht, es ist nur schlimmer geworden."

"Und was soll ich nun tun?"

"Erinnerst du dich wirklich nicht, wie wir geschieden sind, oder tust du nur so? Jetzt mußt du über dich und mich bestimmen. Wenn du willst, verschwinde ich und du siehst mich nicht mehr wieder. Sonst ..."

"Nun?"

"Behalte mich da." Miserere war zumute, als stürze er kopfüber in ein unbekanntes Meer.

"Du bist wohl wahnsinnig!"

"Nimm an, ich sei wahnsinnig. Wie ein Schiffbrüchiger, der mit den Wellen kämpft."

"Und soll ich es mit dir werden – ?" Monika fühlte schuldbewußt, wie sie gegen ihren Willen weich wurde, und zürnte über sich selbst. Wenn Maximus fern war, überwogen in ihr Vernunft und Scheu vor jeder neuen Bindung; aber vor seinem bleichen, gequälten Gesicht, der heiser tönenden Stimme, den fiebrigen Augen schmolz ihr Widerstand dahin.

"Ich hab es dir ja gesagt," drängte er, "wenn du mich wirklich nicht willst, schick mich fort." Monika wanderte wortlos durchs Zimmer. "Aber wenn du es tust," fuhr er fort, "warst du nicht ehrlich. Denn dann hättest du mich früher wegschicken sollen."

Sie setzte sich, sah ihn lange an und murmelte "Du hast recht, ich bin schuld. Verfüge du."

"Nein!" Maximus war aufgesprungen, seine Stimme bebte. "Nicht so! Nicht aus Mitleid, das will ich nicht. – Tor, der ich war, daß ich mir einbildete, ich könne dir etwas sein, ich, der das Leben nicht kennt, der vielleicht nicht zu lieben weiß, wie du es meinst, der kein Weltmann ist, der nichts, ist, gar nicht! – Warum bin ich dir begegnet? Warum hast du mich angeblickt?" Ihr Widerstand erbitterte ihn nach all seinen Träumen und Hoffnungen; er, der diese Frau sonst kaum anzusehn gewagt hätte, schleuderte zornglühende Blicke auf ihr aschfahles Gesicht, und sie saß da unter dem unvermuteten Sturm – verwirrt und zugleich geschmeichelt durch diese Leidenschaft, die so neu, so anders war als die gewohnten Liebeserklärungen. "Was hab ich dir getan?" sprach Maximus wieder. "Ich begehrte nichts, hatte mit dem Leben abgeschlossen –"

"Miserere, quäle mich nicht, verzeih mir", begann Monika, doch er ließ sie nicht ausreden. "Wieviel leichter wär's mir geworden, zu verzichten, hätt' ich dich nie gekannt! – Hab ich dich denn gesucht?" Er warf sich in einen Stuhl, barg den Kopf in den Händen.

Monika begriff nicht mehr, ob sie wirklich eine Schuld begangen oder ob das Unrecht nur in Maximus' Einbildung lag. Sie wagte kaum, leise zu widersprechen: "Aber ich habe dich doch auch nicht gesucht. Was hab ich verbrochen? Wer hat begonnen?"

Maximus hob den Kopf, die Frage kam ihm unerwartet. "Wer begonnen hat? Du, du, an dem ersten Abend, da ich dich gesehen habe, in Paulus' Haus. Und seit damals ist alles in mir verstört."

"An jenem Abend? Aber wenn ich doch kaum mit dir gesprochen habe –!"

"Du hast mich angesehen; – ja, ja, genauso wie jetzt. Und du durftest mich nicht so ansehen ... Wenn man nichts im Herzen trägt, ist es nicht erlaubt, jemanden so anzusehen!"

"Aber wie seh ich dich denn an –?"

"Hat es dir noch niemand gesagt, was in deinem Gesicht steht, wenn du so blickst?"

"Miserere ..." Monika stand neben ihm, beugte sich über ihn, nahm seinen Kopf in die Hände, näherte ihr blasses Gesicht dem seinen, dann kniete sie nieder, das Auge fest auf ihn gerichtet: "Willst du nicht, daß ich dich so ansehe? Wirklich nicht? Nie? Kleiner ... nein, nein, nicht küssen. Wenn du mich küßt, ist es geschehn." Sie lehnte den Kopf zurück, blieb aber vor ihm knien und streichelte sacht seine Hand, und so weich und warm war ihre Hand im zarten Spiel der Finger, daß ihm schien, aus der leichten

Berührung ergösse sich ein Strom von Zärtlichkeit in seine Adern. "Kleiner," hauchte sie, und ihre Lippen bewegten sich kaum, die Worte blühten darauf einschmeichelnd wie ein Duft, "hab ich dir wehgetan? Das wollte ich nicht. Auch mich hat es getrieben." "So hast du mich lieb? Sag mir's endlich! Oder tue ich dir nur leid? Schau, ich lasse den Stolz fahren und nehme sogar dein Mitleid an. Im Namen des Mitleids laß mich nicht sterben, ohne ... ohne daß ich erfahren habe, was Liebe ist."

"Ich habe nicht nur Mitleid für dich; ich mag dich, du gefällst mir, gefällst mir grade so, wie du bist; ich habe in diesen Wochen oft an dich gedacht, hab sogar wieder von dir geträumt. Erinnerst du dich, daß ich schon damals von dir träumte, gleich das erstmal, als wir uns sahen? Es war Schicksal ..."

"Hast du wirklich noch einmal von mir geträumt? Und wie sahst du mich im Traum?"

"Ich weiß nicht; vielleicht wie jetzt: es war ein Gefühl. Vielleicht hab ich von dir geträumt, weil ich abends beim Einschlafen dir die Seele zuwandte."

"Wirklich? Warum hast du mich dann früher zurückgestoßen? Dachtest du an meine Verurteilung?"

"Nein, daran denke ich nicht und will auch nichts davon hören. Du wirst nicht in zwei Jahren sterben. Ich schütze dich – lächle nicht. Das Unglück ist nur, daß ich sieben Jahre älter bin als du. Das ist schlimm für mich. Und dann tue ich dir vielleicht weh und das beunruhigt mich für dich. Außerdem wehrt eine Frau sich immer unwillkürlich; weißt du das nicht?" Er schüttelte den Kopf. "Weißt du es wirklich nicht? Kennst du keine Frau?" Nochmals schüttelte er den Kopf. "Ist dir noch keine so nah gewesen? Hat dich noch keine so gestreichelt? Um Gottes willen, Miserere, sieh mich nicht so an, sonst ..." – *Was tu ich?* sagte sie sich, und indes lieb kostete sie sein Haar, und er erleichte. "Leidest du? Hast du Angst vor mir? Nein? Willst du mich bei dir haben? – Willst du, daß ich dein sei, ganz dein, dein für immer, nur dein? Willst du mich küssen? Küß mich, Miserere ..."

"Ganz dein, dein für immer, nur dein ..." Maximus war gegangen, und Monika, noch bebend, ermattet, glücklich, wiederholte sich flüsternd das Wort. Liebe: schrankenlose Hingabe – so mußte es sein. Und wundersam wäre es, würden die Männer nicht nur so unwiderstehlich zum Sinnlichen getrieben, in einer rein geistigen Vereinigung zu verschmelzen. Nein, nicht ganz so, nicht rein geistig; nicht verzichten müssen auf die unendliche Süße einer fühlbaren Nähe, auf eine Schulter, an die unser Kopf sich lehnt, einen Arm, der uns umschließt, eine Liebkosung, die hingleitet und verweilt, einen Mund auf unserem Mund. Aber die Männer wissen sich nicht auf der Schwelle des Besitzens zurückzuhalten und eine Frau, wenn sie wahrhaft Frau ist, kann nicht widerstehen; sie würde hassenswert, wollte sie der hingerissenen Leidenschaft die Kälte berechnender Abwehr entgegenstellen. Und dann – war es

ehrlich, alle Schuld bei den Männern zu suchen? Auch in einer Frau, wenn sie wahrhaft Frau ist (Monika gebrauchte in ihrer Gewissensforschung gern diese Unterscheidung), setzt die Natur sich durch, entwaffnet Vernunft und Schamgefühl und zwingt ihr ganzes Sein zu einer Hingabe, die nicht nur Nachgeben ist, sondern willige Gewährung, angeborenes Bedürfnis, sich zu verschenken und das geliebte Wesen in sich aufzunehmen, um es glücklich zu machen. Gewiß hatte auch sie, Monika, diesem dunklen Trieb gehorcht, als sie zuerst Maximus gesucht hatte mit einem Gefühl, das sich selbst noch nicht kannte, als sie ihn dann auf diese Weise angesehen, ihn nahe gewollt, ihn leiden gemacht und zuletzt getröstet hatte mit Aug und Hand, das Antlitz dicht an jenem geliebten und gequälten Angesicht, selbstvergessen, wartend auf Offenbarung. Das war nicht Sinnlichkeit, nein; es war ein anderes, Unsägliches.

Ganz dein, dein für immer, nur dein. Jetzt hatte endlich das Leben einen Sinn für sie, nach so viel ziellosem Schweifen und Suchen unter dem Ansporn einer Verführungsgabe, die keiner bösen Absicht entsprang, sondern nur natürlich war bei einer Frau, die im Flug errät, wenn sie gefällt, und gleich hingenommen ist von der Freude, zu fesseln und zu entzünden, vom Spiel der Worte und Blicke, das dann so leicht zum erregten Mitgefühl wird und die Seele ergreift: unvermeidliche Erfahrungen eines Menschen, der nichts mehr scheut als die Leere des Herzens.

Wenn die Einbildung unbeschäftigt ist, wenn es nicht ein bißchen Überraschung, ein bißchen Wärme des Gefühls mehr gibt, was soll das Leben noch? – Aber es war unsinnig, jetzt eine Vergangenheit rechtfertigen zu wollen, die ihr kaum noch als die ihre erschien. Begraben alles, endlich, für immer.

Immer? – Ein Immer, das in zwei Jahren vorbei sein kann? Denn jenes Urteil, jene Frist? Furchtbarer Gedanke: ihn verlieren, allein bleiben; und indessen hatte sie sich ins Herz des Unglücklichen eingeschlichen, ihn verführt, da er sich läutern sollte, ihn an die Sinne gebunden, da es galt, ihn von der Erde zu lösen! Maximus hatte recht: sie war die Schuldige gewesen. *Was hab ich getan? Ich werde verdammt sein und hab's verdient; aber er, der arme Kleine?* Vielleicht hätte sie die Pflicht, gleich zu brechen und mit einer letzten Bitte um Verzeihung zu verschwinden; doch jetzt, da das Unrecht geschehn war, was sollte er von solcher Fahnenflucht denken? – Und wie sollte sie die Kraft finden, sich zu opfern, nun, da sie bis ins Mark erfüllt war von dieser Leidenschaft, die keiner andern glich?

Und schließlich hatte sie ihn nicht verführt; es war nicht Verführung, dem allen gemeinsamen Naturgesetz zu gehorchen; – ja, die Natur beherrschte ihn, diesen leidenschaftlichen Miserere mit dem bleichen Gesicht und den suchenden Augen, so seelenvollen Leibes und blutvoller Seele, daß auch die Sinnlichkeit in ihm eine Ausdrucksform der Empfindung wurde und Blicke, Worte, Liebkosungen wie

Fühlfäden des Innersten waren, das sich an ein andres Wesen drängt, um es zu Eigenem zu machen und in ihm aufzugehen, es aufzulösen und neu zu bilden nach dem eignen Maß, unzertrennlich, eins in zweien, vom selben Feuer verzehrt. – Er konnte nicht fühllos verurteilt sein, dieser arme Junge, der so geistig und so irdisch zugleich war; und mußte er wirklich sterben und sie alleinlassen, so würde sie dieser Liebe einen Opferdienst weihen, der dem Rest ihres Lebens Adel und Größe verliehe. Jetzt aber, beseligt und aufgelöst, wie sie war, wollte sie solchen Gedanken keinen Raum lassen. Vergangenheit und Zukunft waren ausgelöscht; nichts lebte auf der Welt als ihr Miserere, kindlich, glühend, mystisch auch in der Sinnenliebe, Zuflucht und Hafen für sie nach all dem Irren der schweifenden Seele. Die andern mochten sagen, was sie wollten, sie waren einfach nicht da. Auch sie hatte ein Recht zu leben; und ihr Leben war in seinen Armen.

Heimgekehrt, schloß sich Maximus sogleich in sein Zimmer ein und warf sich aufs Bett. Nach wenigen Augenblicken schon sprang er wieder auf und begann auf und ab zu gehen, doch das Zimmer war zu eng für seine Glückseligkeit. Er faßte seinen Puls, ließ ihn wieder fahren, fuhr sich mit der Hand durchs Haar, flüsterte: "Ich bin's, bin es wirklich!" – als habe er Mühe, an das eigne Erlebnis zu glauben. Er hätte sich sammeln mögen, um den Rausch dieser Seligkeit im Geist noch einmal zu genießen, die Gedanken mit der erlebten Liebesoffenbarung zusammenzustimmen, sein innerstes Leben daraus neu zu erbauen bis zur letzten Bewußtseinstiefe, während er jetzt mehr verwirrt als erleuchtet war, getroffen von etwas ungeheuer Neuem, das noch fremd und gesondert in seiner Seelenmitte lag; doch völlig unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, vermochte er nur in einem Wirbel von wirren Empfindungen und gestammelten Worten dahinzutreiben.

Wieder im Familienkreis, fühlte er sich zunächst beengt und unbehaglich; er fürchtete, schwierige Erklärungen geben zu müssen, doch wie in stillschweigender Übereinkunft richtete niemand eine Frage an ihn. Er nahm es ohne Erstaunen hin; er hatte genug zu tun, den Jubel zurückzudrängen, der ihm wie ein trunkener Schmied im Busen hämmerte.

Schon in den nächsten Tagen fand er sich zurecht. Vor die Notwendigkeit gestellt, sein Leben so einzurichten, daß er täglich mit Monika zusammentraf und dabei Schein und Geheimnis wahrte, verfuhr Maximus mit überraschender Umsicht. Monika bemerkte es lachend. "Ich hielt dich für arglos und unbeholfen und finde dich listig, selbstbeherrscht und selbstherrlich!"

Wirklich hatte der Übermut über seinen ersten Liebessieg und der Zwang, klug zu sein, eine ganz neue Verwegenheit in ihm entwickelt. Unfähig zu lärmender

Fröhlichkeit, strahlte er doch ein Gefühl der Sicherheit aus, darin niemand den schüchternen Jungen von einst wiedererkannt hätte. Zwei- oder dreimal hatte er einen Anfall von Niedergeschlagenheit beim Gedanken an die verlorene Unschuld, aber rasch hatte er diese Vorstellung verscheucht und das Gewissen verabschiedet. In Moinikas Dasein brachte er jugendliche Frische und Lebenslust. Waren sie unter Menschen, so verstand sie mit vollendeter Kunst das Gefühl zu verbergen, das sie erfüllte; er suchte sich eine Haltung scherzhafter Gleichgültigkeit zu geben und statt Verlegenheit empfand er Freude über sein Geheimnis und die Mitwisserschaft, die ihn mit Monika verband.

Schwieriger konnte die Lage durch Silvias Ankunft werden. In den letzten Junitagen traf sie endlich ein, nachdem Konstantins Ansprüche und eingebildete Krankheiten sie die Reise immer wieder hatten hinausschieben lassen. Maximus nahm sie mit offenen Armen auf; nur tat es ihm weh, sich vor ihr verstellen zu müssen, da sie (das hatte er in Prato schon gespürt) wohl längst alles ahnte. In der Tat hatte Silvia, schon beunruhigt, gleich in den ersten Tagen ihres römischen Aufenthalts den Zusammenhang erraten; sie brauchte nur Maximus und seine fortwährenden Abwesenheiten zu beobachten. Als sie dann mit der Instandsetzung des Hauses fertig war und mehr Muße hatte, Menschen zu sehen, bemerkte sie sehr wohl die Verlegenheit, mit der Paulus und Benedikta von ihrem Jungen sprachen, und zog auch daraus ihre Schlüsse. Was tun? Den Dingen ihren Lauf zu lassen, widerstrebte ihrer Natur. Andererseits wußte sie nicht, welchen Weg einschlagen, denn geradezu mit Maximus zu sprechen, dünkte sie unvorsichtig. Das Beste war wohl, sich erst einmal mit Paulus und Benedikta zu beraten.

Den beiden kam ihre Frage nicht unerwartet. Seit jenem Abend in Justinas Haus, als Monika sich so lange mit Maximus abgesondert hatte, und späterhin, als ihre Verbindung offenkundig geworden war, hatte Benedikta das Bedürfnis gehabt, sich mit Paulus über den Fall auszusprechen. Natürlich mit der gebotenen Zartheit, hing Paulus doch innig an seiner jungen Schwester. "Aber ist es möglich," fragte Benedikta, "daß du nicht siehst, wohin das führt?"

"Wer sagt dir, daß ich es nicht sehe und mir nicht schwere Sorgen mache, auch wenn ich nicht gleich Worte verliere und noch weniger verurteilen mag? Du solltest verstehn, wie mir zumute ist."

"Natürlich verstehe ich. Doch Monika handelt unrecht. Es tut mir leid, so von deiner Schwester reden zu müssen, aber wenn ich mich nicht mit dir ausspreche, mit wem soll ich es sonst tun? Maximus ist ein unerfahrener Junge, der viel zu leicht Feuer fängt ..."

"Das ist's ja gerade, daß Maximus jung ist und innen ganz Glut, so ruhig er äußerlich scheint. Er hat es seinerzeit weit mehr aus dichterischer Schwärmerei als aus festem Glauben mit dem Kloster versucht, und angesichts des Todes hat er nach dem Wunder

gerufen. Nein, Maximus hängt am Leben. Er tat es schon früher, als ihm Frömmigkeit noch das Leben verschleierte; jetzt, da er die Welt aus der Nähe gesehn hat, spricht die Natur stärker. Das ist seine Gefahr. Entweder er kehrt gleich ins Kloster zurück, um es nicht mehr zu verlassen, oder sein Schicksal heißt – eine Frau; wenn nicht Monika, so Sabina, und wenn nicht Sabina, so eine andere. In der Welt leben und sich vor der Welt bewahren ist ein Unterfangen, das gewöhnliche Menschenkraft übersteigt; und ganz besonders die Kraft eines Maximus, der schwach und leidenschaftlich zugleich ist. – Du ahnst nicht, wie ich mir den Kopf zerbreche, um einen Weg zu finden, der aus diesem Wirrsal führt. Aber was tun? Monika aus unserm Haus verbannen? Unmöglich. Maximus zu den Seinen zurückschicken? Wir haben doch gesehn, daß er dort nicht aushält. Ihm zureden, sich schon jetzt lebendig ins Kloster zu vergraben? Dazu fehlt mir der Mut."

Als dann Silvia ihrerseits von der Sache anfing, mit tausend Entschuldigungen gegen Paulus, daß sie in einer so heiklen Angelegenheit den Namen seiner Schwester nennen müsse, beruhigte er sie sogleich. "Ich verstehe alles," sagte er, "und versichere dir, sähe ich nur die mindeste Möglichkeit einzugreifen – "

"Du siehst keine?"

"Man braucht Maximus ja nur anzuschauen, um zu merken, wie entflammt er ist! Die sieghafte Liebe strahlt ihm nur so aus den Augen. Monika ist weniger offen, aber manchmal verrät auch sie sich; gewisse Blicke trügen nicht. Und ich halte sie für unfähig, sich an einen Mann in dieser Not zu heften, wenn nicht ein tieferes Gefühl sie treibt."

"Ohne Zweifel," sagte Benedikta, "Aber darum ist sie doch unvorsichtig gewesen. Sobald sie eine Neigung zu Maximus in sich keimen fühlte, mußte sie sich rechtzeitig davor hüten. Ich sage das nicht, um sie zu tadeln, Paulus, nur weil Maximus mir so leid tut; oder besser, sie tun mir beide leid."

"Gut, Benedikta, diesmal bist du gerecht. Schließlich hat sich Monika einem Mann geweiht, auf dem – verzeih die Anspielung, Silvia – eine Verurteilung lastet. Denkt doch, wie dieser Frau in einem Jahr, in anderhalb Jahren zumute sein wird, wenn der Schicksalstag immer näher heranrückt! Ich bin kein Schwarzseher, aber es wäre menschlich, wenn Maximus zu jener Frist meine Schwester verläßt und sich Wichtigerem als der Liebe widmet. Ist erst, wie ich hoffe, der Tag an ihm vorübergegangen, wird er dann zu Monika zurückkehren und sagen: *Jetzt habe ich keine Furcht mehr, fangen wir wieder an* – ? Wird er nicht nach überstandener Gefahr andere Zerstreuungen suchen? Alles kann sein; und ihr seht, selbst wenn wir von der schlimmsten Möglichkeit absehen, welchem Los sich Monika mit dieser Liebe ausgesetzt hat. Will man aber den Dingen nicht ihren Lauf lassen, so muß man versuchen, einen Bruch herbeizuführen. Ist das deine Absicht, Silvia – ?"

"Was wäre denn sonst zu tun?"

"Frage Konstantin."

"Um Himmels willen, laß Konstantin aus dem Spiel. Du kennst ihn doch: was immer wir versuchen, er wird zunächst Einwände machen und zuletzt doch mit allem einverstanden sein, nur um nicht selbst entscheiden zu müssen. Aber warum wollt ihr mir nicht eure Meinung sagen?"

Benedikta sah Paulus an und dieser begann: "Nach meiner Ansicht wäre ein Versuch, die beiden zu trennen, wahrscheinlich erfolglos und sicher grausam. Glaubst du nicht auch, Benedikta? Oder hättest du das Herz, einen Keil zwischen sie zu treiben?"

"Früher hätte ich gesagt, man müsse versuchen, den Bruch zu erzwingen, aber wenn ich es jetzt überlege, fühle ich mich selbst unfähig dazu."

"Siehst du? Wer einen Rat gibt, hat die Pflicht, sich zu fragen, ob er selbst unter den gleichen Umständen geneigt wäre, ihn auszuführen. – Wollte ich zwischen die beiden treten, um sie zu trennen und jedes in seine Einsamkeit zurückzutreiben, mich dünkt, ich handelte gegen das Naturgesetz."

"Aber wenn wir die Dinge lassen, wie sie sind," gab Silvia zurück, "handeln wir nicht alle zusammen gegen das Gesetz Gottes?"

"Ich entschieße mich ungern, Gott im Widerspruch zur menschlichen Natur zu denken; doch höre: ist es das, was dich beunruhigt, so schlag ihnen vor, zu heiraten. Frei sind sie beide; Maximus hat kein Gelübde getan ..." Benediktas Gesicht erhellte sich bei dieser Vorstellung. "Jedoch," fuhr Paulus fort, "ich bin nicht sicher, ob sie wollen werden."

"Warum sollten sie nicht wollen?" rief Benedikta.

"Du an meiner Stelle", drängte Silvia ungeduldig, "würdet also nichts tun?"

"Du zwingst mich, etwas Schmerzliches wieder zu berühren. Ich glaube, die Zeit und das Näherrücken des Schicksalstages werden ganz von selbst zu einer Lösung führen, und will sich Maximus dann ganz Gott hingeben, so wird ihm das leichter fallen, wenn er nicht durch ein Sakrament an Monika gebunden ist. Das ist meine Meinung, aber natürlich soll sie deine Rechte als Mutter nicht beeinträchtigen. Bist du entschlossen, Silvia, auf jeden Fall einzugreifen und die beiden vor die Wahl: Ehe oder Bruch zu stellen, so kannst du auf meine Unterstützung rechnen. Überleg es noch einmal und folge deiner Eingebung."

Etwas in Silvia widerriet, die Dinge treiben zu lassen. Immer wieder erwog sie Paulus' Gründe, unfähig, sie zu widerlegen, doch ebenso unfähig, sie zur Richtschnur zu nehmen. Ob sie sich an Muzius wenden sollte? Aber es war ihr, als liefere sie damit den Sohn einem Gericht aus, und sie schrak vor dem Gedanken zurück. Sollte sie also auf Heirat bestehen? Doch hieße das nicht auch Maximus verlieren?

Eines Abends, als sie noch schweigsamer als gewöhnlich heimkehrte, vermochte sie nicht, ein Wort des Vorwurfs zurückzuhalten. "Vergiß nicht, Maximus, daß ich nur deinetwegen nach Rom gekommen bin und deinen Vater alleingelassen habe – und du benimmst dich, als wäre ich nicht da."

"Sprich keinen Unsinn, Mutter", antwortete er heftig; doch als er sah, wie die Mutter, solchen Ton nicht gewöhnt, sich in ein bittres Schweigen verschloß, empfand er Reue, umarmte sie, bat um Verzeihung.

"Du bist ganz verwandelt!" reif Silvia. "Früher hättest du nicht so zu mir geredet. Ich verliere dich zum zweitenmal, seh ich; erst ans Kloster, und jetzt ..."

Maximus löste sich von ihr und starrte stumm vor sich hin. "Mutter," sagte er endlich, "es ist nicht wahr, daß ich anders gegen dich geworden bin. Doch du ... laß mich diese letzten Monate leben. Muzius hat mir zwei Jahre gegeben, willst du sie mir nehmen? Verstehst du mich denn nicht?"

Nun war es Silvia, die den Sohn an sich drückte, ihm abbat und dabei an Paulus' Frage denken mußte, deren Bedeutung ihr erst jetzt ganz aufging: *Wenn du Maximus von Monika trennst, glaubst du sein Glück zu fördern?*

"Sprechen wir nicht mehr davon", sagte sie verwirrt. Aber um ein Ende zu machen, um wirklich nicht mehr davon sprechen zu müssen, fügte sie noch hinzu: "Ich sage dir nur eins: warum heiratest du sie nicht?" Maximus fuhr überrascht auf, und Silvia fürchtete schon, er würde dem Vorschlag, da er nun einmal ausgesprochen war, sogleich zustimmen. Doch er schwieg. "Überleg's", schloß die Mutter. "Ich will dich nicht quälen. Wir reden ein andermal weiter."

Am folgenden Tag, als sie allein zu Haus war, wurde ihr Monikas Besuch angekündigt. Sie sehen und den alten Groll wieder aufsteigen fühlen war eins; doch sie bezwang sich.

"Ich muß dich sprechen", sagte Monika. "Hör mich an und versuche zu verstehen. Du beurteilst mich unrichtig und zürnst mir; das ist menschlich."

"Das will ich meinen!"

"Ich sage dir ja, es ist menschlich; aber ich komme nicht, um Anklagen oder Entschuldigungen auszutauschen. Ich komme wegen Maximus. du liebst ihn ..." – sie zögerte einen Augenblick – "und auch ich liebe ihn."

"Mag sein, aber es scheint mir sonderbar, daß du dir gerade einen Mann wie Maximus aussuchst, den nur noch ein dünner Faden mit dem Leben verbindet."

"Du denkst zu nüchtern, um gewisse Dinge zu begreifen."

"Meinst du, ich sei unfähig, zu fühlen?"

"Nein, aber unfähig, dich hinzugeben. Du klügelst zu viel."

"Und du nicht zu wenig?"

"Es hat keinen Sinn, zu streiten. Dazu bin ich nicht gekommen. Ich möchte, daß wir zusammen beschließen, was geschehn soll. Maximus hat mich gebeten, ihn zu heiraten, aber ich habe vorläufig abgelehnt."

"Und warum?"

"Auch Paulius hat lange brüderlich mit mir geredet und mich einer klaren Entscheidung gedrängt. Doch ich habe mir gesagt, daß diese Entscheidung nicht mir zukommt, sondern dir. Du bist die Mutter, und wie es um deinen Sohn steht, sollst du verfügen können. Ist es dir lieber, daß er mich heiratet? Oder willst du, daß wir uns trennen?"

"Wie – du bist bereit, ihn zu verlassen, und liebst ihn?"

"Wundert dich das? Aber Sorge dich nicht um mich."

"Maximus vertraut dir gewiß mehr als mir ... und du mußt besser wissen, welches für ihn das kleinere Übel ist."

"Ich weiß es und ich bin überzeugt, wenn ich ihn heute verlasse, so treibe ich ihn zur Verzweiflung; aber da ich in dieser Sache Partei bin, könnte ich vom Gefühl verblendet sein. Doch glaub ich's nicht ..."

"Warum weigerst du dich dann, ihn zu heiraten?"

"Wäre nicht jener schreckliche Alp von Muzius' Prophezeiung, ich würde nicht zögern; so darf ich nicht. Überlege doch, was in achtzehn oder zwanzig Monaten sein wird. Ich denke immerfort daran. Glaubst du, daß er, einmal verheiratet, den Mut haben würde, seine Frau zu verlassen, um sich rechtzeitig Gott zu geben? Und findest du, ich dürfe ihn noch mehr an die Erde binden? Du hast mich in all dem verkannt, aber ich liebe deinen Sohn mindestens so sehr wie du."

Silvia wollte auffahren, beherrschte sich jedoch. Sie schwieg verwirrt, gegen ihren Willen gezwungen, das unerwartete Opfer der Nebenbuhlerin anzuerkennen, die gekommen war, sich ihrer Entscheidung zu unterwerfen. "Aber glaubst du denn," fragte sie endlich, "daß Maximus, auch nicht an dich gebunden, zu seiner Zeit die Kraft finden wird, dich zu verlassen?"

"Dafür laß mich sorgen. Doch das ist, wie gesagt, nur meine Überzeugung, und ich will sie dir nicht aufdrängen. Falls du sicher bist, es sei wirklich zu seinem Besten, so heirate ich ihn."

"Ich kann nicht so im Augenblick entscheiden."

"Das ist auch nicht nötig. Ich bin nicht hier, um eine Antwort abzuwarten, und Miserere weiß nicht, daß ich gekommen bin. Er wird nichts merken und mich nicht verändert finden; du aber bedenke, was ich dir gesagt habe, und wenn du mir einen Entschluß mitzuteilen hast, laß es mich wissen."

Sie erhob sich und Silvia schickte sich an, sie zu begleiten. Abgesagte³ Feindin jeglichen Gefühlüberschwangs, vermochte sie dem, was sie bewegte, keinen Ausdruck zu geben, doch in Monikas Anerbieten, in der verhaltenen Wärme ihrer Worte spürte sie etwas von der Anziehungskraft, die ihren Maximus bezwungen haben mußte und ihn unrettbar ihrem mütterlichen Einfluß entzog. Beim Abschied, als Monika ihr die Hand gab, konnte sie nur ein kurzes "Danke" hervorstammeln; heimlich jedoch empfand sie, daß sie mehr hätte sagen sollen.

Jetzt galt es also, Entschlüsse zu fassen. Sie quälte sich tagelang und hätte sich wohl neuerlich mit Paulus und Benedikta beraten, wäre nicht Mitte Juli ein Ereignis eingetreten, das wenn nicht ihre Aufmerksamkeit, so doch ihre Tätigkeit wider ihren Willen ständig in Anspruch nahm: Gregor bewarb sich um Valeria. Zu jedem andern Zeitpunkt wäre Silvia überglücklich gewesen, doch in diesem Augenblick erfüllte sie die neue Verwicklung mit Bestürzung. Konstantin, den sie nach Rom zu kommen bat, konnte sich mit Rücksicht auf seinen schlechten Magen nicht zur Reise entschließen. Und nun mußte Silvia das Brautpaar erst nach Prato begleiten, dann nach Salerno, der Heimat Gregors, damit Valeria ihre Schwiegereltern kennenlerne, und zuletzt wieder nach Rom, um Besorgungen zu machen. Unterdessen begann Konstantin zu klagen, er sei des Alleinseins müde und wolle das Brautpaar in den letzten Wochen vor der Hochzeit bei sich haben, und mit dem Brautpaar natürlich seine Frau. Auch Valeria, die über der Verlobung ihre alte Frische wiedergefunden hatte und vor Glück strahlte, wurde traurig, als Silvia zögerte, ihr in diesem entscheidenden Lebensabschnitt zur Seite zu stehn. So sah sich die Mutter Mitte August gezwungen, den Sohn auf wenigstens vier oder fünf Monate zu verlassen. Gefoltert von Gewissensbissen, daß sie nichts getan habe, um die Lage jener beiden Unglücklichen zu klären, hätte sie sich einreden mögen, über all diesen Verwicklungen walte ein höheres Geschick; doch es gelang ihr nicht.

³ abgesagt: altertümlicher begriff, vor allem wohl in österreich; hier im sinn von: *ausdrücklich, unbedingt*.

ABGRUND

Maximus hatte Valerias Brautglück gesegnet, ohne vorauszusehen, daß dies Familienereignis Silvia zu einer längeren Abwesenheit nötigen und ihn damit jeder Überwachung entledigen würde. Doch er wagte nicht, sich darüber zu freuen. Die Mutter war für ihn nicht nur die Vorsehung, die seine Hilflosigkeit in praktischen Dingen ausglich, oder die zärtliche Bereitschaft, die immer da war, wenn er Rat, Liebe, Wärme brauchte, sie war auch von allen Menschen diejenige, an der er – Monika ausgenommen – am meisten hing. Wenn die Einsamkeit, die ihn nun plötzlich umgab, ihm ein Gefühl der Befreiung verlieh, so geschah das ganz unwillkürlich und unbewußt. Es war eben so, daß er nach jeder Zusammenkunft mit Monika ein Bedürfnis nach Stille und Sammlung hatte, und da tat das Alleinsein im Haus unendlich wohl. Er ging im Geiste das letzte Gespräch durch, wiederholte sich alle lieben Worte, die Monika ihm gesagt hatte, genoß im voraus die morgige Begegnung, erwog die seltsame Fügung, die ihn und sie zur rechten Zeit in diese Welt gerufen, auf daß eins das andre fände, und wenn er die Umstände ihres Zusammentreffens bedachte, so schienen sie ihm an ein Wunder zu grenzen, als sei alles Geschehene vom Schicksal selbst gewollt – eine Überzeugung, die er um so lieber hegte, als sie auch die bequemste war, um sein Gewissen zu beruhigen.

Dieser unwillkommene Mahner war eines Abends, an dem er sich müde und bedrückt fühlte, plötzlich erwacht. Er sah sich in den Abgrund der Sinnlichkeit gerissen, erblickte vor sich am Ende eines dunklen Pfades zwischen Zypressenreihen schon das offene Grab; da sehnte er sich schmerzlich nach der verlorenen Reinheit und fühlte sich rettungslos verdammt. "O Monika, graut dir nicht vor mir? Denke, was mich erwartet ..."

"Hab ich dir so Böses getan? Ich bin die Schuldige. Willst du, daß wir von nun an enthaltsam sind? Wenn dich das beruhigt, ich bin bereit."

"Versuchen wir ..."

Sie waren verlegen, Fremdheit trat zwischen sie. "Aber müssen wir wirklich so fern voneinander sitzen?" fragte Maximus zuletzt. "Die Hauptsache ist doch, daß wir der Versuchung widerstehn." Er rückte näher. Nun hatte er wieder, nur eine Spanne vor

seinem Mund, Monikas Augen, ihren Hals, die zarte Wärme, den geheimen Duft ihres Leibes; und in der Septemberluft lag eine so auflösende Weichheit ... Die Seelen neigten sich einander zu, die Willen schmolzen dahin; sie waren nicht mehr getrennte Wesenheiten, sie waren nur noch eins.

"Maximus, wir dürfen doch nicht ..."

"Willst du mich nicht mehr?"

"Wenn du so redet, ist es aus. Siehst du nicht, was du aus mir machst?" Später schalt sie: "Und die guten Vorsätze?"

Maximus versuchte, das Gewissen einzuschläfern: "Wir wollen ja zur Tugend zurück, hilf mir, halte mich fern. – Von morgen ab fangen wir an."

"Aber dann quälen wir uns heute nicht mehr. Für heute vergiß alles und laß die Gewissensbisse. – Maximus, wenn du nachts im Bett liegst, denkst du mich, fühlst du mich nah wie jetzt? Fühlst du mich ganz?"

Vor solchen glühenden Flüsterworten fiel Misereres Wille in nichts zusammen. Eben weil er sich von einem unentrinnbaren Verhängnis getrieben fühlte, gönnte er sich Zeit in der Zuversicht, früher oder später – nur nicht gar zu früh – werde er ja doch zur Religion zurückkehren und auch Monika auf den rechten Weg leiten, so – doppelt verdienstvoll – mit der eignen auch die Seele der Geliebten rettend. Nun aber, da er doch einmal gefallen war, machte es wenig aus, ob die Buße nächste Woche oder nächsten Monat begann ...

Auch die stolze Befriedigung über eine erwiderte große Liebe steigerte die Lust. Alles schien plötzlich so leicht, jeder Weg offen, die Menschen freundlich, die guten Dinge des Lebens, bis zu Speise und Trank herab, genußreich wie noch nie. Er fühlte sich großmütig, allen zugetan, atmete, sog in vollen Zügen berauschende Luft des Daseins ein, vermochte sich gar nicht mehr vorzustellen, wie ein Mensch sich dem Düster des Klosters überantworten, aus dem Licht des Glaubens eine finstere Versessenheit machen konnte. Einst so ernst, schien er wieder Knabe geworden, hatte lachen gelernt, nicht nur in Gesellschaft, sondern auch mit Monika allein, kindlich, strahlend, wie er es nie gekonnt. Die Rechnungen über die abgelaufenen und noch zu erwartenden Tage führte er längst nicht mehr. Abends, nach einem ohne innere Beteiligung heruntergesprochenen Gebet, legte er sich nieder und freute sich dabei schon auf die Süße der aufsteigenden Erinnerungen, schlief ein mit dem Wunsch, von der Geliebten zu träumen, wachte dann aber meist zu seiner Beschämung nach einem schweren, traumlosen Schlaf auf, unwert solchen Schicksals und solcher Liebe. Er las gern, obgleich die Gedanken ihm leicht abglitten und das Auge nur äußerlich den Schriftzügen folgte. Doch wenn er unter seinen Dichtern auf einen Weiberhasser stieß, der alle Frauen als unbeständig und trügerisch verwarf, entrüstete er sich; fand er indes seine eignen Gefühle, verwandte Schicksale, Frauen gleich der seinen mit

gleicher Leidenschaft besungen, so fühlte er sich gekränkt. Glich seine Liebe denn der eines andern? Und war Monika so wie andre Frauen? Einmal fing er ein Wort Benediktas an Paulus auf: *"Sind wir nicht zwei in einem, du und ich?"* Monika und er sagten oft: *"Wir zwei sind eins."* Wanderten sie denn unbewußt einen schon zu allen Zeiten begangenen Weg?

Es stimmte ihn nieder, und Monika mußte ihn wieder aufrichten. Sah er sie, so war er zunächst ganz Spannung, bebende Erregung, Ungeduld. Dann aber, wenn die erste Begrüßung erfolgt, die Nachrichten und Pläne ausgetauscht waren und es nichts Sachliches mehr zu berichten gab, da stellte sich die Verzauberung ein. Die Erregtheit klang ab, die Nerven beruhigten sich, alles Äußere verlor seine Wirklichkeit; in ihnen selbst war aufgehoben, was nicht Liebe war, und die zwei Wesenheiten verschmolzen in einem Übermaß der Empfindung, einer unaussprechlichen Süße, worin die Liebkosung Duft war, der Kuß Gefühl, das Wort Ausfluß der Seele, jeder Sinn Bereicherung der andern Sinne und alles zusammen lebendiges Bewußtsein des Fleisch gewordenen Geistes. Endlich fielen die letzten Schlacken, die Gewichte, Hemmungen, Gestalten, Erinnerungen; jedes gab das eigne Selbst dahin, ergoß sein ganzes Wesen in der seligen Sehnsucht, sich aufzulösen, zu verlieren, unterzugehen in dem einen gemeinsamen Sein.

112

Manchmal wanderten sie zusammen auf einsamen Vorstadtwegen, meist aber trafen sie sich in Monikas Haus. Sie empfing ihn mit ihrer verliebten Anmut, ihrer seelenvollen Stimme, sah ihn an mit einem aus der Tiefe des Herzens aufsteigenden Blick. "Warum schaust du mir nicht ins Gesicht?" fragte sie. "Ich kann nie in deine Augen tauchen."

"Willst du sagen, daß du mich nicht kennst?"

"Ich kenne dich, aber du läßt mich nicht in dir lesen; ich gebe mich hin, du nicht. So sind die Männer: immer bereit zu nehmen, nie zu geben ..."

Wirklich stand Miserere, wenn sie ihn so ansah, wie unter einem Bann; selbst wenn er den Blick abwandte, fühlte er die Ausdrucksgewalt ihrer Augen, der sanft streichelnden Hand, der gelispelten Worte. Dann war er wehrlos, ein Ding in ihrer Macht, und kehrte er sich ihr endlich wieder zu, so war's, um die Augen zu schließen und sie zu küssen.

Sie schalt von neuem: "Dein Mund versteht zu küssen, nicht zu sprechen."

"Lehr mich's du, wie du mich das Küssen gelehrt hast."

"Warum soll ich's dir eingeben? Sagt das Herz dir nichts?"

"Das Herz ..." Maximus forschte in sich. "Die tieferen Gefühle lassen sich nicht in Worte fassen. Ich weiß nicht, wie du es empfindest, aber ich fühle die Liebe in mir wie einen Teil meines Ich, ein vom Leben Unzertrennliches, unaussprechlich wie das Leben

selbst; etwas, das von den Sinnen in die Seele und von der Seele in die Sinne überfließt. Wenn ich dich küsse, so ist's, als würde die Seele Leib, wenn du zu mir sprichst, wie eben, dann dringt deine Stimme durchs Ohr unmittelbar ins Herz. Sieh: jetzt zum Beispiel ..." – er griff nach ihrem Handgelenk, drückte seine Finger leicht auf die Pulsader – "wenn ich so durch die gleichmäßige Wärme unsrer Hände das Pochen deines Blutes fühle, ist mir's, als nähme ich an deinem Leben teil, als wären wir auch stofflich eins, aber das ist keine körperliche Empfindung, kein bloßes Haut- und Wärmegefühl; es reicht tiefer, ist ein Überströmen, eine Durchdringung. Es ist schwer zu sagen, wo die Sinne aufhören und die Seele beginnt. Wie soll ich das alles erklären?"

"Du erklärst es vortrefflich! Ich weiß wirklich nicht, warum du für gewöhnlich so verschlossen bist."

"Ja aber – ", Maximus lächelte augenzwinkernd, "wenn ich alles sagen wollte, was mir durch den Kopf geht, würdest du nicht entsetzt sein?"

"Ich bin nicht zimperlich; aber es gibt Dinge, über die man besser nicht spricht. Und dann habe ich nicht gern, daß du die Liebe vor allem ... so empfindest."

"Ich empfinde sie mit allem, was in mir ist, und mit einem so schrankenlosen Bedürfnis nach dir, daß ich, je nachdem ich dich mehr oder weniger habe, ein Elender bin oder der Herr der Welt. Fühlst du nicht wie ich?"

"Ich kann nicht zergliedern, und dann sehe ich nicht in mich hinein. Ich schaue lieber nach außen: ich sehe dich – und du wendest dich weg. Aber sag mir, fühlst du denn nie den Drang, etwas für mich zu tun?"

"Was meinst du damit – ?"

Monika lachte. "Da siehst du, wie die Männer sind! Wir armen Frauen, die nur immer schenken möchten!"

"Ich würde alles für dich tun."

"Ich weiß, doch ein Mann bringt Opfer aus Pflicht, eine Frau aus innerem Trieb."

"Wie du von *den Männern* sprichst, du! Hast du so viel Erfahrung?" Sie schüttelte den Kopf. "Übrigens," fuhr Maximus fort, "du beklagst dich über mein Schweigen, aber was weiß ich von dir? Nichts. Ich weiß nicht, wie du von mir denkst, nicht einmal, warum du mich liebst. Schön bin ich nicht, weltgewandt auch nicht, kein feiner Mann, kein Plauderer. Du liebst mich, weil ich verurteilt bin ..."

"Nicht im geringsten! An deine Verurteilung glaube ich nicht. Und dann, verurteilt oder nicht, ich würde dich trotzdem lieben."

"Außerdem bin ich ein Kind, ein leicht erregbares, unerfahrenes Kind; hilflos im Grunde, und das rührt dich."

"Aber nein, nein! Wärest du auch älter, ich liebte dich, wärest du glücklich, ich liebte dich, liebte dich, auch wenn du ganz anders wärest, als du bist!"

"Dann wäre ich nicht mehr ich."

"Sei nicht so spitzfindig. Auch wenn du ganz anders wärst, wärst du immer du."

Oft und oft wiederholte Monika: "Wir zwei sind eins", und das Bewußtsein dieses Einsseins durchdrang ihn tief. Er hatte entdeckt, daß ihre Namen mit dem gleichen Buchstaben begannen: *Monika, Maximus, Miserere*, und seitdem konnte er in keiner Inschrift mehr auf ein großes M stoßen, ohne das Zeichen seiner Liebe darin zu erblicken. Doch wenn sie sagte: "Ich bin dein", war er eigentlich noch beglückter. Er widersprach wohl, versicherte umgekehrt, er gehöre Monika, aber die schüttelte den Kopf. "Du weißt sehr gut, wie es ist. Du fühlst dich mir gegenüber als Besitzer, als Herr von etwas, das dir gehört; du hast angefangen mit der Vorstellung, ich sei begehrenswert, aber unerreichbar, schon in festen Händen, und das hat dich entflammt. Du begehrtest mich, wagtest nicht zu hoffen und das Verlangen wurde zur Besessenheit. Dann ist es geglückt und du bist Herr geworden. Du bist ein Gefühlsmensch und ein Gewaltmensch zugleich, genauso, wie du gleichzeitig Sinnenmensch und Mystiker bist. Ich bin sicher, auch damals, als du den Einsiedler spieltest, wär' dir da eine Frau über den Weg gelaufen – "

"Mir kann keine andere Frau gefallen."

"Reiner Zufall. Ich bin gekommen und habe dir gefallen; aber ich bin eine Frau wie tausend andere."

"Das ist nicht wahr!" Maximus war ehrlich überzeugt, es könne keine ähnliche Frau geben. Wo eine Schönheit finden, von der stärkerer Zauber ausstrahlt, wo einen Blick wie diesen? Das Auge an sich war nichts (hätte er seine Farbe schildern sollen, Maximus wäre in Verlegenheit gewesen); das Wunder lag im Ausdruck. Alle Augen sind des Ausdrucks fähig, aber Monika hatte daraus eine Kunst gemacht, die nur ein Verliebter für unbewußt halten konnte. Wenn sie lachten, wenn sie ernst oder zornig oder überredend schauten, im Vorübergehen streiften oder wie überlegend verweilten und sich dann langsam loslösten, wenn sie einer stummen Bitte Maximus' Gewährung zunickten mit einem so leichten Wimpernheben, daß es wie ein Hauch war, dann gehörten diese Augen mehr der Seele als dem Körper an. Hier war Maximus' Leidenschaft entsprungen. Die Schönheit des Mundes, die Verheißung der Lippen war ihm erst später aufgegangen und da hatte er sich drein verloren.

Er fand keinen Fehler an ihr. Alles bezauberte ihn, die Neigung des Kopfes, die Haltung, die Stimme, die Sprunghaftigkeit ihres leicht erregbaren und bei aller Großmut des Gefühls doch zurückhaltenden und undurchdringlichen Natur. Manchmal war Monika von einer so hinreißenden Fröhlichkeit, daß sie sich auch auf ihn übertrug und ihn selbst unter fremden Menschen zu kindlichem Übermut verführte. Auf einmal merkten sie es. "Nimm dich zusammen", flüsterte ihm Monika

zu. Sie nahmen sich zusammen, doch im nächsten Augenblick lachten sie wieder. Andere Male war sie schwermütig, und so viel er auch bat, er konnte den Grund nicht erfragen. Sie liebte ihn, sagte ihm zärtliche Worte, blieb aber verschlossen. Solch jähher Stimmungswechsel irritierte ihn. Er bestürmte sie mit Fragen, nannte sie wiederum *Abgrund* und sie war gekränkt über dieses Wort, das sie nicht hören wollte; zuletzt aber wurde sie wieder gut. Später einmal dachte Maximus lange über ihre Abneigung gegen diese Benennung nach und schloß, das Wort müsse in ihr einen wunden Punkt berühren. Gewiß hatte sie schon vor ihm Liebe erfahren; darüber gab er sich keiner Täuschung hin. Sonst aber tappte er im Dunkel, und mochte er sich noch so sehr beherrschen, manchmal konnte er sich doch nicht enthalten, ihr zu sagen: "Du erklärst immer, ich sei verschlossen; aber sag selbst, was weiß ich von dir?"

"Weißt du nicht, daß ich allein für dich lebe? In mir ist nichts als die Liebe zu dir."

"Ja, aber für mich ist die Liebe etwas Neues, für dich nicht ..."

"Eine Liebe ist immer neu, Wer liebt, ist immer neu. Die Vergangenheit hat keine Gegenwart."

Mit der Zeit jedoch erwachte in Maximus immer mehr eine brennende Lust, Monikas Empfindlichkeit mit Anspielungen auf Vergangenes und auf die Wandlungsfähigkeit ihres Gefühls aufzustacheln. Bis zu einem gewissen Punkt ließ sie sich den Scherz gefallen, und war sie gut aufgelegt, so gab sie sogar leichthin zu, daß eine Frau Schmeicheleien liebt, ja oft genug selbst hervorlockt, daß sie merkt, wenn sie gefällt und sich darüber freut, ihre Freude verrät und Geschmack an diesem Spiel findet. Aber Miserere bohrte immer weiter und schließlich wurde es ihr zuviel. – Ende Oktober war er ein paar Tage krank gewesen und hatte sie nicht sehen können; und gleich das erste Mal, das sie wieder beisammen waren, fing er von neuem an, sie zu quälen: "Nun, Abgrund ..."

"Sag nicht so."

"Nun, Verräterin, erzähl ein bißchen, was für einen Gebrauch hast du von dem Urlaub, den ich dir gegeben habe, gemacht? Welcher glückliche Sterbliche hat daraus Vorteil gezogen? – Du antwortest nicht?"

"Nein, ich will mich weder Abgrund noch Verräterin nennen hören."

"Aber ist es möglich, daß du diese ganze Zeit unbeschäftigt geblieben bist – ?"

"Möglich oder nicht, es ist so. Und weißt du warum? Weil ich eine Närrin bin."

Ein andres Mal, als von Gregor die Rede war, fragte er plötzlich: "Wie schmeckt Grgors Mund?" Sie zuckte die Achseln. "Und Claudius'?"

"Hör auf, Maximus, – du willst mich quälen, aber du tust dir noch mehr weh als mir. Bist du sicher, daß du im Scherz redest?"

Wirklich wurden diese ewigen Anspielungen für ihn selbst zur inneren Gefahr. Er empfand wohl, daß er unrecht tat, doch er konnte der Versuchung nicht widerstehen, das geliebte Wesen zu quälen, und merkte nicht, daß unter dem Anschein des Scherzes ein anderes Gefühl hervorbrach: der alte mißtrauische Groll, der seine ersten Begegnungen mit Monika vergiftet hatte und der nun in neuer Gestalt eine bittere Gereiztheit in die Lust am Provozieren mischte. Nach und nach schuf er sich selbst das Bild einer Monika, die sich nirgends packen und festhalten ließ, die sogar der List und Berechnung fähig war (er konnte nicht ohne Pein an jene erste Begegnung auf der Straße denken, als sie ihn gebeten hatte, zuhause nichts davon zu erwähnen), die sich vor Fremden – warum also nicht auch vor ihm? – nach Bedarf verstellen, aber auch in der Stille über heimlichen Gedanken brüten konnte. Was waren jene Schwermutsanfälle, in die sie von Zeit zu Zeit ohne sichtlichen Grund versank? Nachwehen einer erlebnisreichen Vergangenheit oder Kümmernisse aus unbekannter Gegenwart? Welch unbegreifliches Geschöpf sie doch war! Allein mit ihm, wenn sich die Plänkelei der Scherzworte erschöpft hatte, schien sie in ihrer hingebenden Zärtlichkeit wirklich nichts sein zu wollen als sein Besitz; unter Fremden hingegen konnte sie sich in jene wissende Anmut hüllen, die das Geheimnis ihrer Liebenswürdigkeit war, oder sich, zumal in männlicher Gesellschaft, einer aufgeregten Fröhlichkeit überlassen. In solchen Augenblicken zog sich Maximus verärgert in eine Ecke zurück, nicht ohne von dort hartnäckig ihren Blick zu suchen, der sich ihm ebenso hartnäckig entzog.

"Kaum bist du unter Menschen, die dich unterhalten," sagte er das nächste Mal, "so weißt du gar nicht, daß ich auf der Welt bin; du schaust mich nicht einmal an."

"Das tu ich doch absichtlich, aus Vorsicht. Glaubst du vielleicht, diese Menschen sind mir wichtig? Willst du, daß ich niemanden mehr sehe? Ich weiß nicht, was die Leute von mir denken werden, aber für mich selbst wär's nicht die geringste Entbehrung."

"Sag das nicht. Ich scherzte nur."

"Du bist gut gegen alle, nur nicht gegen mich ..." Sie sprach wahr. Seine Liebe war bald eine flackernde Flamme im Sturm, bald eine schwelende Glut; doch nie mehr war sie, was sie einst gewesen, jene schützende Wärme, nach der Monika sich sehnte, um in ungestörtem Vertrauen darin sie selbst zu sein.

Eines Tages, als sie über Land gingen – es war ein Spätnovembermorgen, frisch, aber noch nicht kalt, von beflügelnder Klarheit und Reinheit der Luft – bestürmte Maximus die Freundin mit Fragen. Er wollte wissen, wann sie angefangen habe, ihn zu lieben, wie, warum und wodurch sie sich ihrer Neigung bewußt geworden; er hörte nicht auf, ihr zuzusetzen. Monika gab mit ergebenem Lächeln Bescheid.

"Und sag doch ...", forschte Maximus weiter.

Sie antwortete unwillig, aber dann schloß sie: "Genügt's? Oder mußt du noch mehr wissen?"

"Nur das eine noch", bat er: "Hast du schon einmal mehr als jetzt geliebt?"

"Acht- oder zehnmal, nicht öfter."

"Im Ernst – ?"

"Gewisse Fragen kann ich nicht ernst nehmen. Du weißt, was du mir bist; meinst du, so liebt man mehr als einmal im Leben?"

"Dann hast du keinen geliebt wie mich? Aber du wirst doch vor mir jemanden gern gehabt haben. Kannst du mir schwören, du habest vor mir an keinen Mann gedacht?"

"Sind wir schon bei den Schwüren?"

"Siehst du, daß du nicht schwören kannst!"

"Und was beweist das? Eine Frau wird nicht so alt wie ich, ohne eine Neigung gefühlt zu haben. Das Herz ist nicht dazu geschaffen, unbeschäftigt zu sein. Eine Frau genügt sich selbst nicht und kann nicht ohne Zärtlichkeit leben. Es muß ihr warm ums Herz sein, verstehst du?"

"Hast du also deinen Mann geliebt?"

"Laß meinen Mann in Ruhe. Und dann ist er ja schon im zweiten Jahr unsrer Ehe gestorben."

"Und nach ihm, hast du da viele andere geliebt – ?"

"Aber nein, nein doch!"

"Also nur einen einzigen?"

"Auch das nicht."

"Aber du hast doch grade selbst zugegeben, daß dein Herz nie unbeschäftigt sein konnte!"

"Was für ein Quäler du bist! Das ist doch nur eine Redensart. Belanglose Dinge, die sich nicht festlegen lassen. Und nach denen man nicht fragt."

"Und Gregor, hast du je an ihn gedacht?"

"Keine Rede. Der ist nicht nach meinem Geschmack: klein, mit abfallenden Schultern – nichts für mich."

"Aber ich bin auch klein und hab auch abfallende Schuiltern! Dann bin ich wohl auch nicht nach deinem Geschmack?"

"Heut bist du wirklich ein unausstehlicher Pedant. Du klammerst dich an jedes Wort."

"Und Claudius, hast du an den gedacht?" Monika zuckte nur stumm die Achseln.

"Traust du dich nicht mehr zu sprechen?"

"Maximus," rief Monika, "quäle mich nicht, du hast kein Recht dazu. Sieh, wie schön der Tag ist – verdirb ihn uns nicht. Noch einmal: ich liebe dich allein, lebe erst seit dem Tag, da ich dich liebe, ich bin dein. Genügt dir das nicht? Komm her, schlimmer Junge. Niemand sieht uns. Gib mir einen Kuß."

Maximus gehorchte nicht.

Ich bin dein. Noch einmal hatte Monika die holden Worte wiederholt und zum Kuß ihre Zuflucht genommen, um einem gefährlichen Gespräch auszuweichen ...

"Ich bin dein" – was aber ist mein? Die Seele? Der Leib? Doch trägt der Leib nicht andre Liebesmale und die Seele nicht andre Erinnerungen und Wunden? *"Eine Liebe löscht alles aus"*, sagt sie; aber wenn sie einen anderen geliebt hat, wenn dieser andere noch lebt, womöglich am selben Ort, wie kann es sein, daß sie nicht an ihn denkt, nicht von ihm träumt und vielleicht im Traum noch sein ist? *Ist es möglich, daß die Worte und Gebärden der Liebe sich nicht wiederholen, daß nicht ich selbst unwillkürlich in ihr Erinnerungen oder gar Vergleiche heraufbeschwöre?*

Monikas Worte klangen ihm neu ans Ohr. *"Das Herz ist nicht geschaffen, unbeschäftigt zu sein. Einer Frau muß warm ums Herz sein."* Konnte sie deutlicher sprechen? Und dann: *"Für den, der liebt, ist Vergangenheit aufgehoben."* Also hatte eine Vergangenheit bestanden. *"Ich lebe seit dem Tag, da ich dich liebe"*: eine bequeme Weise, sich früherer, unbequemer Erinnerungen zu entledigen. *"Ich liebe dich allein, bin dein"* – doch nie sagte sie ausdrücklich, sie habe keinen andern geliebt. Aber es war nicht ihr Mann gewesen, der ihr warm ums Herz gemacht hatte; um diesen Mann kümmerte sich Maximus wenig, seine Eifersucht brauchte bestimmtere Bilder, um Nahrung zu finden. *Gregor? Claudius?* Wie ausweichend sie geantwortet hatte, als er ihre Namen nannte, und was für eine ungeschickte Erwiderung ihr Gregors Erwähnung entlockte!

Abgrund. Wieder stand das Wort in ihm auf, das Monika so mißfiel und sie verletzte, wie nur die Wahrheit verletzen kann. Maximus verstieg sich in der Einbildung schon zu den düstersten Schlüssen; mit einmal aber hielt er inne, bestürzt über sich selbst, von Reue erfaßt, daß er das geliebte Wesen in Gedanken so schlecht behandle. Gegen ihn hatte sie sich nie sittenlos betragen, hatte nur einem Gefühl des Mitleids gehorcht. Sie war vielleicht anfangs unvorsichtig mit ihren Blicken gewesen, das wohl; und gewiß war sie eine Frau, der es gefiel zu gefallen. Doch wenn er sie sich jetzt zurückrief, jene Blicke, die ihn bezwungen hatten, die er sich allein vorbehalten wähnte – hatte er sie in ihren Augen nicht auch aufleuchten gesehn, wenn sie anderen Männern galten? Flüchtige Blitze, aber etwas lag darin, etwas von ihr. So war er denn ein Tor gewesen? Oder war er es jetzt? Konnte sich nicht alles auf ein harmloses Spiel der Gefallsucht beschränken, wie es in einer Frau, die sich schön weiß, nur natürlich ist? Diese Frau konnte ihm nicht mehr geben, nicht ausschließlicher die Seine sein. Wie oft hatte sie vor ihm ihr stolzes Herz gedemütigt, ihn als Herrn über sich anerkannt! Seit sie sich der Liebe ergeben, hatte jeder Gedanke in ihr ihm gegolten, dem durch nichts Ausgezeichneten, dem unbedeutenden Jüngling, dem zum Tode Verurteilten; sie war bereit gewesen, sich ihm ehelich anzutruen, und hatte den Gedanken nur

fallen lassen, um ihn nicht zu binden. "Verheiratet oder nicht," hatte sie gesagt, "vergiß nicht, daß wir zwei eins sind." Und um ihrer Liebe willen hatte sie auch dem Urteil der Welt getrotzt. Gregor hatte sich vermählt, Claudius war verschwunden. Welches Recht hatte Maximus, sie auf die Folter zu spannen?

Am nächsten Morgen wußte er nicht, wie er ihre Verzeihung erflehen sollte. "Fühlst du dich nicht gut?" fragte er. "Hab ich dir wehgetan?"

"Sprechen wir nicht mehr davon."

"Gut, aber kannst du vergessen?"

"Ich will's versuchen. – Aber sei aufrichtig: hast du noch schlecht von mir gedacht?"

"Nein, ich versichere dir ..." Maximus war verdrießlich, lügen zu müssen. "Hör zu – ich sage dir nur das eine, und ich schwöre, daß du mir glauben kannst: ich bin es, der sich vorwirft, deine Liebe nicht zu verdienen." Er sprach diese Worte in so überzeugtem Ton, glücklich, nach jener Lüge eine Wahrheit vorbringen zu dürfen, daß Monika sich gerührt fühlte.

"Dummchen," sagte sie und streichelte seine Hand, "sag nicht, daß du meiner nicht wert bist. Ich habe kein andres Verdienst, als dich zu lieben. Du liebst mich wohl auch, Maximus, ich weiß es, aber ... du solltest mich besser lieben, verstehst du? Und nun reden wir wirklich nicht mehr davon."

Aber ein Schatten blieb doch zwischen ihnen zurück; weder Groll noch Mißtrauen: Schmerz. Eines Morgens war er nicht mehr imstande zu schweigen und halb im Scherz, halb in Verzweiflung warf er das erstbeste Wort hin: "Monika, du bist mir noch böse, ich spür's. Gib acht: wenn du nicht wieder gut wirst, geh ich ins Kloster."

"Du?" Sie lachte herzlich. "Kommt dir vor, du bist in bußfertiger Stimmung? Sieh einmal an!" Auch Maximus mußte lachen und das Eis war gebrochen. Monika scherzte weiter und war seitdem wieder die alte.

Nach diesem Zwischenspiel bemühte sich Maximus, weniger eifersüchtig und herrisch zu sein. Er versuchte, sie *besser* zu lieben, wie sie gesagt hatte, doch hin und wieder fiel er in den alten Fehler zurück. Die angesammelte Bitterkeit wuchs noch mit all den unterdrückten Vorwürfen; abends trug er sie in sein einsames Zimmer, redete und rechtete stundenlang mit ihr. Manchmal scheuchte sie ihn aus dem Schlaf; dann warf er sich aufs Lager, den Kopf in die Arme vergraben, und die Eifersucht nagte, nagte; die Nacht vergrößerte die quälenden Bilder riesenhaft, er sah Monika im Bann einer anderen Liebe, sah sie entweiht, und das Herz schwoll ihm bald vor ohnmächtiger Wut, bald zog es sich schmerzlich zusammen. –

Zum Glück hatte Monika gelernt, all das mit fast mütterlicher Liebe zu ertragen, und so sanfte Duldung entgiftete ihn schließlich. Sie machte ihm keine Vorwürfe mehr, sie sprach zu ihm wie zu einem Kranken, dem man ein Linderungsmittel einträufelt. Noch

nie hatte sie erfahren, was sie seit ein paar Monaten empfand: seit sie in diesem Knaben die verhaltene Glut einer unerschlossenen Seele gefunden hatte, die sich an ihre, nicht mehr junge, so fest klammerte wie noch keine zuvor. Unter dem Flammenhauch dieser Leidenschaft, nach der sie sich von Jugend an gesehnt, auf die sie nicht mehr zu hoffen gewagt, hatte sich Monika verjüngt und erneuert. Auf dem Grund ihres Innern, unter der Asche erstorbener Gluten, die einst verzehrend geschienen, lagen die Jugendträume begraben, die ersten Entzückungen, die ersten Offenbarungen der Sinne, Erfahrungen und Enttäuschungen. Dann und wann stiegen Erinnerungen auf, und dann quälte sie die Furcht, für Maximus' neue Seele nicht neu genug zu sein; aber sie löschte sich gleichsam selbst aus, um die Vergangenheit auslöschen zu können, und überließ sich dieser ihrer – wie sie wähnte – letzten Liebe in der Haltung einer Büsserin, die jede Regung des Stolzes in sich besiegt. Dem eifersüchtigen Verdacht ihres Knaben begegnete sie mit milder Zärtlichkeit in Stimme und Blick, die sich wie Balsam auf Maximus' Seele legte.

Im Winter wurden die Spaziergänge vor der Stadt seltener und die Zusammenkünfte in Monikas Haus um so häufiger. Eine große Ruhe umhegte ihre Liebe. Erst hatte der Sommer ihre Einsamkeit begünstigt, indem er Freunde und Verwandte aufs Land entführte und sie beide allein in Rom zurückließ, so versunken in ihre Leidenschaft, daß sie der Jahreszeit nicht achteten. Mit dem Herbst waren dann die andern allmählich zurückgekehrt: erst Paulus und Benedikta, dann Claudius und sonstige Bekannte. Claudius ließ sich kaum sehen und auch die andern schienen sich das Wort gegeben zu haben, Maximus und Monika in Ruhe zu lassen. Justina war in ihrem Landhaus erkrankt, gerade als sie nach Rom hatte zurückkommen wollen; so mußte sie die Heimkehr um ein paar Monate verschieben und hatte sich indessen in aller Stille taufen lassen. Sonst ereignete sich nichts Neues bis zum Januar, als Silvia ihre bevorstehende Ankunft ankündigte; nachdem nun Valeria und Gregor geheiratet und sich in Neapel niedergelassen hatten, konnte sie sich endlich wieder dem Sohn widmen.

Es war an der Zeit. In wenigen Wochen, am 2. März, war der Jahrestag der wunderbaren Heilung und begann für Maximus, nach Muzius' Voraussage, das letzte Lebensjahr. – Silvia traf in der zweiten Januarhälfte ein; es verlangte, sie außer Maximus noch einige Freunde zu sehen, denen sie besser als dem eignen Mann ihr Herz ausschütten konnte. Die sonst so beherrschte und seelenstarke Frau war in diesem Jahr ungewöhnlich trostbedürftig geworden; sie vermochte nicht mehr, die ewige Angst und Sorge in ihrem Innern zu verschließen. Paulus' Haus, in dem auch Sabina zu Gast weilte, wurde ihre Zuflucht. Von Monika war kaum die Rede; Sabina nannte sie nur, um das denkbar Beste über sie zu sagen, und selbst Silvia hatte mit der

Zeit gelernt, Maximus' Verhältnis zu ihr als belanglos zu betrachten im Vergleich zu dem Schicksal, das über seinem Haupte hing.

Der Winter ging zu Ende; schon lag der Frühling in der Luft, indes am Himmel die Sonne höher und höher stieg. Maximus gedachte der entsetzlichen Krankheitstage vor einem Jahr, der Todesfurcht, des Wunders der Heilung; so ungeheuer war der Gegensatz zwischen diesen Erinnerungen und seinem jetzigen Leben, daß er sich unwillkürlich fragte, ob er bei Sinnen sei. Würde der März des folgenden Jahres ihn noch an Monika gebunden und in der Todsünde finden? Oder würde er die Kraft haben, sie zu verlassen? Er bemühte sich, ihr seine Zerrissenheit zu verbergen, und sie vermied sorgfältig jede Frage. Es waren Tage der halben Worte und verlegenen Pausen; ängstliche Zurückhaltung wechselte mit hemmungslosem Sichgehenlassen, und immer war im Unterbewußtsein jener Fluch da, der ihre Liebe bitter machte wie den Tod.

Es war wie eine Erlösung, als die Wiederkehr des zweiten März endlich vorbei war und die Folge der Tage für Maximus nicht mehr mit schwarzen Erinnerungen zusammenfiel. Der wolkenhelle Himmel, die junge Erde mit ihrem frischen, bunten Lichter- und Schattenspiel erfüllte ihm Auge und Lunge mit Frühling. *Der Tod?* Unmöglich, an ihn zu denken. Im Grunde dachte er nicht einmal an Gott; zu mächtig war die sichtbare, ihr eigenes Wunder wirkende Natur, als daß die Vorstellung des Übersinnlichen Gewalt über ihn bekommen konnte. Miserere, Kind der Mutter Erde, lebte jetzt mit dreiundzwanzig Jahren die erste Jünglingszeit, die er damals dem Glauben geopfert hatte. Ein Hauch, ein Klang, der Ton einer weiblichen Stimme genügten, um ihn zu erschüttern. Es fiel ihm schwer, die Liebe in sich zu verschließen. Mitten in einer Gesellschaft wußte er manchmal, von einer tollen Lust am Wagnis gepackt, Monikas Nacken zu streicheln, heimlich nach ihrer Hand zu haschen oder sich über sie zu beugen, um ihr einen blitzschnellen Kuß auf die Schulter zu drücken. Allein mit ihm, warf sie ihm seine Unvorsichtigkeit vor; aber er lachte nur, faßte sie an den Schultern, schüttelte sie: "Sei lustig, sei heiter, lach auch du!" Und Monika zwang sich gehorsam zur Fröhlichkeit, aber nicht immer glückte ihr die muntere Laune. Wenn ihre oberflächlichere Natur sie zum Genuß der Stunde und ihrer Macht über Männer trieb, so lag doch im Grunde ihres Wesens ein Ernst, der sie leicht zur Schwermut stimmte. Dann sah sie sich in Jahresfrist allein, und des Versprechens eingedenk, das sie Silvia gegeben, den Freund vor der Zeit zu verlassen, fragte sie sich, wie sie's über sich vermögen sollte. Und manchmal, wenn sie ihn so lebenshungrig sah, fühlte sie den Kummer, weniger jung und frisch zu sein als er. Sie schalt sich selbst dafür, und doch mußte sie denken: *Wie jung er ist! Und welches Bedürfnis er hat zu genießen! Sollte er*

am Leben bleiben, in einem Jahr, längstens in zweien würde er mich verlassen um einer neuen Liebe willen.

In der ersten Märzwoche kam Justina vom Land zurück, geladen mit dem unwiderstehlichen Bedürfnis, rückständigen Klatsch nachzuholen und alles über alle zu erfahren. Eine Beziehung wie die zwischen Maximus und Monika bedeutete für sie geradezu Lebensinhalt. Im Vorjahr hatte sie die Anfänge belauscht und während der eignen langen Abwesenheit an alle Welt geschrieben, um sich über die Fortschritte jener Liebe auf dem laufenden zu halten. Nach Rom zurückgekehrt, verlangte sie begierig nach Einzelheiten, Eindrücken, Erörterungen. Für Monika hegte sie keinerlei Neigung: die einzigen Menschen, denen Justina nicht verzieh, waren solche, die sich ihrem Einfluß entzogen, nachdem sie sich ihm erst überlassen hatten; und Monika, die ihr eine Zeitlang ergeben gewesen, hatte sich dann abgekühlt, wohl infolge irgendwelcher Zuträgereien; schlimmer noch: sie hatte sich verschlossen, und das betrachtete Justina geradezu als Verrat.

Natürlich beeilte sie sich, gleich nach der Rückkehr die üblichen Vertrauten um sich zu versammeln, inbegriffen Maximus und Monika, um die beiden vor Augen zu haben. Sie war enttäuscht, als sie sie ganz unbefangen miteinander verkehren sah – gute Freunde, nicht mehr. Maximus, von Monika geschult, benahm sich mit einer Geschicklichkeit, die Justina verblüffte. Um sich Luft zu machen, zog sie Claudius an ihre Seite: "Hast du bemerkt, was für ein gerissener Weltmann dieser Maximus, vor einem Jahr noch die Unerfahrenheit selbst, geworden ist? Schau nur, wie überlegen er sich mit Monika beträgt!"

"Ich weiß nicht, worauf du hinaus willst", erwiderte Claudius mit gespielter Gleichgültigkeit. "Aber ich habe für mißglückte Mönche nichts übrig."

"Wohl, weil du für die Monikas zuviel übrig hast, nicht? Wenigstens früher einmal. Ich erinnere mich an die Zeit, als du um Monika herumstrichst wie ein Hündchen."

Claudius antwortete mit einem Achselzucken, das abweisend scheinen sollte, aber eher verärgert wirkte. In diesem Augenblick trat Sabina heran. "Das ist recht", sagte Justina eifrig. "Setz dich her und erzähl ein bißchen. Was hast du die ganze Zeit getrieben?" Sabina gab kurzen Bescheid. "Ach," meinte Justina unschuldig, "so hast du diese Monate Maximus gar nicht gesehn? Ich hatte mir immer eingebildet, denk dir, du würdest ihn heiraten ..."

"Ich?" rief Sabina, und ihr Gesicht verfinsterte sich.

"O Gott, hab ich etwas Unpassendes gesagt?"

"Laß Maximus aus dem Spiel", erwiderte Sabina mit einer Stimme, deren Zittern sie umsonst zu beherrschen suchte.

"Du hast recht. Armer Junge, er tut einem ja so leid. Nur gut, daß er wenigstens ein Mittel gefunden hat, sich abzulenken ..."

Sabina sprang mit flammenden Augen auf. "Das ist nicht wahr! Verleumdung! Und wenn es selbst wahr wäre, so darf Maximus verlangen, daß man ihn in Frieden läßt."

"Schön, schön, beruhige dich nur. Ich sage ja nichts weiter. Ich ahnte ja nicht, daß du so empfindlich bist." Heimlich schloß Justina: *Sie ist in Maximus verliebt und leidet schweigend.* Unterdessen setzte sie das Verhör im Freundeskreis fort. Silvia wurde eingehend über Valerias Heirat, über Gregors Familie, Haus, Vermögen ausgefragt. Claudius mußte die neuesten Nachrichten aus der römischen großen Welt zum besten geben. Zuletzt kam Benedikta dran: "Nun, und du, Benedikta, sag doch mal: arbeitet Paulus immernoch an seinem Buch?"

"Ich sage nichts – frag ihn selbst." Benedikta war nicht dazu gemacht, ein Geheimnis zu bewahren. Selbst wenn sie sich zusammennahm, verrieten Auge, Lächeln, Miene wider ihren Willen die Wahrheit. Sie kannte ihr geringes Talent zur Diplomatie und verschanzte sich darum lieber hinter Schweigen.

"Nun," sagte Justina, an Paulus gewandt, "rück mal mit der Sprache heraus, denn dein Versteckspiel grenzt schon an Hochmut. Sag mir nur das eine: schreibst du in Prosa oder in Versen?"

"Benedikta, antworte für mich."

"In Prosa."

"Gott sei Dank," rief Justina, "etwas beginnt man endlich zu erfahren. Also weiter, Benedikta: schreibt Paulus etwas Geschichtliches? Philosophisches? Moralisches?"

Benedikta besann sich einen Augenblick, dann hob sie unschuldig die Hände: "Ich weiß wirklich nicht."

"Wieso weißt du nicht?" rief Justina. "Das ist doch nicht möglich! Sprich du, Paulus."

"Wenn es Benedikta nicht weiß, wie soll ich es wissen? Ein Schriftsteller hat immer das schlechteste Urteil über das, was er schreibt."

"Dann verrate wenigstens, Paulus, ob du nach der Wirklichkeit arbeitest oder nach deiner Einbildung."

"Benedikta, was meinst du?"

Abermals mußte Benedikta nach einigem Nachdenken bekennen, daß sie nichts Genaueres wisse. Entmutigt wandte sich Justina an Monika: "Ich wette, du hast auch keine Ahnung, was dein Bruder treibt."

"Gewiß nicht, und ich frage ihn auch gar nicht."

"Das soll wohl ein zarter Vorwurf an mich sein, aber ich verzeihe ihn dir – du hast andres im Kopf. Sag lieber, was macht die Schar deiner Anbeter?"

"Warum nicht gleich das Heer? Ich versichere dir, ich lebe so zurückgezogen wie nur möglich."

"Alle zerstreut? Monika beschäftigungslos – zum erstenmal in ihrem Leben? Ich erkenne dich nicht mehr. Früher warst du immer in Beschäftigung: junge Leute, Besuche, Landpartien. Freilich pflegtest du auch damals manchmal zu verschwinden, aber dann tauchtest du wieder auf mit einer neuen Gemeinde von Freunden ..."

"Gemeinde?"

"Jawohl, Gemeinde – mit Priestern für die Göttin und ihren geheimen Opferkult. Ab und zu bemerkte man einen, der ein wenig angegriffener aussah ... Und jetzt ist alles zu Ende: die letzten Getreuen werden fahnenflüchtig, Gregor heiratet, Claudius läßt sich nicht blicken, die Jugend versagt – ?"

Monika begnügte sich mit einem Lächeln, das den zweideutigen Scherz von ihr abgleiten ließ, doch es entging ihr nicht, wie Maximus sich verfinsterte und welcher bohrenden Blick er ihr zuwarf.

"Und du, Maximus," fing Justina wieder an, "was treibst du Gutes?"

Paulus, um das Verhör abzuschneiden, erhob sich. "Liebe Freunde, es ist Zeit, nach Hause zu gehen. Vergessen wir nicht, daß Justina krank gewesen ist." – "Nein, bleibt noch, ein wenig noch", bat diese; doch die Gesellschaft brach auf.

Maximus und Monika gingen als letzte. Er schweigend, mit gesenktem Kopf, die Hände hinterm Rücken gekreuzt. "Hast du gehört," fragte er endlich tonlos, "was Justina gesagt hat?"

"Gewiß habe ich's gehört. Und du hast es gehört und leidest. Aber ich leide noch mehr – für dich zählt ein törichtes Geschwätz mehr als jedes Gefühl."

"Es war kein törichtes Geschwätz, es war ein Bild deiner Vergangenheit, das ich plötzlich vor mir gesehen habe. Sag mir die Wahrheit, Monika: hast du mich lieb? Im Ernst? Mich allein?" Monika schwieg mit verzerrtem Gesicht. "Du antwortest nicht?" Ihr Schweigen bedrückte ihn.

"Ich schäme mich, auf solche Fragen antworten zu sollen. Ich kann einfach nicht reden, es schnürt mir die Kehle zu."

"Um Himmels willen, Monika, überwinde dich, antworte – "

"Aber du weißt es, du weißt es ja, daß ich keinen lieb habe als dich, daß ich dein bin seit fast einem Jahr, Tag und Nacht; daß nur du für mich da bist, Tag und Nacht, nur du allein! – Aber es hilft nicht; nichts hilft bei dir. Du verdienst es nicht, und ich kann nicht mehr."



BODENPLASTIK VON ANATOL ERDMANN,
STEPHAN REICHMANN UND HANS J. SCHEIB (1984/5)
Brandenburg (Havel), an der Petrikapelle.

GOTT VERGISST NICHT

Am nächsten Morgen trat Maximus vor Monika mit Augen, die tiefer als sonst in aschfahlen Höhlen versunken schienen. Auch Monikas Antlitz war verschattet. Er setzte sich, ohne sie anzuschauen, während sie ihm fragend ins Gesicht blickte: "Immer noch dasselbe – ?" Er ließ traurig die Arme sinken. "Maximus," begann Monika wieder mit schmerzlicher Stimme, "ich ertrage dies Leben der Verdächtigung nicht. Ich will nicht wie eine Angeklagte vor dir stehn."

"Ist es meine Schuld? Muß ich nicht glauben, was Justina gesagt hat?"

Monika fuhr auf: "Aber was hat Justina gesagt? Glaubst du, daß ich dich lieb habe oder glaubst du es nicht?"

"Und die Vergangenheit?"

"Du hast nicht das Recht, mich wegen einer Vergangenheit zu quälen, die nur in deiner Einbildung lebt und dich in keinem Fall etwas angehe. Ich lasse mich nicht zu Rechtfertigungen herab. Ich habe dich geliebt seit dem ersten Augenblick, da ich dich kannte; konnte ich dich vorher lieben?"

"Aber ist es wahr oder nicht, daß du so viel Erlebnisse gehabt hast, daß dein Herz nie frei war? Du hast mir selbst gestanden, du könntest nicht leben ohne etwas, das dir das Herz warm macht."

"Das ist nur eine Redensart. Ich mag an jemanden gedacht, eine flüchtige Neigung empfunden haben ... Was sollte ich tun? Ich war allein. Es wird jemand da gewesen sein, der mich lieb hatte; der mir leid tat. Eine Frau merkt sofort, ob sie geliebt wird – kannst du verdammen, daß ihr das wohltut? Daß es ihr Vergnügen macht, selbst wenn sie das Gegenteil vorgibt, und daß sie gern ein wenig ihre Reize erprobt, falls sie welche hat?"

"Siehst du, daß du zugibst?!"

"Aber was gebe ich zu? Ich sage dir nur, daß eine Frau das Bedürfnis hat, sich leben zu fühlen, denn ein leeres Leben hat keinen Sinn. Das füllt so eine arme Frau irgendwie aus, und so beginnt sie an jemanden zu denken, ohne Arg, oder läßt sich das Gefühl eines Mannes gefallen, weil sie sich selbst nach Fühlen sehnt ..."

"Freilich, nur immer so weiter ..." – Maximus war aufgesprungen – "weiter und weiter, von Gefühl zu Gefühl, ohne Arg natürlich, bis man an einen jungen Toren gerät, einen Miserere – "

"Du bist schlecht!"

Maximus spürte, daß er nicht mehr Herr über sich war, doch getrieben von einem grausamen Drang, zu verwunden, vermochte er nicht aufzuhören: "– einen Miserere, und *Willkommen Miserere!* – der hat ja nur zwei Jahre zu leben, und nach ihm ist Platz für andere ..."

"Du bist schlecht!" wiederholte Monika mit gebrochener Stimme. "Und ich habe dich geliebt!"

Maximus schwieg; innerlich bebte er noch, doch der Zorn, nun da der Ausbruch erfolgt war, sank in sich zusammen. Scham über sich selbst überkam ihn.

"Du verdienst nichts und du begreifst nichts", fuhr Monika fort. "Geh nur, es hat mich noch niemand so behandelt. Geh!"

Maximus rührte sich nicht. Er wußte nicht, was tun, was glauben. Endlich stand er auf, tat ein paar Schritte, blieb auf der Schwelle stehn, mit blicklosem Auge vor sich hinstarrend. Er fühlte sich der Erde fremd, allein wie ein Aussätziger.

Ein so unerträglicher Zustand konnte nicht dauern. Endlich brach Maximus das Schweigen. "Sag mir eins", brachte er hervor, ohne sich umzuwenden.

"Was soll ich dir sagen, wenn du mir doch nicht glaubst?"

Er wandte sich, blickte sie an. Ihr Gesicht verriet nicht mehr die Zeichen des Kampfes. Ein stiller Schmerz ließ ihre Augen überfließen; die Tränen entstellten ihre Züge nicht, machten sie nur noch leidenschaftlicher. Nie hatte Maximus sie so gesehen. Mitleid, Zärtlichkeit überwältigten ihn. Er setzte sich abermals ihr gegenüber, versank von neuem in seine quälenden Gedanken. Doch die Bitterkeit, die ihm an der Kehle saß, hatte sich gelöst.

"Nun?" sagte Monika. "Wolltest du mich nicht etwas fragen?"

Er strich sich mit der Hand übers Haar. "Ich weiß nicht mehr."

"Besser so. Sicher war's etwas Häßliches. – Es war töricht von mir: ich hätte deinem Argwohn nie Nahrung geben dürfen, indem ich auf deine Fragen antwortete. Lieber zusehn, wie du dich verzehrst. Und wenn du littest, wär's dir recht geschehn. Zuletzt hätt' es dich geheilt."

Maximus senkte den Kopf, und erst nach längerem Schweigen sagte er zerknirscht: "Und jetzt hast du mich nicht mehr lieb? Vorbei?"

Sie schüttelte den Kopf: "Du denkst an dich und nicht daran, wie weh du mir getan hast. Freilich, du bist ein Mann. Alle seid ihr so."

Maximus war nahe daran, wieder auszurufen: *Kennst du denn die Männer so gut?* Doch er widerstand der Versuchung, da er sah, wie Monika litt. Außerdem – begann er sich

zu fragen – gesetzt, sie wäre wirklich schuldig, würde sie sich's so zu Herzen genommen haben? Hätte sie dann nicht ganz anders gesprochen? "Monika," sagte er beschämt, "vielleicht hab ich unrecht gehabt, doch bedenke, mein Unglück ist, daß ich die Welt zu wenig kenne und dich zu sehr liebe. Ich will versuchen, mich zu bessern. – Aber kannst du mir verzeihen, kannst du mich noch lieben?"

Sie machte eine Gebärde der Hilflosigkeit. "Leider! Ich bin eine Närrin: ich lasse mich rühren und das Ende wird sein, daß ich dir nochmal und nochmal verzeihe, nur weil ich nicht anders kann."

"Du bist mir also noch gut?" Monika wandte ihm zur Antwort nur ein müdes, noch tränennasses Lächeln zu. "Sag es mir noch einmal, daß du mich nicht verabscheust." Er kauerte sich zu ihren Füßen, lehnte den Kopf gegen ihr Knie und blickte unschuldig-beschwörend zu ihr empor. "Ich gehe nicht fort, wenn du es mir nicht sagst, Monika – sag es mir, sag ..."

Immer der gleiche kindische Junge. Sie strich ihm leicht übers Haar und beugte sich über seine Stirn, als sie plötzlich Schritte hörte. "Steh auf – es kommt jemand."

Ein Sklave trat ein. "Ein Mann wünscht dich zu sprechen, Herrin."

"Was für ein Mann?"

"Ich weiß nicht. Er sieht eher derb aus, schlecht gekleidet ist er auch. Er will durchaus zu dir herein."

"Sag ihm, ich habe Besuch."

"Maximus will er auch sprechen."

"Weiß er denn, daß Maximus hier ist?"

"Offenbar."

"Sag ihm – "

Eine kurze, gedrungene Gestalt zeigte sich auf der Schwelle. "Welche Umstände!" rief er barsch.

"Muzius! Du hier?" Maximus war aufgesprungen und starrte ihn voller Schrecken an.

"Du verschwinde", befahl Monika dem Sklaven. Dann erhob sie sich und sagte: "Ich lasse euch allein."

"Nein, bleib. Du mußt auch hören, was ich zu sagen habe."

"Was hast du zu sagen?"

Breit dasitzend, die Fäuste auf den gespreizten Knien, blickte Muzius den vor ihm stehenden Maximus fest an: "Erinnerst du dich an Grazian, den jungen Mönch? Du weißt, daß er vor einem Jahr sterbenskrank war und mich rufen ließ?"

"Und du erwirktest ihm – "

"Ein Jahr Leben. Das Jahr ist gestern abgelaufen."

"Und Grazian ist gestorben?"

"Ja. Gestern."

Maximus wollte erwidern. Die Zunge gehorchte ihm nicht. Hilfesuchend wandte er sich Monika zu. An die Wand gelehnt, stand sie da wie versteinert, mit irrem Blick, die Lippen halbgeöffnet. Maximus kehrte sich wieder zu Muzius.

"Wie ist er gestorben?" brachte er endlich hervor.

"Als ein Heiliger."

"An welcher Krankheit?"

"Fürchtest du schon, die Anzeichen bei dir zu entdecken? – An einem Lungenleiden."

"War er lange krank?"

"Einen Monat. Er ist still hinübergegangen."

"Genau nach einem Jahr?"

"Gestern jährte sich der Tag, ich sagte es ja schon. Du willst wohl sicher gehen, daß deine Stunde nicht nahe ist, nachdem dir der Herr zwei Jahre gegeben hat? – Er hat dir zuviel zugestanden. Hätte sie dir nicht schenken sollen." Er unterbrach sich ärgerlich.

"Das siehst du, was du mich sagen läßt – !"

Wieder wandte sich Maximus Monika zu: "Hast du gehört?" Monika nickte nur. Unfähig zu sprechen, konnte sie die Blicke – voll verzweifelter Zärtlichkeit – nicht von Maximus losreißen. Muzius war aufgestanden, durchmaß das Zimmer mit seinem schweren Schritt, den Sturm seiner Gedanken bekämpfend. Auf dem Weg hierher hatte er sich mit einem besonderen Geduldsvorrat versehen und sich vorgenommen, dem Jungen einen ersten Ausbruch des Entsetzens hingehn zu lassen, um ihn dann allmählich zur Vernunft zurückzuführen. Aber die eigene ungestüme Gemütsart war wieder einmal stärker gewesen als alle guten Vorsätze; wie oft hatte er schon umsonst versucht, sie zu unterdrücken! – Zuletzt pflanzte er sich vor Miserere auf und fragte: "Glaubst du jetzt an dein Schicksal? Du nimmst hoffentlich nicht an, ich sei gekommen, um mich mit meinem Sieg zu brüsten. Ich bin gekommen, damit du weißt, was dich erwartet." Er wandte sich Monika zu, blickte ihr mitleidslos gerade ins Gesicht, und den Arm gegen sie ausstreckend, wies er mit ausgestrecktem Finger auf sie: "Und auch du sollst es wissen", erklärte er, "du – du –"

"Muzius," bat Maximus, "verschone sie. Ich bin der Schuldige. Monika hat nur Mitleid mit mir gehabt."

Muzius durchmaß wieder den Raum, murrte: "Das kennt man, dieses Mitleid!" Ein dumpfes Grollen kam in seine Stimme. "Ich nenne es Trieb. Es ist bequem, sich dem Trieb zu überlassen mit dem Freibrief des Mitleids, aber Gott der Herr schert sich wenig um solches Mitleid. Dieses Mitleid wird euch zur Hölle führen. – Besinn dich doch, Unseliger! Worauf wartest du? Du hältst dich vorerst für gesichert, weil du mehr als elf Monate vor dir hast, aber glaubst du vielleicht, die göttliche Vorsehung habe dir den Aufschub gewährt, damit du dich zwei Jahre lang den Liebesfreuden hingibst?"

Fürchtest du nicht, der Herr könne seinen Ratschluß umstoßen, wenn er sieht, einen wie sündigen Gebrauch du von seiner Gnade machst?"

Maximus, wie vom Donner gerührt, schien nicht zu hören, ja nicht einmal zu denken. Leeren Blicks starrte er vor sich hin, plötzlich aber faßte er sich und murmelte: "Nein, das geht nicht an! So unvermittelt, beinah hinterrücks ... Das geht nicht!"

Muzius brach los: "Was sagst du? Hinterrücks? Ja, wußtest du etwa nicht, was Grazian erwartet? Hatte dir's deine Mutter nicht gesagt? Du in deiner Raserei hast es vergessen, aber Gott vergißt nicht."

"So? Nun, dann höre auch, was ich dazu sage!" – Monika sah es in Maximus' Augen wild aufblitzen. – "Ich sage dir, ein großer und barmherziger Gott sollte imstande sein zu vergessen und seine Größe lieber im Vergeben als in einer mitleidslosen Rechthaberei bewähren! Und dann sag ich dir noch, einen Unschuldigen dem Zauber des Lebens auszuliefern und ihn dann plötzlich mit einem jähen Ruck herausreißen, das ist –"

"Ja, merkst du denn nicht, du irrwitziger Selbstling, daß du redest, als ob jetzt das Schicksal dich ereilt hätte, während doch der Tote Grazian ist? Du selbst hast doch nur zu danken für den Mahnruf, der dich beizeiten erreicht, auf daß du dich bereitest."

"Mich ein ganzes Jahr auf den Tod bereiten! Jetzt, da ... – heißt das nicht, der Natur Gewalt anzutun?"

"*Natur* nennst du das schändliche Leben, das du die Zeit über führtest – doch das andre Leben, das wahre, ewige, zählt das für dich nicht?"

"Ja, aber wenn unser wahres Selbst in jenem anderen Leben ruht, dann frage ich dich, warum läßt uns Gott mit diesem anfangen und nicht gleich mit dem andern, warum läßt er's uns lieben, dieses Leben, warum macht er's so schön? – Und ich Tor, ich Narr war nicht auf der Hut, dachte nicht, daß Einer sei, der im Hinterhalt lauere ... Alle sind sie Toren, alle Narren! Sie schauen sich um, genießen, vertrauen und denken nicht, daß da oben Einer wacht, die Fäden knüpft, die Lose verteilt, und eines schönen Tages, wenn er den Schlag vorbereitet hat, deckt er plötzlich sein Spiel auf, stolz auf die glänzende Wirkung, und die Sterblichen zahlen die Zeche!"

Muzius, erstickt vor Zorn, suchte nach Worten, um seiner Entrüstung Luft zu machen, doch Monika kam ihm zuvor: "Miserere," flehte sie, "lästere nicht; nimm dich zusammen." Muzius sah sie an, verblüfft über ihr unerwartetes Dazwischentreten. Doch Miserere beherrschte sich nicht mehr.

"Du hast leicht reden: *Nimm dich zusammen*. In einem Jahr werde ich tot sein, Monika! Dieser Mensch, der jetzt zu dir spricht, dein Maximus, in einem Jahr wird er ein grausiger Leichnam sein. Du wirst leben und ich werde nicht mehr sein. Du wirst aufstehn am Morgen, spazieren gehen, dir die Augen mit Licht und die Lungen mit der gesegneten Luft des Lebens füllen, wirst träumen, lachen, lieben, und ich, ohne Atem,

mit schwarzem Mund und hohlen Augen, eingesargt in meinem Grab, werde unter der Erde faulen. Fühlst du, was das heißt? Es ist, als ob für mich die Verwesung mit diesem Augenblick begänne. Monika, ich weiß nicht, was dies alles für dich bedeutet, aber du solltest verstehen, was es für mich besagt!"

"Beruhige dich – !"

"Ich weiß es, ich fühle es: jetzt, da's mit mir zu Ende geht, werden alle mich verlassen, niemand wird mehr etwas wissen wollen von dem Mann, den der Tod gezeichnet hat. *Rette sich, wer kann*; ich werde allein hier bleiben ..."

"Auch diese Unglückliche klagst du an?" rief Muzius.

"Laß es hingehen", sagte Monika. "Er ist zu unselig."

"Allein werde ich bleiben mit meinem Geschick," fuhr Miserere fort, "mit Gott, der sich auf den verheißenen Tag bereitet, der vielleicht schon der Zeit befiehlt, ihn zu beschleunigen, weil er nicht abwarten kann, daß die Stunde schlägt, um einen neuen glanzvollen Beweis seiner Allmacht zu geben –"

"Lästere nicht", brach der Heilige los. "Wenn du noch eine solche Schändlichkeit äußerst, überlasse ich dich deiner Verdammnis und du siehst mich nicht mehr."

"Um Gottes willen, Muzius, verlaß ihn nicht!" beschwor Monika. "Achte nicht auf seine Worte, er weiß nicht, was er redet."

"Nun gut, ich werd ihn nicht verlassen. Auch wenn er mich zurückweist, verlassen werde ich ihn nicht. Und wenn ich ihm die Lästerungen mit der Faust in die Kehle zurückstoßen müßte, verlassen werd ich ihn nicht. – Tor, der du bist, du mußt die Wahrheit begreifen. Mußt begreifen, daß du ohne die Gnade Gottes längst tot wärst. Seiner Gnade verdankst du diese Zeit, die du glücklich nennst; Seiner Gnade, daß du noch da bist, lebst, atmest; Seiner Gnade sogar, daß du in diesem Augenblick zu lästern vermagst, o Tauber und Blinder! Doch der Tag wird kommen, an dem du zu Ihm zurückkehrst, und dann wird dieser Aufschub auch für dich einen Sinn haben, und alles wird in neuem Licht erscheinen."

Maximus hatte sich auf einen Stuhl sinken lassen und schwieg, den Kopf in die Hände vergraben. "Mag sein", sagte er endlich. "Ich habe gelästert, Gott verzeihe mir." Die Erbitterung, durch den Ausbruch beschwichtigt, wich einer willenlosen Unterwerfung. Monika näherte sich, legte ihm eine Hand auf die Schulter, streichelte ihn sanft. Der Heilige wußte nicht, wie er sich dazu verhalten sollte.

"Muzius," sagte Maximus in einem neuen Ton, und in dem Blick, den er zu ihm aufhob, glänzte statt des finstern Feuers von zuvor ein mildes Hoffnungslicht, "glaubst du, wird Gott mir verzeihn?"

"Gewiß wird Er es, wenn du dich Ihm ergibst."

"Ich ergebe mich Ihm ganz: Ihm und dir. Ich bin in deiner Hand. Gebiete über mich."

"Ja, Muzius, gebiete du", bekräftigte Monika. "Wir müssen dir danken und gehorchen. Sobald die erste Bestürzung überwunden ist, wird Maximus zu Gott zurückkehren, ganz ausschließlich zu Gott. Ich verspreche es dir. Du kannst dich auf mich verlassen." Maximus preßte die Lippen und senkte seufzend den Kopf. Sie fuhr fort: "Und nun, Miserere, ist deine erste Pflicht, deine Mutter zu verständigen. Da aber weder du noch ich den Mut dazu haben, bitte Muzius, daß er es tut."

"Was hab ich mit seiner Mutter zu schaffen?"

"Hab Mitleid mit der Ärmsten", drang Monika. "Erbarmt sie dich nicht?"

"Gewiß erbarmt sie mich. Ich habe sie einmal gesehen, vielleicht habe ich sie sogar ein wenig hart behandelt ... Gewiß wird sie jetzt den Kopf verlieren."

"Du allein, Muzius, kannst ihr Kraft geben."

"Und du," sagte der Heilige, zu Maximus gewandt, "kommst nicht mit? Ist es nicht besser, wir gehen zusammen?"

"Um Himmels willen, verlang das nicht von mir!"

"Das heißt also, du willst hier bei Monika bleiben – ?"

"Muzius," antwortete sie mit fester Stimme, "ich habe dir gesagt, du kannst dich auf mich verlassen."

"Du erreichst immer, was du willst", schloß der Heilige und blickte Maximus drohend an. "Aber falls du einen Rat annimmst: ändere dein Leben. Und falls du noch einen annimmst: verliere nicht einen Tag, nicht eine Stunde. Wenn nicht, tu, was du willst – um so schlimmer für dich. Doch nein, nicht so: *du darfst nicht verdammt werden*. Komm zu mir und wir reden über alles. Heute noch, spätestens morgen. Sagen wir morgen; aber für heute sei stark, hörst du? Morgen erwarte ich dich."

Sobald Muzius gegangen war, warf sich Maximus in einen Stuhl und barg das Gesicht in den Händen. Ihm war, als läge vor ihm ein Trümmerhaufen: sein eigenes zerschlagenes Leben. Monika strich ihm lind über den Arm, und selbst in seinem Elend empfand er die weiche Wärme ihrer treuen Hand.

"Monika," sagte er endlich, "ich habe ungut zu dir gesprochen. Ich war nicht bei mir. Vergib." Sie fuhr fort, ihn zu streicheln, wortlos. "Was ist zu tun, Monika? Sag du."

"Für jetzt an nichts denken. Du hast Zeit bis morgen." Sie sprach wie zu einem Kranken.

"An nichts denken! Glaubst du vielleicht, ich denke? Ich bin wie betäubt. Und du?" fügte er plötzlich hinzu und hob den Kopf: "Was wird aus dir werden?"

"Sorg dich nicht um mich; – ich weiß noch nichts."

"Du hast Muzius versprochen, mich auf den rechten Weg zurückzuführen. Hast du denn keine Hoffnung mehr?"

"Ich liebe dich zu sehr, um nicht zu hoffen, Miserere, doch ich will dich nicht binden. Das ist meine Pflicht. Es ist furchtbar, aber ich muß dich freigeben, will ich nicht schlecht an dir handeln. Siehst du's ein?" – Maximus seufzte. – "Siehst du's ein?" wiederholte sie. "Ich für meinen Teil habe ja keinen Willen. Ich bin ein Stück von dir, nur für dich da, zu allem bereit. Verstehst du nicht, daß, wenn du nur wolltest – " Sie hielt inne, erschrocken über die eignen Worte.

"Wenn ich was wollte", fragte Maximus. Monika schwieg. "Sprich weiter," bat er, "was wolltest du sagen?"

"Miserere, um Himmels willen, ich suche vernünftig zu sein, mein Versprechen zu halten, – zwinge mich nicht – "

"Wenn es etwas Liebes war, warum es nicht sagen?" Sie schwieg mit nassen Augen. "Rede", forderte er mit jenem kindlichen Ungestüm, dem sie nie zu widerstehen vermochte. Er hatte ihr Gesicht mit beiden Händen umschlossen, bohrte seinen Blick in den ihren. "Rede, – quäl mich nicht mit deinem Schweigen."

Sie brach in Tränen aus, preßte ihn an sich, lehnte die Stirn gegen seine Schulter und sprach so, mit gebrochener Stimme, darin Murmeln, Weinen, Seele eins waren: "Miserere, ich lasse dich nicht, ich kann dich nicht lassen. Ich hab es Muzius gelobt, ich weiß, ich hab es auch deiner Mutter versprochen ... Ich hatte mir fest vorgenommen, dich freizugeben im richtigen Augenblick, verstehst du? Zu deinem Heil, denn ich bin ja deine Sünde, ich habe dich ans Leben gebunden, hab es dich lieben gelehrt und damit deine Verurteilung nur härter gemacht, aber jetzt weiß ich nicht, was ich tun soll, denn wenn ich dich nicht lasse, so verlierst du dich, und wenn ich dich lasse, verlier ich dich, und ich kann dich nicht lassen, ich bin dein, du bist mein, ich hab sonst nichts auf der Welt, wir zwei sind eins und was wird aus mir, wenn du von mir gehst?" Jetzt war es Miserere, der ihr die Haare streichelte und sie hätte trösten mögen; aber er fand keine Worte; nur stumme Tränen. So verharrten sie lange eng aneinander geschmiegt, im schmerzlichen Gefühl ihres Unglücks. Monika war die erste, sich zu fassen; sie hob den Kpf und suchte, doch umsonst, ihre Augen zu trocknen, die sich gleich wieder mit Tränen füllten. "Verzeih", sagte sie. "Statt dir zu helfen, denk ich an mich. Aber fühlst du nun, was meine Liebe ist? Zweifelst du nicht mehr? – Und zu denken, daß wir uns noch vor einer Stunde gegenseitig quälten!"

"Ich war's, der dich quälte, und du mußt verzeihen. Vergiß es!"

"Wie sollte ich nicht? Was ist alles andre im Vergleich zu diesem?" Abermals stieg ihr das Weinen in die Kehle, doch sie zwang es hinab. Sie erhob sich, neigte sich über Maximus. "Höre," sagte sie, "zu dieser Stunde weiß deine Mutter alles. Du hast die Pflicht, zu ihr zu gehen. Tu es gleich. Wüßte sie dich hier, jetzt noch, sie würde mir fluchen, und mit Recht."

Gehorsam stand Muzius auf. "Seh ich dich heute nicht mehr – ?"

"Gewiß siehst du mich. Du denkst doch nicht, ich könnte dich so verlassen? Komm nach dem Abendessen. Ich erwarte dich." – Maximus nahm sie in die Arme, küßte und küßte ihren Hals, vermochte sich nicht loszureißen. "Geh, geh," flüsterte Monika, "ich beschwöre dich, Muzius, geh zu deiner Mutter."

Er faßte sich. "Du hast recht", sagte er. "Ich komme später wieder. Warte auf mich."

Muzius hatte nur widerwillig den Auftrag übernommen, Silvia die Nachricht zu bringen; noch unbehaglicher wurde ihm, als er in ihrer Wohnnugn erfuhr, sie sei bei Paulus und er müsse sie also unter fremden Menschen aufsuchen. Er fand sie im Gespräch mit Paulus, Benedikta und Sabina. Die Verwirrung, die sein Erscheinen hervorrief, bestätigte ihm, wieviel schwieriger es sein würde, mit Silvia zu sprechen statt mit ihrem Sohn.

"Muzius," rief sie und sprang entsetzt auf, "was ist geschehen?"

"Ich muß dir etwas von Maximus sagen."

"Von Maximus? War er bei dir?"

"Ich habe ihn bei Monika getroffen."

"Muzius," mischte sich Paulus ein, "wenn meine und Sabinas Gegenwart dich stört – Monika ist unsre Schwester – so gehen wir. Wenn nicht, sprich nur frei. Wir sind uns über alles klar und jede Verstellung wäre überflüssig."

"So rede doch," rief Silvia, "was ist Maximus geschehen?"

"Ihm nichts", begann Muzius. "Nur ist da etwas Neues, das ihn vielleicht mit betrifft ... Verstehst du? Du darfst nicht erschrecken, denn Gott ist allmächtig und barmherzig. Ich wollte sagen ... Ach was, Silvia, du mußt Nachsicht haben, aber ich bin nicht für lange Umwege geschaffen. – Du kennst den Fall Grazian, der dem Maximus' ja ähnlich ist. Nur hatte Grazian bloß ein Jahr Frist und dies Jahr ist gestern abgelaufen."

"Und Grazian – ?" schrie Silvia.

"Ist gestern gestorben."

"Nein!" Silvia vergrub den Kopf in die Hände. "Ich wußte es, kannte die ganze Geschichte; du selbst hast sie mir erzählt, Muzius. Und doch dachte ich nicht mehr daran! – Der ist gewiß heiligmäßig gestorben, in sein Schicksal ergeben."

"Ergeben und glücklich, sich mit Gott zu vereinen."

"Während Maximus ... O mein armer Sohn!" Schluchzend sank sie auf einen Stuhl. Die andern schwiegen. Erst nach einiger Zeit hielt es Paulus für angemessen, die Stille zu brechen. "Und Maximus," fragte er, "wie hat er die Nachricht aufgenommen? In welcher Verfassung ist er?"

"Es hat ihn natürlich erschüttert, aber ich habe versucht, ihn zur Besinnung zu bringen. Er hat ja noch fast zwölf Monate vor sich, vorausgesetzt, daß der Herr nicht vor der Zeit müde wird – "

"Das nicht!" rief Silvia und hob entschlossen das tränenfeuchte Gesicht. "Das kann Gott nicht tun!"

"Was soll das heißen? Meinst du, du hast einen Vertrag mit dem Ewigen? Gott braucht keine Erlaubnis, um zu nehmen, wie er keine braucht, um zu geben. Welches Recht hat Maximus auf das Leben? Hat er vielleicht gebeten, zur Welt zu kommen?"

"Ich habe gebeten; ich habe zum Herrn gefleht, daß er mir einen Sohn schenke, und der Herr hat mich erhört."

"Was beweist das?"

"Hilf, Muzius", flehte Silvia. "Nimm mir diese Angst von der Seele, daß Maximus noch vor der Zeit sterben könnte! Rate uns und bete für uns, du, der im Himmel erhört wird."

"Gewiß werde ich beten, aber indessen muß man handeln."

"Handeln? Wie?"

"Du törichte Mutter," sagte der Heilige, "dir ist doch nicht fremd, welch ein Leben Maximus führt! Jetzt, da er weiß, was ihm bevorsteht, muß er zunächst gewisse Bande lösen. Darum habe ich ihm gesagt, er soll morgen zu mir kommen. Wir werden miteinander über alles reden und beschließen."

"Und wie hat die Ärmste es aufgenommen?" fragte Benedikta. Kaum war die Frage heraus, fürchtete sie ein Donnerwort von Muzius wegen jener Bezeichnung; doch Muzius ging darüber hinweg. "Ich kenne die Frauen nur wenig. Mir schien, sie war ganz verständig. Mit mir, das muß ich zugeben, hat sie wirklich vernünftig gesprochen. – Was soll ich euch sagen? Die Menschen sind schon sonderbar."

"Ich gehe zu Maximus", sagte Silvia, sich entschlossen erhebend.

"Soll ich dich begleiten?" schlug Benedikta vor.

"Nein. Ich möchte allein sein."

Auch Muzius wollte aufbrechen, doch Paulus hielt ihn zurück. "Gönne uns noch einen Augenblick. Silvia und Maximus gehören zu uns, wir sind ihre einzigen Freunde in Rom, und Monika ist meine Schwester. Wir sind also mitbeteiligt an der Geschichte dieses armen Jungen und möchten ihm helfen, wie wir können. Du bist ein Heiliger – "

"Ein Heiliger? Ich?" Nachdem Silvia gegangen war, fand Muzius sich selbst wieder. Paulus und Benedikta sahen aus wie Leute, mit denen sich offen reden läßt, und auch Sabina hatte ein seelenvolles Gesicht, worin der Schmerz seine Spur gegraben hatte. "Ich ein Heiliger?" Muzius durchmaß zwei- oder dreimal das Zimmer. Dann blieb er mit gekreuzten Armen stehn. "Weißt du, was das heißt: *heilig sein*?"

"Schwer zu sagen", antwortete Paulus. "Wie mich dünkt, ist Heiligkeit genau genommen eine Eigenschaft nach dem Tod. Ein Lebender ist nie heilig; ein Toter kann ein Heiliger gewesen sein."

Muzius sah ihn an. "Du", sagte er nach einem Augenblick der Überlegung, "bist sicher klug, aber du weißt es zu gut und gefällst dir darin. Vielleicht aber hast du recht."

"Du zum Beispiel", fuhr Paulus fort "bist kein Heiliger, da du zu unserm Glück lebendig bist, doch mit der Zeit ..."

"Sprich nicht von mir. Ich bin ein elender Schwächling, dem Zorn unterworfen, den weltlichen Neigungen."

"Den Zorn glaube ich dir, die weltlichen Neigungen betreffend hab ich meine Zweifel."

"Sind denn irdische Gefühle nicht weltliche Neigungen? Ich entrüste mich, ereifere mich, lasse mich rühren, weil ich zuviel Anteil an den Menschen nehme, und oft geb ich mich mit rein zeitlichen Dingen ab. In Maximus' Fall zum Beispiel habe ich einem Gefühl gehorcht, das mit der Religion nichts zu tun hat. Zuerst hab ich mir eingeredet, es gälte einen Sünder zu retten, doch das war nicht wahr; es galt nur ein Leben zu retten und ich habe einem weichlichen Mitleid nachgegeben für einen, der es nicht verdiente."

"Armer Maximus!" rief Benedikta.

"Armer Maximus – ", wiederholte Muzius. "Ich habe auch *armer Maximus* gesagt und gerade darum falsch gehandelt, Ich hätte alles Gott überlassen sollen. Statt dessen kommt mir von Zeit zu Zeit die verwünschte Versuchung, mich auf die Seite des Geschöpfes gegen den Schöpfer zu stellen, nicht bloß bittend, nein, fordernd, und dann bin ich so hartnäckig und besessen, daß der Herr offenbar manchmal mir den Willen tut, um den Lästigen loszuwerden. Maximus, wenn ich mich nicht um ihn gekümmert hätte, wäre jetzt vielleicht im Paradies. Und das Schönste ist, daß ich selbst nach all dem nichts Gescheiteres zu tun habe, als mich um Maximus zu kümmern! Erst suche ich ihn dort und dann komme ich hierher ... Er ist verblendet. Und ich alter Narr hänge an ihm!"

"Ohne Liebe kann man nicht leben ... Doch sag mir, Muzius, was rätst du nun?"

"Klar genug. Der Junge, mit seiner Natur, ist nicht zu retten, wenn er sich nicht in vier Wände einschließt. Also Zurückgezogenheit, aber nicht Einsamkeit, das Kloster. Die Einsamkeit gibt der Einbildung zu viel Nahrung und Maximus, wenn man ihn allein läßt, wird nur an jenes Weib denken. Er braucht ein tätiges Leben, Zucht und Anleitung. – Schickt ihn morgen zu mir."

"Und glaubst du wirklich," wagte Benedikta zu fragen, "daß Gott das verlangt?"

"Unbedingt. Denkst du etwa, Maximus wird auf Monika verzichten, falls man ihm die Freiheit läßt?"

"Und wenn er sie heiratete", sagte Benedikta schüchtern. Ein Augenblick der Spannung trat ein. Muzius überlegte, dann schüttelte er den Kopf und erklärte: "Nein. Ich mag irren, aber ein Sterblicher, der einen Aufschub erhält, um sich Gott zu weihen, und sich statt dessen verliebt und ein Weib nimmt, nicht aus dem Wunsch, eine christliche

Familie zu gründen, sondern um sich nicht von seiner Geliebten trennen zu müssen, – ich mag irren, aber das paßt mir nicht."

"Jedoch ...", warf Sabina ein. Alle wandten sich um. Sie hatte sich bis jetzt so abseits gehalten, daß die andern ihre Gegenwart fast vergessen hatten. Nun aber überwand sie die Scheu, sich beobachtet zu fühlen, und fuhr fort: "Könnte es nicht sein, daß Maximus sich entschlösse, Monika zu verlassen und erbaulich zu leben, auch wenn er unter uns bliebe?"

"Ich rede deutlich", erwiderte Muzius. "Wenn der Junge keinen Zwang über sich spürt, hat er nicht die Kraft, Monika zu verlassen, und selbst wenn er sie verließ, würde er ihr schon am zweiten Tag wieder nachlaufen; und sogar wenn Monika verschwände und es euch gelänge, ihn hier eingeschlossen zu halten, finge er nach ein paar Monaten von vorn an. Womöglich" – Muzius deutete auf Sabina – "verliebt er sich in dich."

Sabina hätte in den Boden versinken mögen. Wie hatte sie nur einen so unglücklichen Vorschlag äußern können? War der Gedanke, Maximus solle Monika verlassen, nicht Verrat gegen beide? Und mußte der Plan, ihn in der Familie zu belassen, nicht den Verdacht erregen, sie, Sabina, wolle ihn für sich gewinnen? "Du denkst doch hoffentlich nicht, ich hätte diesen Vorschlag meinetwegen gemacht?"

"Nicht im geringsten. Ich fürchte für ihn, nicht für dich."

"Ich hätte ihm geholfen, seine Seele zu retten."

"Möglich; doch um die Seele zu retten, ist die erste Regel: *Männer hüben und Weiber drüben*." Muzius stand auf. "Nehmt mir's nicht übel: ich bin rau, aber ich sehe klar. So ist es."

Treuere Freunde als Paulus, Muzius, Benedikta, Sabina konnte es nicht geben; doch Silvia verlangte es nach Alleinsein und vor allem verlangte es sie, mit Maximus zusammenzusein. Sie wußte nicht, wie sie sich gegen ihn verhalten sollte, ob es ihr gelingen würde, ihn zu trösten und aufzurichten, oder ob sie umsonst an die Pforte seiner Verslossenheit würde klopfen müssen. Angst, Schmerz, Groll bedrängten ihr Gemüt, und unter diesen widerstreitenden Empfindungen war die quälendste im ersten Augenblick der Vorwurf gegen sich selbst; wie hatte sie, *schlechte Mutter*, sich nur vom Ablauf von Grazians Frist überraschen lassen, wie je zulassen können, daß ein solcher Schlag unvorbereitet, ein Keulenhieb, auf Maximus niedersauste?

Nun mußte die Sache mit Monika doch ein Ende haben, nun würde man sehn, wie weit diese Frau fähig war, ihr Wort zu halten. Welches Glück, daß die beiden nicht geheiratet hatten! Aber jetzt würden natürlich alle wieder vom Kloster sprechen; eine voreilige Lösung, denn es war doch noch Zeit, und wenn Maximus fast ein Jahr mit Monika vergeudet hatte, konnte er gut sechs Monate seiner Mutter widmen. Es würden ihm dann immernoch über fünf Monate bleiben, also! Und Muzius'

Behauptung, Gott könne seinen Ratschluß von heute auf morgen ändern, das war gewiß nur eine leere Drohung. Warum sollte er, um den Sohn zu strafen, auch die Mutter strafen?

Gestärkt durch das Gefühl ihres Rechts, gab sich Silvia weniger dem unfaßbaren Gedanken eines vorzeitigen Todes als anderen, drängenderen Fragen hin. Konnte es ihr und Muzius gemeinsam nicht doch gelingen, die göttliche Barmherzigkeit umzustimmen? Zunächst galt es, Monika auszuschalten und ihren Maximus an sich zu ketten; und hier begannen die Zweifel. Für den Augenblick riet die Vernunft, sich zu beherrschen, nicht zu tun, als sei alles verloren, Maximus nicht zu überstürzten Entschlüssen zu treiben. Morgen dann würde sie Muzius mit mehr Fassung wiedersehen und mit ihm einen Ausweg suchen.

Daheim wartete der Sohn auf sie. "Mutter," sagte er, "hast du gehört? – Und ich dachte gar nicht mehr daran. Es ist furchtbar, doch Weinen und Sich-Empören nützt nichts. Wir müssen es hinnehmen."

Sie zog ihn an ihre Brust und hielt ihn lange fest an sich gedrückt, indes die Tränen ihr lautlos aus den Augen strömten. Endlich löste sie die Umarmung, ordnete ihr Haar und sagte: "Sei ruhig, ich will dich nicht quälen. Ich habe ja auch meinen Kopf und sage mir, Muzius kennt wohl die Grenzen der Gnade, die der Herr dir voriges Jahr gewährt hat, aber er kann nicht wissen, zu welchen Entschlüssen der Wille Gottes in den nächsten elf Monaten gelangen mag. Morgen werde ich mich mit ihm beraten; heute war ich zu betäubt."

"Muzius hat mir schon befohlen, mich morgen bei ihm einzufinden. Er wird mich ins Kloster schicken wollen, nehme ich an."

"Warum ins Kloster? Bleib ein paar Monate bei mir. Du hast doch über elf zur Verfügung! Wir werden uns nach Prato zurückziehen, wie beide, dann wird man weitersehen. Muzius kann dir Ratschläge geben, nicht Befehle."

"Versteh mich doch recht, Mutter. Ich brauche Einsamkeit, wenigstens für die nächste Zeit. Du indes bete für mich."

Silvia unterdrückte alle Vorwürfe in dem Gedanken: *Morgen rede ich mit Muzius.*

Bei Tisch berührten sie die Speisen kaum und sprachen nicht. Aufschauend begegnete er von Zeit zu Zeit dem mütterlichen Blick, der sich sogleich verwirrt zurückzog. Er streichelte sacht die Hand, die auf dem Tisch ruhte, als wolle er für sein Schweigen um Verzeihung bitten, und begleitete die Gebärde mit einem wehen Lächeln. Nach der Mahlzeit sagte er: "Entschuldige mich bitte, ich muß noch einen Augenblick fort, komme aber bald wieder."

Silvias Gefühl empörte sich. Das war vielleicht der letzte Abend, den der Sohn daheim verbringen konnte, und er widmete ihn Monika! Maximus sah, wie ihre Augen sich

wieder mit Tränen füllten. "Ich weiß, was ich tue," erklärte er mit fester Stimme, "sei ruhig." Er meinte es aufrichtig, doch in Wirklichkeit hatte er nicht die mindeste Vorstellung, was er tun würde.

Sie ließ die Arme sinken. "Wie du willst", erwiderte sie trocken. Es war aus. Wozu noch hoffen, wozu mit Muzius reden? Sie empfand nun selbst, außerhalb des Klosters würde Maximus nur wiederum ihr, der Familie, dem Vaterhaus entfliehen und nichts hielte ihn zurück. Er war ein verlorener Sohn. – Miserere drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und ging. Sie schickte die Sklaven hinaus und schloß sich im Dunkeln ein, ihr Schluchzen zu ersticken.

Maximus war vor Monikas Haus gelangt und wollte wie gewöhnlich ohne weiters eintreten, doch der Pförtner trat ihm in den Weg. "Die Herrin ist nicht daheim", sagte er.

"Wo ist sie hingegangen?"

"Das hat sie nicht gesagt."

"Wie ist das möglich? Wann kommt sie wieder?"

"Sie wußte selbst nicht wann. Vielleicht in fünf oder sechs Wochen. Sie hat einen Brief für dich hinterlassen."

"So gib schon her, du Tölpel!"

Den Brief in Händen, trat Maximus in das kleine Gelaß des Pförtners. "Geh," sagte er zu diesem, "laß mich allein."

Er löste das Siegel und las:

"Miserere, heute, nachdem du gegangen warst, habe ich die schwersten Stunden meines Lebens durchlitten. Das Hirn betäubt, die Augen noch schmerzhaft vom Weinen, habe ich unablässig mit dem Entschluß gerungen, was ich tun soll. Bleiben? Dich an mich binden? Das Urteil der Welt, ihr Fluch sogar würde mich wenig kümmern und nicht einmal das Urteil Gottes hielte mich zurück, gesetzt, daß Gott wirklich diese Dinge bestraft. Könnte ich dich meiner Liebe bewahren, indem ich deine Sünde und deine Sühne auf mich nähme, ich würde es leichtem Herzens tun, nur um dich nicht zu verlieren. Doch das ist ein Traum. Ich bin gewiß, daß Gott der Leidenschaft verzeiht; aber kann ich auf solchen Glauben hin über deine Seele verfügen? Du ahnst nicht, wie ich mich gemartert habe mit diesen Zweifeln, um doch immer wieder zu dem Schluß zu kommen, daß ich das Recht habe, mein eigenes Heil zu verscherzen, doch nicht, deine Seele zur Verdammnis zu treiben.

So ist denn kein Ausweg und wir müssen uns lassen. Es ist furchtbar. Ich bin dagesessen und habe auf dich gewartet und die Stunden gezählt mit einer Qual

im Herzen, die mir die Brust fast sprengte. Und plötzlich habe ich den Augenblick der Trennung voraus erlebt, den letzten Abschiedsgruß, das letzte Wort, und gefühlt, daß das unmöglich ist. Wenn ich dich noch einmal hier bei mir hätte, noch einmal mein, wie sollte ich den Entschluß finden, dich gehen zu lassen oder gar dich wegzuschicken? Wie dich von mir reißen? Wie dich vor mir retten? Ich muß fliehen, fliehen, Miserere, bevor es zu spät ist, denn wenn ich dich erwarte, wenn ich dich wiedersehe, sehe, wie bleich du bist, deinen Blick fühle, deine Stimme höre und die Leidenschaft darin, dann werde ich nicht mehr die Kraft haben, zu tun, was ich muß, und du wirst nicht gerettet. Sieh es nicht an, als würdest du verlassen. Ich bin es, die sich selbst verurteilt und allein bleibt, Jammer im Herzen, ohne ein Licht. Du wirst ins Kloster eintreten, dich aufschwingen im Glauben; ich gehe, mich in Einsamkeit zu begraben. Denk manchmal an mich. Doch nein. Du sollst mich vergessen ...

Ich habe abbrechen müssen, weil mir das Herz zu schwer war. Und ich bin wieder dagesessen, den Kopf in den Händen, und habe gedacht und gedacht. Aber denken macht nur alles schlimmer, denken ist wie ein Krampf. Ich möchte nicht aufhören zu schreiben, denn so bin ich noch bei dir und die Worte strömen mir zu und jede Stunde und jede Minute rede ich im Geist mit dir, aber es wird spät. Was soll ich tun?

Hör mich an: du mußt von nun an deinen Sinn dem ewigen Leben zuwenden, kommt dir jedoch manchmal die Erinnerung an Monika, dann sieh sie immer wie in diesen Monaten unsres Verbundenseins, dein mit ihren Tränen, zerstört, aber dein. Und höre auch dies: wenn dich deine böse Eifersucht anwandelt, scheuche sie von dir wie einen Fluch. Denke, daß die Monika, die deinem Wahn so schön erschien, in Schwermut und Verlassenheit verblüht wird; und wisse, daß meine Liebe der deinen würdig war und daß ich dir stets die Treue wahren werde, eine Treue ohne Lohn und ohne Hoffnung. – Vermagst du jedoch an nichts von alledem zu denken, vielleicht ist es besser. Sammle dich in deiner neuen Gedankenwelt und vergiß mich, Ich bin es, die dir's sagt, Miserere: *Miserere, vergiß mich!* Könnte ich doch, eh ich dich auf immer verliere, einmal noch meine ganze Seele und meine Liebe auf deinen Lippen verströmen! Sieh, Miserere, ich schließe die Augen; und nun ist's, als ob ich dich fühlte. Ich leide, o ich leide so sehr. Ich möchte mich aufs Lager werfen und ruhn, und muß mir doch Gewalt antun und gehn. Es ist schon spät, ich muß fort. Leb wohl, Miserere; du meine Liebe, meine geliebte Liebe, leb wohl."



JESUS ALS GUTER HIRTE
Frühchristliche Deckenmalerei
in der Calixtus-Katakombe in Rom (um 250)
(Gemeinfrei über Wikimedia)

DER GUTE HIRTE

Silvia sah den Sohn unerwartet früh zurückkommen, beherrscht wie immer, doch mit verzerrtem Gesicht. Auf ihre Fragen antwortete er zunächst ohne Schärfe, mit tonloser Stimme; dann redete er überhaupt nicht mehr, sah sie nur an mit Augen, die blicklos ins Leere starrten. Für diesen Abend war es offenbar aussichtslos, ihn zur Aussprache zu bewegen. Nach einer kleinen Weile zog er sich zurück und warf sich angekleidet aufs Bett. Mehrmals in der Nacht schlich die Mutter leise an seine Tür, um zu horchen, ob er aufgeregt sei. Aber alles war still. Die Hände im Nacken verschränkt, wohnte Maximus gleichsam unbeteiligt dem ziellosen Kreisen der Gedanken in seinem Kopf bei.

Früh am Morgen stand er auf, ließ sich von der Mutter umarmen, kündigte ihr an: "Muzius erwartet mich, ich komme bald wieder." Es klang, als gehorche er einem klaren Entschluß, doch ihn trieb kein eigener Vorsatz. Er ging zu Muzius, weil Muzius es ihm befohlen hatte; er dachte an nichts, begehrte nichts, war zur willenslosen Puppe geworden.

"Komm her," begann der Heilige, als Maximus vor ihm stand. "Setz dich." Er selbst ließ sich neben ihm nieder, die Hände auf die Knie gestützt, betrachtete ihn einen Augenblick, schüttelte den Kopf, erklärte: "So kommen wir nicht weiter – du sitzt da wie ein Verurteilter. Du hast Angst vor mir und bist nur aus Gehorsam gekommen. Daher die Opfermiene. – Du ein Opfer! Wär's nicht an der Zeit, daß du in dich gehst? Es wird jetzt ernst. Falls du gläubig bist, denk daran, daß Gott dich sieht, dich hört, deine Entscheidung erwartet; bist du es nicht, folg deinem Schicksal, kehr zu deiner Geliebten zurück. Du wirst wissen, wo sie zu finden ist, nicht?" Maximus tat eine ausweichende Gebärde. "Was hast du mit dieser Frau gemacht? – Doch nein, ich tue unrecht, daß ich dir von ihr spreche; du darfst nicht mehr an sie denken, willst du dich nicht ganz verlieren." Er sammelte sich einen Augenblick, hub wieder an: "Und doch – nein, es muß sein. Die Sache ist zu wichtig, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen dürfte. Du mußt mir sagen, wie es darum steht. Was hast du mit Monika gemacht? Hast du sie verlassen?"

"Sie ist fort; fort, ohne mir's zu sagen. Sie wollte mich frei wissen, fürchtete, wir könnten sonst aufs neue schwach werden, durch ihre oder meine Schuld. Und so" – Maximus ließ die Arme sinken – "ist sie fort."

"Sie hat mehr Vernunft als du. Wo ist sie hin?"

"Ich weiß es nicht."

"Und hat sie dir nicht einen Gruß hinterlassen, einen Abschiedsbrief, irgend etwas – ?"

Wie Muzius nur immer die Dinge erriet!

"Antworte", befahl der Heilige.

"Sie hat mir einen Brief übergeben lassen."

"Warum hast du das nicht gleich gesagt? Gib wohl acht, ich bin hier, um dir zu helfen; sobald ich aber merke, du willst mich beschwindeln, schick ich dich augenblicklich weg. Und dann überleg doch selbst: wen wolltest du betrügen? Wenn du auch mir was vorgemacht hättest, hättest du's damit auch dem Herrn?" Er sprang auf, durchmaß zwei-, dreimal das Zimmer, kehrte zu Maximus zurück: "Was sagt der Brief? Glaub nicht, daß mich eure Liebesgeschichten kümmern: mich kümmert nur deine Seele."

"Er sagt ... du kannst dir's ja vorstellen: sie nimmt Abschied von mir."

"Hast du ihn hier?"

"Ich habe ihn zu Hause gelassen."

"Geh ihn holen."

"Willst du ihn lesen – ?"

Muzius sah ihn vernichtend an. "Für wen hältst du mich? Du wagst nicht, ihn mir zu zeigen, aber beruhige dich: mit euren Ergüssen kann ich nichts anfangen."

"So willst du ihn vernichten?"

"Kommst du erst jetzt darauf? Du wirst dich doch nicht Gott weihen und zugleich Liebesbriefe sammeln wollen!"

Maximus sah dem Heiligen nach, der mit seinem schweren Schritt auf und nieder ging.

"Nun?" fragte Muzius, stehenbleibend.

"Hab Geduld; ich bin jetzt nicht vorbereitet ..."

"Warum bist du dann hier? Nicht vorbereitet? Schön, dann tu nach deinem Belieben, such deine Geliebte, lauf zu!"

"Muzius, hab Mitleid mit mir." Miserere legte die ganze Unterwürfigkeit des Untergebenen in seine Stimme, doch er fühlte sich unfähig nachzugeben. Geteilt zwischen Furcht und Auflehnung, hätte er sich verstecken mögen vor jenen funkelnden Blicken, die ihn zwangen, die seinen niederzuschlagen.

"Gewiß hab ich Mitleid, aber nicht, wie du's verstehst. Ich habe Mitleid, darum will ich dich retten; und wenn du dich selbst retten magst, mußt du wählen: Monika oder Gott. Was hilft die Trennung, wenn du deine Liebe noch aus der Ferne hätscheln willst?"

"Nur ein paar Tage, Muzius."

"Aber ja: ein paar Tage, ein paar Wochen, bitte sehr! Nimm dir gleich ein Jahr, falls Gott dir's gibt, und dann betritt die Schwelle der Ewigkeit mit deinem Brief in der Hand!"

"Faß es nicht so auf ... Du wirst sehen, daß ich folgsam bin; laß mir nur noch ein wenig Atem, ersticke mich nicht."

"Geh!" befahl der Heilige und wies auf die Tür. "Ich ersticke dich? Schön: nimm deine Freiheit, schöpfe Luft. Geh!"

Miserere rührte sich nicht. Und Muzius, unfähig, sich noch länger zu beherrschen, wandte sich nur selbst dem Ausgang zu. "Laß dich nicht mehr blicken! Ich kenne dich nicht!" Er schlug die Tür hinter sich zu, und ohne die Grüße der ihn Begegnenden zu erwidern, schritt er nach der nahen Kirche, trat in seine gewohnte Kapelle und ließ sich schwer auf eine Bank fallen.

Die Kirche lag still und verlassen. Das spärliche Licht, das durch die halbgeschlossene Tür drang, setzte da und dort hellere Tupfen in die Dämmerung. Muzius gegenüber schien das Wandbild des Guten Hirten aus der Tiefe hervorzuwachsen. In dem Maße, wie der Blick sich ans Dunkel gewöhnte, nahm die Gestalt Umriß und Körper an. Der Heilige spürte, wie der Zorn von ihm abfiel und das Blut minder heftig gegen die Schläfen pochte. Vor dem Bild des Guten Hirten geschah ihm immer so. Auch er fühlte in sich die Berufung zum Helfer, der auf der Suche nach verlorenen Seelen ausgeht. Er war nicht geschaffen, sich in einsamer Verzückung abzuschließen und die religiöse Übung auf eine Zwiesprache zwischen sich und Gott zu beschränken; Mensch unter Menschen, hätte er so viele Brüder wie möglich retten wollen, um im Tod mit einer Schar geläuterter Seelen vor den Herrn treten und sagen zu können: *Ich habe das Meine getan*. Darum, aus diesem Geist der Barmherzigkeit heraus, war er so schnell bereit zum Zorn. Er sah die Gefahr der Sünder, sah den Abgrund, der sich vor ihnen öffnete, eilte, sie zu retten, warnte, faßte sie beim Arm – und die Unseligen, in neun Fällen von zehn, schüttelten ihn ab und stürzten sich in die Tiefe. Wie hätte er da nicht in Empörung geraten sollen? Seine Aposteltätigkeit ging unter fortwährenden Stürmen vor sich, und wenn seine Seele am heftigsten aufgewühlt und die Bitterkeit in ihm am größten war, trug ihn sein Schritt wie von selbst in diese Kapelle, daß er sein Gemüt zu neuen Proben stärke.

Es war, als käme der Gute Hirte aus weiter Ferne her. Gemessen wandelnd, gerade vor sich hinschauend, trug er auf dem schmalen Antlitz den Ausdruck stiller Zufriedenheit, indes, an seine Schulter geschmiegt, das wiedergefundene Lamm im Blick noch den staunenden Schrecken ob der überstandenen Gefahr verriet. Muzius verglich dies Bild heiteren Friedens mit dem eigenen Leben und Sein; er fühlte sich allzu diesseitig und lastend mit seinem plumpen, den irdischen Nöten und

Bedürfnissen unterworfenen Leib, mit seinem unbotmäßigen Herzen, seinem gröblichen, den ewigen Wahrheiten unangemessenen Verstand und seiner schweren, zur Stimme des Geistes unfähigen Zunge. Tag für Tag ermahnte er sich zur Ruhe als der ersten Pflicht für einen Diener der Nächstenliebe; und Abend für Abend, wenn er sein Gewissen erforschte, warf er sich seinen Mangel an Selbstbeherrschung vor. *Ich sollte gelind die Seelen gewinnen, und ich gebärde mich wie ein Stacheltier. Einen Sünder könnte ich retten und habe ihn verschreckt. Kaum will ich einem wohl, so mißhandle ich ihn. Hätte ich nur kein Blut in den Adern!*

Und dann, welch Unheil, daß er so wenig Welterfahrung besaß! Um die Seelen zu leiten, hätte er das Leben von Grund auf kennen müssen. Kannte er es denn? War das Leben gewesen, jenes harte Schulmeisterdasein, das er in der Jugend geführt, dem er sich mit der ihm eigenen hartnäckigen Verbissenheit hingegeben hatte, einsam und freundlos durch seine mürrische Art? Mit fünfundzwanzig Jahren hatte ihm das Schicksal ein Mädchen über den Weg laufen lassen, dem es gelungen war, ihn zur Ehe, doch nicht zur Liebe zu bewegen. Ein einziger Monat des Zusammenlebens hatte ihn jenes seelenlosen Fleisches so überdrüssig gemacht, daß Muzius, als sie kurz darauf mit einem Händler nach dem Orient entfloh, nur die Schultern gezuckt und dem Himmel dafür gedankt hatte. Selbst jetzt, wenn ihm – was selten geschah – ein Erinnern an jenes Erlebnis kam, empfand er weder Groll noch Bedauern: in seinem Leben hatte es kein Zeichen hinterlassen. Das Zeichen aber der Persönlichkeit, das Schicksalsmal trug er in sich selbst, in der dumpfen Kraft seiner Natur, die sein ganzes Wesen, Hirn, Herz, Sinne, zur ungebrochenen Einheit zusammenschloß. Und seit dem Tag, da ein Glaubenslehrer seinen Weg gekreuzt, der ihn durchschaut, ihn von der heidnischen Blindheit geheilt und Christus zugeführt hatte, begann Muzius die heilige Wahrheit mit Aug und Ohr und Mund einzusaugen, sich bis ins innerste Mark von ihr durchdringen zu lassen. Ja, nun begriff er, nun sah er Licht. Was gab es zu tun? Er war bereit.

Muzius hatte es gedrängt, sich sofort ans Werk zu machen; doch seine Obern zogen vor, ihn erst einer Zucht- und Lehrzeit zu unterwerfen. Er gehorchte, ward vorbildlich in Buße und Kasteiung. Später jedoch, als sie sich entschlossen, ihm eine werktätigere Aufgabe zuzuweisen, warf er sich hinein mit Leib und Seele. Nichts für sich, alles für die andern; so viele Arme, Bedürftige aufsuchen wie möglich; Kranke pflegen, Verirrte auf den rechten Weg zurückweisen, Frieden stiften, wo Unfriede war; und wo es irgend ging, mit der helfenden Liebe auch die Saat des Glaubens säen, jeden Fall ergründen und in jedem sich selbst voll und ganz einsetzen! Muzius arbeitete für drei. Täglich sah er sich vor neuen Anforderungen, doch er genügte allen, unbekümmert um Müdigkeit und einen Schmerz in der Hüfte, der ihn seit einigen Jahren immer häufiger heimsuchte. Er trat ein in die Häuser wie ein Gebietender, herrisch,

gewalttätig, vielleicht sich der suggestiven Kraft bewußt, die von ihm ausging. Seine Helfer rieben sich auf, so atemlos hatten sie nach allen Seiten zu rennen, um seine Befehle auszuführen; doch wieviel sie auch taten, es war nie genug, und die Scheltworte hagelten nur so. Selbst das Gebet wandelte sich für ihn in eine Tat der Kraft. Für seine Person verlangte Muzius nur, Wirken und Helfen zu können; doch wenn es galt, Gottes Beistand für gewisse verzweifelte Fälle anzurufen, dann schien sein Beten kein Beten mehr, sondern ein Fordern, so heftig war die Willensanspannung.

Eines Tages war ein junges Weib in äußerster Bedrängnis zu ihm gekommen und hatte ihn in ihr Haus geführt, eine übelriechende Spelunke, von Hunger und Krankheit gezeichnet. Auf der Erde lag auf einer Schütte Stroh, gelähmt, hilflos, ein Mann in der Blüte der Jahre; ein dreijähriges Kind mit gelber, schlaffer Haut hatte sich in einen Winkel geflüchtet. Die Frau hatte Muzius beim Arm gepackt und mit gebrochener Stimme hervorgepreßt: *"Siehst du? Siehst du? Zwei Jahre lang hat er keine Arbeit gehabt und wir haben gehungert und gedarbt; jetzt, da er endlich eine gefunden hat, da er anfang zu verdienen, hat ihn die Krankheit so zugerichtet, Wir haben nichts mehr. Und er ist ärger dran als tot. Was soll ich tun? Ich weiß mir nicht mehr zu helfen ..."*

"Schweig", hatte Muzius befohlen. Er hatte sich niedergeworfen, einen Sturm des Aufruhrs, der Beschwörung in der Brust, ganz in sich gesammelt, ohne Empfindung für alles, was um ihn vorging, – bis er plötzlich hatte schreien hören: *"Er ist geheilt!"* und eine Flut von Jubel, Schluchzen, Weinen ihn umbrandete. Dann hatte einer gerufen: *"Muzius hat ein Wunder getan!"* – *"Dummkopf!"* hatte er geantwortet. So hatte sein Ruf als Wundertäter begonnen. Andere unbegreifliche Heilungen waren erfolgt, dann Maximus' Fall, dann der Grazians. Die Gläubigen verehrten ihn und erflehten seinen Beistand. Er zuckte nur die Achseln: *"Wunder? Das sind doch die natürlichsten Dinge von der Welt! Gott vermag alles. Betet nur ernstlich, und jeder von euch kann dasselbe wirken. Und dann ist es weit leichter, einen Leib zu retten als eine Seele."*

Seit fünfunddreißig Jahren diente er seiner Sendung mit der ganzen Gewalt seines mächtigen Willens und seiner unverwüstlichen Leiblichkeit. Er hielt sich nicht lang bei Andachtsübungen auf, und auch dem Kirchendienst widmete er nicht allzuviel Zeit. Für ihn verwirklichte sich die Gottesliebe in der Nächstenliebe. Er bedurfte nicht erst der Kasteiung; wenn er sich aufs Lager warf, war er auf den Tod erschöpft; wenn er aufwachte, mußte er seine ganze Seelenkraft zu Hilfe nehmen, um den nach Ruhe begehrenden Körper emporzuzwingen. Und so arbeitete er weiter, die Saat des Guten ausstreuend und mit dem eignen Unvermögen hadernd. Mit dem niederen Volk umzugehen, war noch leicht, aber mit den andern! Nie weiß man genug von der Welt. Der Arme findet sich unter den Armen so ziemlich zurecht, doch er kennt nicht die

Vornehmen; der Reiche hält sich für den König der Erde und ahnt nichts von den Gefühlen, den Gedanken, der Lebensweise von neun Zehnteln der Menschheit. Viele Kreise kannte Muzius nur von außen; ganze Schichten und Stände waren ihm fremd. Er verstand sie nicht, wußte nicht, wie sie innerlich beschaffen waren. – *O du Guter Hirte, warum ist das Leben nicht überall so einfach wie bei dir und deiner Herde? Da sind die Guten, bei denen weiß man, wie man sie zu nehmen hat, und da sind die Bösen, bei denen weiß man es ebenfalls; aber die andern, die zwischen gut und böse, zwischen der Liebe zu dieser Welt und der Furcht vor dem Jenseits Gespaltenen, die Leute von der Art eines Maximus, wie soll man die leiten? Ist man schwach, so entwischen sie; zieht man den Strick fester, zerreißen sie ihn. Maximus war gewiß nicht fürs Kloster geschaffen. Und doch, wer hat ihn hineingezwungen? Die Eltern sicher nicht. Eine gewisse Neigung dazu mußte er also doch in sich haben, und in den ersten Jahren hat er sich ja auch musterhaft geführt; dann, ganz plötzlich, einen Schritt vorm Tod, hat er sich an die Erde geklammert. Da hat er mich gerufen, und ich habe, genaugenommen, Unrecht getan, Gott um Aufschub für ihn zu bitten. Vielleicht wäre eine entschiedenere Lösung besser gewesen. Entweder hätte ich ihn dazu bringen müssen, christlich zu sterben, oder ich hätte den Herrn ganz einfach um seine Genesung angehen sollen (falls er sie gewähren mochte), – daß er lebe, so lange es ihm bestimmt war. Und doch ... vielleicht hätte er ein schlechtes Ende genommen. Aber wird es so nicht aufs gleiche herauskommen? Wer konnte voraussehen, daß er sich so toll verlieben würde? Und wessen Schuld ist es? Seine oder die jener Frau? Womöglich haben sie sich alle beide unwissentlich von ihrer Jugend und ihren Trieben verführen lassen. Ich selbst, der ich so hart gegen Maximus bin, was hätte ich an seiner Stelle getan?*

Er verharrte eine Weile unentschlossen, ohne, wie es ihm in Augenblicken der größten Spannung sonst wiederfuhr, zu horchen und zu sehen, was um ihn geschah. *Was wäre aus mir geworden, wenn ich statt jenes Weibs – er dachte an seine entflozene Gattin – an eine Frau von anderer Art, etwa an eine wie Monika, geraten wäre? Ich habe leicht reden ...*

Die Stille der Kirche wird von zwei Mönchen unterbrochen, die sich leise nähern, um mit Muzius zu sprechen. Sie sehen ihn auf einer Bank sitzen, gedankenverloren, unachtend der Außenwelt, und halten unschlüssig inne. "Er ist in Betrachtung versunken", flüstert der eine dem andern zu. "Mehr als das! Siehst du nicht? Er ist entrückt." – "Lassen wir ihn in Ruhe." Sie gehen davon.

Ich habe leicht reden! Was weiß ich von der Liebe? War, was ich erlebt habe, Liebe? Eitel Dunst war's, und eine üble Sache obendrein. Ich habe mich nicht anstrengen müssen, die irdische Liebe in mir zu bezwingen, den Feind, den es bekämpfen heißt, – ich habe ihn kaum gekannt. Und auch Maximus ist bis vor einem Jahr unschuldig gewesen; ich habe ihn retten wollen und habe ihn nicht gerettet. Nicht vom Leben und nicht vom Tod. Schöner Erfolg!

Er wußte nicht mehr, daß er sich in der Kirche befand. Er war aufgestanden und ging vor dem Altar auf und ab. *Und jetzt, Herr Gott, was tun? Wie das Gute vollbringen und nicht alles verkehrt anstellen?*

Er redete mit Gott, als hätten sie beide zusammen einen Fehler begangen. Es galt einen Ausweg zu finden, aber welchen? Vom Herrn einen neuen Aufschub erbitten, war undenkbar – das hätte soviel geheißen wie, Maximus wieder mit Monika zusammenzubringen. Muzius kniete nieder, um die göttliche Vorsehung um Erleuchtung und Beistand anzuflehen, doch es gelang ihm nicht, in sein Gebet die Inbrunst zu legen, die ihm von selbst kam, wenn er wußte, was er wollte, und wenn er es mit aller Kraft wollte. Jetzt war sein Gemüt zwiespältig. Seufzend erhob er sich. Betrachtung und Gebet waren fruchtlos geblieben. Nur zu dem einen Schluß war er gelangt: daß er Maximus so nicht hätte behandeln sollen.

Wenn ich nach ihm schickte? Aber was soll ich ihm sagen? Ich könnte versuchen, ihn zur Vernunft zu bringen, ihm den Brief im Guten abzugewinnen. Oder ihn ihm sogar ein, zwei Tage lassen, eine kleine Weile ... Darf ich? Herr Gott, darf ich? Wieder saß er, die Ellbogen aufgestützt, den Kopf in den Händen vergraben. Herr Gott, erleuchte mich. Darf ich? Ein Zucken ging durch sein Herz: er nahm's als Zustimmung und stand auf. Jetzt schicke ich nach ihm. Nein – das kostet zu viel Zeit. Ich gehe selbst.

148

Er verließ die Kirche. Kaum über der Schwelle, sah er Maximus, der dastand, als warte er schon geraume Zeit. "Das ist recht", sagte er mit einer Herzlichkeit, die Maximus nicht an ihm kannte. "Du hast wohlgetan, daß du gekommen bist. Gott sei gelobt; er ist's, der dich schickt. Wir müssen miteinander reden."

"Da ist der Brief", murmelte Maximus, sobald sie in der Kirche waren.

"Du hast ihn dir abgerungen? Ja – wie denn?"

"Ich wollte dir gehorsam sein."

Muzius sah ihn mit weicherem Blick an. "Armer Junge", sagte er und schloß ihn, einer innern Bewegung folgend, in die Arme; dann führte er ihn in die kleine Kapelle vor den Guten Hirten. Sie setzten sich nebeneinander. Maximus, der noch den Brief in Händen hielt, reichte ihn wieder Muzius hin, der sich unentschlossen über den Nacken fuhr.

"Willst du ihn nicht mehr?" Und da der Mönch, gedankenverloren, Wort und Gebärde nicht beachtete, legte ihm Maximus die Rolle auf die Knie. Der Heilige nahm sie mechanisch hin und legte sie neben sich auf den Boden. Endlich besann er sich. "War es dir ein schweres Opfer?" fragte er.

"Vielleicht hattest du recht. Mit der Vergangenheit bricht man entweder ganz oder gar nicht. – Aber du hast mich gesucht?"

"Ich wollte dir sagen ... Nun ja, am Ende bin ich zu hart mit dir gewesen, daß ich dich so weggeschickt habe. Weißt du, wenn dir sehr viel daran gelegen ist, den Brief einen Tag oder zwei zu behalten, wenn du ihn vielleicht noch einmal lesen willst, eh du dich von ihm trennst – "

"Nein," unterbrach Maximus mit einer hoffnungslosen Gebärde, "das wäre nur ärger. Ich bin nach Hause gegangen, hab ihn genommen, ohne ihn anzuschauen, und ihn hergebracht. Während ich auf dich wartete, mit der Rolle in der Hand, hab ich wohl zehnmal mit der Versuchung gekämpft, ihn zu öffnen, aber ich habe ihr nicht nachgegeben."

Muzius schwieg gerührt, mit einmal aber belebte er sich: "Hör, Maximus, mir kommt ein Gedanke. Was sind wir einfältig gewesen, daß wir nicht früher daran gedacht haben! Wenn du Monika so liebst, warum heiratest du sie nicht? Du tust erst die nötige Buße, heiratest und alles ist in Ordnung." Maximus wollte reden, aber Muzius, einmal im Zug, fuhr fort: "Du hast kein Gelübde abgelegt und bist frei, Monika ist Witwe und auch frei, deine Mutter wäre sicher glücklich, der Glaube ist gerettet ..."

Muzius sah Miserere mit der Siegermiene an, die man aufsetzt, wenn man eine Lösung gefunden hat und auf Anerkennung wartet. Maximus, dem sich im ersten Augenblick das Herz zu neuer Hoffnung geweitet hatte, war gleich wieder in seine Mutlosigkeit zurückgesunken. "Nein," sagte er, "was du mir vorschlägst, ist nicht möglich. Zunächst einmal weiß ich nicht, wo Monika ist."

"Das spielt keine Rolle. Man sucht und findet!"

"Und dann – sie binden ..."

"Du hast sie übler Nachrede ausgesetzt, und jetzt willst du sie nicht binden? Weißt du denn, ob sie selbst dich nicht heiraten möchte?"

"Anfangs hatte ich es ihr vorgeschlagen, doch sie wollte mich lieber frei wissen, – mit Rücksicht auf das Los, das mich erwartet."

"Und jetzt, warum würdest jetzt du sie nicht heiraten – ?"

"Sie würde nicht wollen, aus demselben Grund. Und dann ..."

"Heraus mit der Wahrheit!"

"Vielleicht ist es häßlich von mir, aber die Liebe ist nun einmal so ... oder wenigstens für mich ist sie so. Ich bin sicher, wenn ich Monika heiratete, würd' ich sie unglücklich machen. Ich habe sie schon so sehr gequält! Gewiß hab ich sie mit jeder Faser geliebt, aber zugleich auch voller Schmerz, und der Schmerz war desto größer, je größer die Liebe war. Hast du je geliebt?" – Muzius antwortete mit einer Bewegung der Ungeduld. – "Dann weißt du nicht, was Eifersucht ist, wie sie am Herzen nagt."

"Hat Monika dir denn Ursache dazu gegeben?"

"In unserer Zeit nicht, aber da war – ihre Vergangenheit. Auf die war ich eifersüchtig, verstehst du?"

"Dir aber war sie treu?"

"Gewiß, doch was hilft das?" Maximus sprang erregt auf. "Kann ich anders, als mich martern, wenn ich denke, daß die Frau, die ich liebe, die ich zur meinen machen will, schon andern gehört hat – nimm an, auch nur einem, und daß ich an diesem einen vorübergehen, womöglich mit ihm zusammenkommen könnte, wir alle zusammen, sie, ich und er ..."

"Ja, spürst du denn nicht, daß das, was du sagst, abscheulich ist? Sie hat sich in Liebe an einen Sterbenden gebunden, und du gabst dich einem niedrigen Gefühl von Eifersucht hin!"

"Was kann ich dafür? Die Liebe hat für mich so angefangen. Ich bin mir mit einem Schlag darüber klar geworden, eines Abends, als ich sie mit einem andern scherzen sah und alles in mir aufloderte. Ich habe versucht, nicht dran zu denken; aber jedesmal, wenn ich sie mir mit jenem andern vorstellte, hat es mich wieder gepackt. Monika hat es gemerkt, ich habe ihr leid getan, und so ..."

"Und nicht einmal danach ist es anders geworden?"

"In der ersten Zeit hatte ich's vergessen: Ich war so ganz in ihrem Bann, dachte nur an sie, ihr nahe zu sein, ihre Hand in der meinen zu fühlen –"

"Laß die Einzelheiten!"

"Aber dann, nach und nach, ist die Eifersucht wiedergekommen, – nicht mehr auf die Gegenwart, sondern auf die Vergangenheit."

"Und das nennst du Liebe? Eigenliebe, ja; Hochmut, Selbstsucht. Wenn die Vergangenheit dieser Frau dir Abscheu einflößte, konntest du sie verlassen; aber sie genießen, um sie zu quälen ..."

"Öfters dachte ich ja nicht daran; ich war glücklich und suchte zu beglücken."

"Und die Arme mußte jeden Morgen deine Miene belauern, um zu wissen, ob du ihr einen Tag des Friedens oder der Höllenpein bereiten würdest. – Was hatte sie dir Böses getan, diese Frau? Hätte sie vor dir auch zehn Liebhaber gehabt, so ging das sie allein an ... nein, einen Augenblick: sie und Gott. Doch von dem Tag, da sie ihrer Vergangenheit abgeschworen und dir nur Gutes geschenkt hat oder was du für Gutes hieltest, hattest du kein Recht, ihr das Leben zu vergiften."

"Muzius, wie hätte ich, als ihr Gatte, mit einem Zusammentreffen können, der Monika besessen hat?!"

"Und falls dieser Mann tot wäre?"

"War er der einzige?"

"Und wenn alle die verdächtigen Freunde tot wären? Erst dann konnte man siegreich über ihre Leichen hinweg zur Hochzeit schreiten, nicht? Siehst du nicht selbst, daß alles nur Eigenliebe war? Du hast vorgezogen, in der Sünde zu leben, statt ein

selbstisches Gefühl zu überwinden. Du gabst vor, sie zu lieben, und hast sie verachtet für ihre Vergangenheit."

"Muzius, du bist furchtbar!"

Der Heilige antwortete nicht; unvermittelt hatte er sich wieder in sich verschlossen. Maximus wagte lange nicht, ihn zu stören, zuletzt aber brach er das Schweigen.

"Muzius," sagte er zerknirscht, "wenn du willst, gehorche ich und heirate sie."

Der Heilige betrachtete ihn von oben bis unten, schüttelte nur ein wenig den Kopf und zuckte die Achseln: "Wenn ich will! Als ob es sich darum handelte, mir einen Gefallen zu tun!" Er wandte sich wieder ab, mit gesenktem Kopf seinen Gedanken nachgehend. Nun bereute er wieder. Was war es ihm eingefallen, daß er Maximus zur Ehe treiben wollte, während es doch vielmehr galt, ihn auf einen christlichen Tod vorzubereiten? Am Vortag, als Benedikta den Vorschlag geäußert hatte, da hatte er ihn als unsinnig verworfen; jetzt war das alles vergessen und er selbst nahm diesen unsinnigen Gedanken auf und verfocht ihn! Ein bißchen Mitleid hatte genügt, um ihn den Kopf verlieren zu lassen; Mitleid mit dem Jungen da, und im Grunde auch mit jener armen Sünderin. Hatte er, ein Diener Gottes, sich nicht sogar unterfangen, die Frau in ihrer Liebe zu verteidigen und sich in seelische Verwicklungen einzumischen, darin er sich bewegte wie ein Nilpferd im Blumenbeet?

"Und siehst du," begann Maximus unsicher, einen neuen Ausbruch befürchtend, "da ist noch etwas, das mich zaudern macht. Vielleicht wirst du auch dieses Gefühl selbstisch nennen ..."

"Red' erst", grollte Muzius, ohne den Kopf zu heben.

"Ich bin ein Verurteilter. – Und ich habe mich leider zu sehr an die Erde geklammert, das ist mein Unglück und meine Schuld. Was sollte ich später tun, in sechs oder sieben Monaten? Ich wäre noch verzweifelter. Und sie vor allem, wie sollte ich sie verlassen? Besser, besser in jedem Sinn, ich schließe mich schon heute ins Kloster ein und beginne mich zu bereiten, zumal ich schon so viel Zeit verloren habe ..." – Muzius schwieg noch immer – "mich zu bereiten ... auf den Tod ..." schloß Maximus tonlos. Auch er beugte sich vor, die Ellbogen auf die Knie gestützt. So saßen sie lange schweigend versunken, dicht nebeneinander, auf der gleichen Bank, in der gleichen Haltung. Selbst die Dämmerung in der Kirche schien, gedankenbeladen, sie dichter zu umspinnen.

Wie lange Zeit verharrten sie so in wortloser Gedankengemeinschaft? Wieder war es Maximus, der das Schweigen brach. "Muzius," fragte er leise, "bin ich sehr schuldig?"

"Gewiß", antwortet der Heilige mild.

So sprachen sie, ohne sich zu bewegen: zwei gebeugte Rücken, zwei gesenkte Köpfe, langsame Worte, inmitten eines tiefen Friedens.

"Und doch," wagte sich Maximus nach langem Nachdenken vor, "wenn ich so überlege: Wäre nicht das göttliche Gesetz, das gewisse Dinge verbietet, wo wäre das Unrecht? Ich habe der Natur gehorcht, die selbst ein Geschöpf des Allmächtigen ist."

Muzius betrachtete ihn nochmals von oben bis unten, wie er vorhin getan, mehr erstaunt als entrüstet; dann senkte er wieder den Kopf. Er hätte auf Maximus' bedenkliche Frage antworten sollen, wie es der unerschütterlichen Gewißheit seines Glaubens entsprach, doch er fand die Worte nicht. Er fühlte sich dumpf und schwer; das viele Reden hatte ihn ermüdet, das menschliche Mitgefühl traurig gemacht. Und doch hieß es sich aufraffen! Er hob den Kopf, begegnete aufschauend dem Blick des Guten Hirten in seiner stillen Freudigkeit. Ein Stoßgebet zu ihm, daß er die Macht der Überzeugung in seine Stimme lege, gab ihm neue Kraft.

"Glaub mir," sagte er, "stelle keine Fragen und rätsle nicht. Ich weiß nicht mehr als du, aber die Wahrheit trägst du unbewußt in dir selbst: such sie in dir. Scheint dir wirklich, daß das, was du Natur nennst und was, recht genommen, doch nichts ist als dein zügelloses Leben in letzter Zeit, dein Gewissen stillt und dir Ruhe ohne Reue bringt? Daß du dir nichts vorzuwerfen und nichts zu fürchten hast?" Maximus fühlte, wie die Stimme des Heiligen sich balsamgleich in seine Seele senkte. Mehr noch als der Sinn der Worte war es ihr Ton, der ihn durchdrang. Er hatte keinen Willen mehr, alles Persönliche schwand dahin. Ruhe finden, ohne Vorwurf noch Reue! "Bist du sicher," fuhr der Heilige fort, "daß der Herr dir nicht einen Weg vorgezeichnet hat und dich am Ziel erwartet – ?"

"Nein, Muzius; ich bin in nichts sicher. Ich fühle mich im Bann einer Macht, die ich nicht kenne."

"So steh auf", schloß Muzius und erhob sich selbst. "Jene Macht, die du nicht kennst, ist Gott. Laß dich von ihr tragen. Du hast vorhin gesagt, es schiene dir besser, ins Kloster zurückzukehren: nun wohl, folge dieser Eingebung. Willst du? Laß mich nur machen; komm mit mir." Maximus richtete sich mühsam hoch. "Komm mit mir", wiederholte Muzius und wandte sich dem Ausgang zu. Maximus folgte ihm willenlos durch die Kirche. Leises Gleiten von Sandalen am Boden; Schatten unter Schatten.

"... Miserere, heut, nachdem du gegangen warst, habe ich die schwersten Stunden meines Lebens durchlitten ... Könnte ich dich meiner Liebe bewahren, indem ich deine Sünde und deine Sühne auf mich nähme, ich würde es leichten Herzens tun ... Wenn ich dich noch einmal hier bei mir hätte, wie sollte ich den Entschluß finden, dich gehen zu lassen oder gar dich wegzuschicken? Wie dich von mir reißen? Wie dich vor mir retten? Ich muß fliehen, fliehen, Miserere ..."

Muzius und Miserere schreiten dem Ausgang zu. Der Brief liegt verlassen auf dem Boden; ein Röllchen Papyrus, ein wenig Tintensaft, ein paar Schriftzeichen; ein heller Schimmer im Dunkeln; ein Nichts.

"... Ich muß fliehen, fliehn, Miserere, bevor es zu spät ist, denn wenn ich dich erwarte, wenn ich dich wiedersehe, sehe, wie bleich du bist, deinen Blick fühle, deine Stimme höre und die Leidenschaft darin, dann habe ich nicht mehr die Kraft zu tun, was ich muß, und du wirst nicht gerettet. Sieh es nicht an, als würdest du verlassen. Ich bin es, ich, die sich selbst verurteilt und alleinbleibt, Jammer im Herzen, ohne ein Licht ... Wenn dir manchmal die Erinnerung an Monika kommt, sieh sie immer als dein ... dein mit ihren Tränen, zerstört, aber dein ... Wisse, daß meine Liebe der deinen würdig war und daß ich dir stets die Treue wahren werde, eine Treue ohne Lohn und ohne Hoffnung ... Miserere, ich schließe die Augen; und nun ist's, als ob ich dich fühlte. Ich leide, oh, ich leide so sehr ... Du meine Liebe, meine geliebte Liebe ..."

Sie sind auf der Schwelle. *"Miserere ... Miserere ..."*

Ist da eine Stimme, die ruft? Miserere wendet sich. Ein Blitz durchfährt ihn, er packt Muzius beim Arm: "Der Brief! Du hast ihn liegenlassen!" Er ist totenblaß. Muzius sieht ihn an, es überläuft auch ihn. "Mein armer Sohn!" Er kehrt zurück, hebt die Rolle auf, steht zaudernd, ungewiß, was er tun soll. Maximus wirft sich auf einen Stuhl, schlägt die Hände vors Gesicht.

"Nun?" fragt Muzius väterlich, ihm eine Hand auf die Schulter legend.

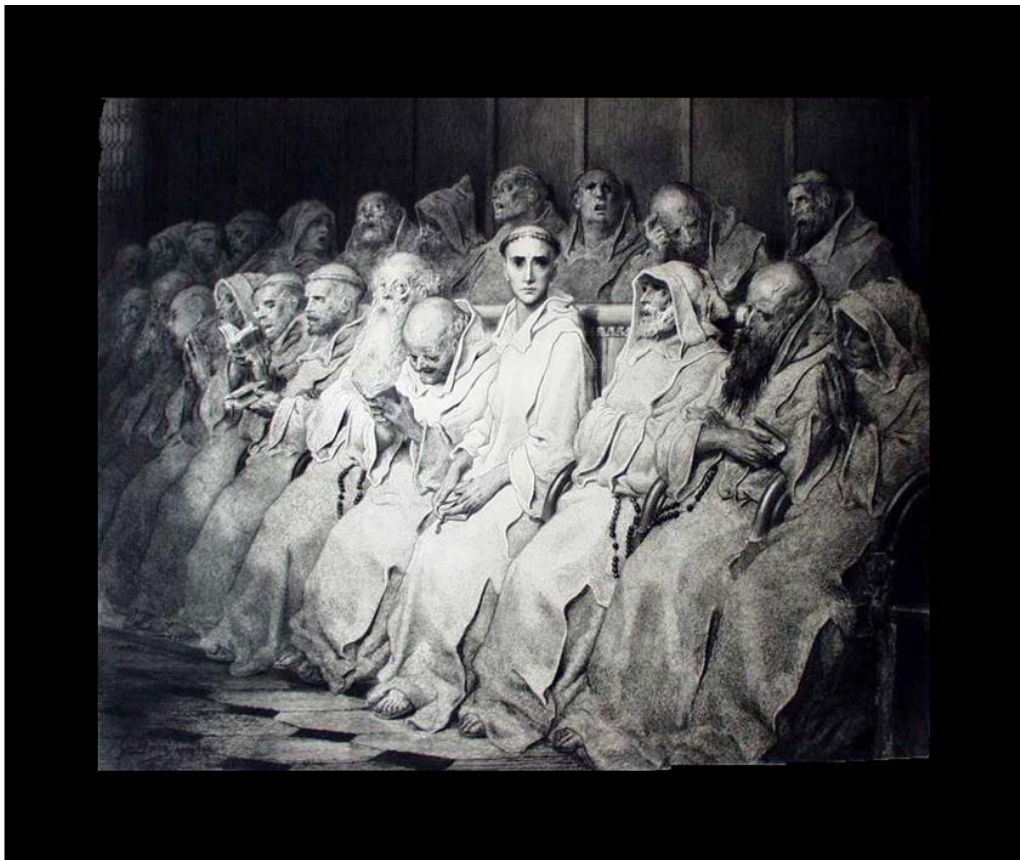
"Verfüge du", antwortet Maximus, ohne den Kopf zu heben. "Ich habe ihn dir gegeben; besser, ich seh ihn nicht mehr. Verbrenne ihn, wenn du willst; nur nicht zerreißen, nicht mißhandeln; sei menschlich."

Ein Weilchen noch läßt Muzius seine Hand auf des Jünglings Schulter ruhn, dann sagt er leise: "Ich gehe. Du bleibe noch einen Augenblick in der Kirche, dann komm mir nach. Ich erwarte dich."

Maximus nickt stumm. Er folgt mit dem Ohr dem Schritt des Heiligen, der sich entfernt und den Brief mit sich trägt. Seinen Brief. Seine Liebe.

"Miserere ... Miserere ..."

Die Stimme ruft noch immer.



154

GUSTAVE DORÉ: LE NÉOPHYTE (1865)

<http://metmuseum.org/>

SCHWEIGEN

Maximus legte die Feder aus der Hand und starrte lange auf das Pergament, das er noch auf den Knien hielt. Seit seinem Wiedereintritt ins Kloster – also seit fast vier Monaten – hatte er sich auferlegt, den Ablauf der Tage wieder zu buchen, wie er es in der ersten Zeit nach dem Gnadenwunder zu tun pflegte. Er berechnete zunächst, daß seine Rückkehr ins Kloster auf den **382.** Tag seit der Begnadung, den **348.** vor dem Fristablauf fiel. Dann beschaffte er sich ein Pergament, teilte es säuberlich in Sparten, für jeden Monat eine, und trug nun mit der Sorgfalt eines Schreibkünstlers – auch dies ein Mittel, die einsamen Stunden zu verkürzen – die ganze Zahlenreihe vom Tag der Gnade an ein: **0-730, 1-729, 2-728** und so weiter; zuletzt strich er die Zahlenpaare durch, die den bereits verflossenen Tagen entsprachen. Schon bedeckten die Striche über zwei Drittel der dünnen Ziffernsäulen. In vier Tagen würden es vier Monate sein, daß er wieder in Klostermauern lebte; noch etwa doppelt soviel, und das Ende war da. In vier Tagen lief auch die Zeit des Schweigegelübdes ab, das ihm bei seinem Wiedereintritt auferlegt worden war. Schweigen und Abgeschlossenheit. Keine Seele sah er, außer zweimal alle vierundzwanzig Stunden den Laienbruder, der ihm wortlos die karge Kost hereinstellte, da ihm auch das gemeinschaftliche Mahl im Refektorium untersagt war. Selbst in der Kirche durfte er sich nicht zu Gottesdienst und Chorgesang einfinden, sondern erst später, in der stillen Gesellschaft weniger Mönche, die eine kleine Verfehlung oder Unbedachtheit mit solcher Absonderung büßten.

Den größten Teil des Tages saß er allein in der Zelle und flocht Matten. Von Zeit zu Zeit ging er in den Garten hinaus, um Luft zu schöpfen. Er wandelte in dem grünen Geviert auf und ab; dann setzte er sich unter eine große Steineiche und suchte sich Betrachtungen hinzugeben. Er lehnte sich gegen den Baumstamm, die Handflächen zur Erde, und schloß die Augen, um sich besser zu sammeln; doch in dieser Erschlaffung des ganzen Leibes fühlte er, wie der Wille sich lockerte, wie das Denken verströmte gleich einem Wasser, das lautlos in schwachem Gefälle dahinfließt, wie der Körper jedes Gefühl für die eigne Begrenzung verlor und mit den Elementen verschmolz. Der Vorsatz zur Sammlung wich dem alten träumerischen Hang, dem er sich schon als Kind zu überlassen pflegte und den die Zeit der Genesung wieder

wachgerufen hatte: Er stellte sich vor, er würde eins mit dem Stamm, an den er mit Kopf und Rücken rührte, und mit den Schollen, auf denen seine Handflächen ruhten. Das Leben stieg und sank zwischen den Schollen und ihm. Ihm war, er treibe feine Wurzelfäden vor, erst zart und zögernd, dann begehrlischer, senkte sie mit listiger Hartnäckigkeit in den dunklen Schoß, das Weiche, Feuchte suchend und die würzigen Säfte saugend. Mählich begann die Kraft der Erde im Stamm aufzusteigen, durch den Schaft zu den Zweigen, den Blättern empor, und an bestimmten Stellen verdichtete sie sich zu ausbrechender Spannung, drängte, durchstieß die berstende Rinde, öffnete sich eine Bahn, entfaltete sich zur Blüte. Der gelassene Kreislauf des Pflanzenlebens wurde für Maximus zur dramatischen Handlung, und über diesen Bildern sprang er auf und preßte die Hand gegen die Stirn, als könne sie das Übermaß der innern Erregung nicht mehr fassen.

Am 19. März war er ins Kloster zurückgekehrt. Das zweite Noviziat fiel also mit dem Frühling zusammen. Der Garten, in dem ihm zu wandeln erlaubt war, war nicht groß, und vier hohe Mauern trennten ihn von der Welt. Doch was bedeutete diese Abgeschlossenheit, wenn auch über jener Enge der Himmel seine sanfte Wölbung bog und windgetragen, lichtgeschwellt die weißen Wolken durchs Blau segelten? Der Wind gab ihm das Körpergefühl der Jugend und beflügelte seine leicht berauschte Phantasie. Er träumte, er fahre mit ihm durch Land und Meer, Täler durchbrausend, Schluchten durchwirbelnd, dem Schaum der Wasserfälle farbenglitzernde Tropfen entführend, von Gipfel zu Gipfel schweifend, über den Hochweiden und Matten dahinschwebend, wo die baumlose Erde ihre Urformen entblößt. Eines Augenblicks Rast – dann stürzte er hinab nach den nebelverschleierten Ebenen, kämpfte Brust an Brust mit andern Winden, stieß mit Donnerrollen und Blitzeszucken zwischen schwarzen Wolken vor, jagte sieghaft alles vor sich her. Er brauste durch Wälder, entwurzelte Stämme, zauste die ehrwürdigen Kronen der nachdenklichen Platanen, packte die Zypressen bei den Haaren und zwang sie, ihre hochmütige Unnahbarkeit aufzugeben, schüttelte die wie in Verzweiflung gekrümmten Ölbäume, die sich mit allen Wurzeln ins Erdreich klammerten, raste brüllend über die Städte, Türen und Fenster schlagend, einen Troß von Staub und welken Blättern hinter sich her, fuhr über die Häuser dahin und nahm Worte, Seufzer, Lieder mit. Was sind für den Wind die Menschen und ihre Schicksale? Nicht mehr als der Grashalm, der sich vor seinem Ansturm beugt und in schärferem Licht jugendlich grün erglänzte. Der Wind, nicht der Mensch, ist König der Erde, Atem der Erde, Stimme der Erde.

Die wachsende Hingerissenheit wurde zu einer Art Eingebung, die ihm erst dichterisch erschien, sich später jedoch, bei ruhigerem Gemüt, als rhetorisch enthüllte. Bruchstücke von Versen schwirrten ihm durch den Kopf: *Leben, leben und lieben – dein Sein mit einem andern vereinen – weit öffnen die Brust – die Arme öffnen und lieben ...*

Auf einmal sah er sich, einen armen, schmalbrüstigen Mönch, zwischen Garten und Zelle eingeschlossen, vom Schicksal gezeichnet, und kehrte ernüchtert an die Arbeit zurück. *Wenn Bruno wüßte, welche Wirkung der Frühling auf mich ausübt, er würde mich exkommunizieren!*

"Merke dir vor allem: du darfst nicht denken", hatte ihn Bruno ermahnt. Der strenge Abt hätte ihm gern auch befohlen, gegen den Dämon des Denkens die Waffe der Geißelung zu gebrauchen, doch solche Lehrweise gefiel Muzius wenig; er wünschte, sie seinem Schützling zu ersparen.

"Dergleichen Foltern führen zu nichts. Hat ein Mönch den Teufel im Leib, so verjagt ihn nicht Strick noch Stachel. Denke doch, wie viele Einsiedler Jahrzehnte damit zugebracht haben, die Versuchung zu stäupen: alt, entkräftet, kämpften sie noch immer. Kein Kloster ist so heilig, daß es nicht unter dem Alp der Sünde lebte."

"Und doch," hatte Bruno geantwortet, "was kann man anderes tun? Auch in der thebanischen Wüste hat man stets den Teufel mit der Schärfe der Kasteiung bekämpft. Ich sehe nicht –"

"Weißt du, wie man die bösen Gedanken verscheucht? Es gibt nur einen Weg: ihnen keine Zeit zu lassen. Gewisse Asketen – wohlgemerkt: ich sage nicht, alle – denken zuviel, das heißt, sie denken zuviel an sich. An die eigne Seele, an die eignen Versuchungen denken, heißt an sich selbst denken. Es kann einer tausendmal den Stachelgürtel tragen, sich in Dornen wälzen oder bei lebendigem Leibe einmauern: Gibt er diesem Dasein nicht einen Zweck außer sich selbst, so weiß er nicht, was Nächstenliebe und Selbstlosigkeit bedeuten."

"Wie kannst du wagen –" Bruno war sittlich entrüstet. Sein platter Vogelkopf mit den eingesunkenen Augen im hageren Gesicht, der pechschwarze Bart, die hohe, ausgemergelte Gestalt paßten freilich mehr zu einem Geißler als zu einem Seelenkenner. "Wie kannst du wagen, Muzius, so tolle Behauptungen vorzubringen? Alles, was schwer und unerreichbar ist, muß das Entzücken des Mönches sein. Ein Mönch muß hart sein, ein Stück trockenes Holz, und die ewige Seligkeit muß er sich verdienen durch strenge Entsagung, indem er die Erde verleugnet und –"

"Ich möchte nicht, daß für dich auch das Paradies eine Stätte der Folter würde ..."

"Folter!" gab Bruno zurück, gereizt durch die ständigen Unterbrechungen. Man sollte es nicht für möglich halten: Muzius, ein Mann von so vielen Verdiensten, hatte die schlechte Gewohnheit, einem ständig das Wort abzuschneiden. "Die Folter ist nur die Magd der Manneszucht. Glaube mir: auch die Folter hat ihr Gutes, fast möchte ich sagen, ihre Süßigkeit. Wenn mir Gott die Gnade erweist, mich ins Paradies zu führen, so hoffe ich dort mehr als einen zu finden, der mir zu Dank verpflichtet ist und der –"

"Fürchtest du nicht, stattdessen zu erfahren, daß soviel Härte vergebliche Pein war?"

"Ich glaub es nicht. In jener Welt geht man zu sehr aufs Ganze, alsdaß es möglich wäre –"

"Du, Freund, stellst dir das Paradies ein wenig wie dein Kloster vor: lauter Zellen, Zuchtruten, Finsternis."

"Ich stelle mir gar nichts vor. Die Einbildungskraft ist die Kupplerin der Versuchung, und die Nachsicht ist's, die ihr die Türen öffnet. Gar zu bequem, die Nachsicht, Muzius! Pflicht, sage ich. Jedem seine Pflicht. Ein Vorgesetzter, der nicht wacht, nicht fordert, nicht straft, ist ein Verräter an seiner Pflicht, ein Seelenverderber, ein Teufelsdiener, ein Feind Gottes."

"Gott ist nicht Caligula. Wer ihm im Guten dient, ist sein Kind und kann sich's ersparen, zuviel an die eigene schwache Seele zu denken. Man soll die eigne Seele nicht mehr und nicht minder hoch anschlagen als die jedwedem Bruder in Christo. Das Heil kommt von selbst. Die Hauptsache ist: glauben, um zu hoffen, – hoffen, um zu leben, – leben, um zu lieben. Wenn einer sich ganz und gar der tätigen Barmherzigkeit widmet, so wittert der böse Feind meilenweit den ernstlich beschäftigten Menschen, bei dem nichts zu hoffen ist, und sucht lieber leichtere Beute in den Zellen der Müßiggänger, wo man Tag und Nacht und Nacht und Tag damit hinbringt, die Versuchungen zu fürchten, und vor lauter Furcht an nichts anderes denkt, bis man durch das ewige Denken zuletzt so weit kommt, ihnen Tor und Tür zu öffnen."

"Jesus aber ist in die Wüste gegangen!"

"Auf vierzig Tage und um sich zum Wirken zu bereiten – und gerade da hat Satan gewagt, ihn zu versuchen."

"Worauf willst du mit all dem hinaus?"

Muzius war tief durchdrungen von der Wahrheit dessen, was er verfocht, doch nicht so selbstgewiß, daß er seine Überzeugungen zum letzten Schluß getrieben hätte. "Mir scheint, ein werktätiges Leben ist die beste Waffe gegen die Sünde", sagte er. "Aber wohl möglich, daß nicht alle gleich geartet sind ..."

"Was beschließen wir also für Maximus?"

"Den Jungen darf man nicht zu hart anpacken. Er ist wie einer, der eben aus gefährlichem Fieber erwacht."

"Er ist doch ganz gesund!"

"Aus einem sittlichen Fieber, meine ich. Maximus war kein Leichtfuß, doch ein Verliebter, – er ist es noch heute."

"Um Himmels willen! Sollen wir hier auch noch die Verliebten hüten? Da muß man unbedingt vorsorgen!" *Zu duldsam, dieser Heilige! Und gegen Maximus vor allem stets von einer blinden Schwäche. Damals schon, als er nicht gewollt hatte, daß der Junge die Gelübde ablegt, und ihn ermächtigte, das Kloster zu verlassen, bis zu dem Augenblick, da er ihm nach*

erlangter Gnade eine verhängnisvolle Freiheit gewährt hatte, aus der alles Unheil gekommen war.

"Sorgen wir vor," schloß Muzius, "doch ohne sinnlose Härte. Hat etwa Jesus einer Maria Magdalena Martern auferlegt?"

Bruno fuhr zusammen. "Du schlägst also vor, Maximus ohne besondere Buße den anderen Mönchen zu gesellen? Meinetwegen ..." Mit verdüsterter Stirn blickte er zu Boden und brütete vor sich hin. "Jedoch," begann er nach einer Weile von neuem, "mir scheint, selbst mit einer gewisse Weitherzigkeit kann man doch nicht über alles hinweggehen, als ob nichts geschehen wäre ... Und wenn ich recht darüber nachdenke, finde ich, daß der heiligen Magdalena zwar bedingungslos verziehen wurde, doch handelte es sich nicht darum, sie in ein Kloster aufzunehmen! Und dann hatte sie freiwillig bereut."

"Du willst also zur Folter zurück?"

"Das sage ich nicht. Doch da ist das Ärgernis, das böse Beispiel; man muß eine Anordnung treffen, die alles ausgleicht. Eine Zeit der Absonderung scheint mir unentbehrlich. Glaub mir, Muzius, du hast zwar dein Herz an den Jungen gehängt, aber –"

"Ein Monat Absonderung, höchstens zwei."

"Mindestens zwei. Maximus hat noch über elf Monate zu leben. Wenn er vier davon in Abgeschiedenheit verbringt, bleiben ihm immernoch fast acht. Ich schlage also vor: vier Monate. Die Wunde wird besser heilen und das Ärgernis einschlafen."

Muzius zuckte die Achseln: "Du bist der Prior, bestimme also du."

Bruno barg die Hände in den Ärmeln und entfernte sich, um die nötigen Anordnungen zu geben. Er schritt heftig aus, die Kutte wogte um seine dürren Glieder, die Sandalen klapperten. Die stolze Haltung des Kopfes verlieh seinem unter buschigen Brauen niedergeschlagenen Augen einen mehr verächtlichen als demütigen Ausdruck: Es waren Augen, die nicht schauten, doch alles sahen. Von weitem den bekannten Schritt erkennend, wichen die Mönche in den Gängen scheu zur Seite, während ein jeder sich beklommen fragte, ob er nichts zu fürchten habe. Der große gesträubte Bart stob wie eine Drohung vorüber.

Allein geblieben, durchmaß Muzius zwei-oder dreimal das Zimmer; dann stockte er wie unter einer plötzlichen Eingebung, tat einen Schritt vor, um Bruno nachzugehen, ließ die Hand müde sinken. Leicht gesagt, vier Monate Einsamkeit und Schweigen – Und wenn die Prüfung für den armen Jungen zu schwer war?

Der arme Junge ... Es war nicht das erste Mal, daß Muzius sich dabei ertappte, wie er Maximus innerlich so nannte. Ob Bruno recht hatte? Muzius hatte ihm die Mißbilligung ob seiner allzugroßen Langmut gegen Maximus von der Stirn gelesen.

Jawohl, Muzius liebte den Jüngling wie ein teures Wesen, das man in Gefahr sieht, wie einen kranken Sohn. War das ein weltliches Gefühl? Er forschte in seinem Gewissen, um an die Wurzel solcher Neigung zu gelangen. Er fand eine aus rauhem Wohlwollen und Mitleid gemischte Anhänglichkeit, eine uneingestandene Auflehnung gegen das Schicksal, das über jenem Unglücklichen hing, einen brennenden und doch durch Zärtlichkeit gedämpften Schmerz, eine seltene Weichheit, die ihn nicht an der Ausübung seiner Sendung hinderte, sondern sich, wehmütige und bescheidene Gesellschafterin, nur in den Augenblicken der Ruhe mit leiser Stimme meldete.

Ist es nicht sonderbar? Der Bursche ist verzogen, verweichlicht, unbeständig, ein Knecht des Zufalls, schlaff und haltlos, wenn nicht seine Lebensgier oder, schlimmer noch, seine unselige Verliebtheit im Spiel ist, denn dann ist ihm nicht beizukommen. Wollüstig ist er auch. Wenn er alles gestehen sollte ... Nein, ich will nichts wissen; nur keine Unsauberkeiten! Außerdem ist er verschlossen, ganz im Augenblick aufgehend, nicht imstande, an anderen rechten Anteil zu nehmen. Dabei auf seine Weise gut, großmütiger Regungen fähig, aber zerstreut, ohne Nachhaltigkeit. Wie widerspruchsvoll er doch ist! Mißtrauisch und vertrauensvoll, sinnlich und innerlich, weltverhaftet und verträumt, eigensüchtig und selbstlos. Es steckt in ihm ein gesammeltes Feuer, eine Leidenschaft ... Er ist eine von den Naturen, die alles erlangen, was sie wollen. Bruno versteht ihn nicht, doch Bruno ist ein höchst würdiger Dickkopf. Aber heilig, ja, das ist er wirklich. Gewisse Schwächen kennt der nicht!

Schwächen? Muzius suchte nicht nach Milderungsgründen, mühte sich vielmehr, sich ja recht schuldig zu fühlen, doch es gelang ihm nicht, sich zu verdammen. Er gedachte der Nachtwachen in den Klöstern, erfüllt mit Abtötung des Fleisches und fleischlicher Begier, und dankte Gott, daß er das natürliche Liebesdürfnis in ihm zu werktätiger Nächstenliebe hingelenkt und ihm so den Alptraum *Weib* erspart habe. Er fühlte sich rein. Schließlich, wenn ihm das Leben keine Nachkommenschaft beschert hatte, wenn ihm dieser Junge, den der Herr ihm anvertraut hatte, ans Herz gewachsen war und wenn ihm dies Gefühl die Seele erwärmte, gerade jetzt, da er sich alt werden sah – mußte er sich dessen schämen? Er hatte Maximus zu seiner Zeit hart genug angefaßt; jetzt war die Frist bald abgelaufen und seine Strenge wich einer Regung väterlicher Zuneigung zu jenem armen Kind, das vier volle Monate Schweigen geloben sollte. Es wäre Heuchelei gewesen, es zu leugnen: die anderen Menschen liebte er ganz allgemein als Brüder; nur diesen einen, Maximus, liebte er auf besondere Weise. Aber wem tat er durch solche Vorliebe unrecht? Er hatte die Sendung seiner Erdentage bis zum äußersten nachgelebt, hatte für alle alles, was an ihm lag, getan; nur für diesen einen hatte er – vielleicht – zu wenig geleistet, als es – vielleicht – möglich gewesen wäre, mehr zu erreichen. Und war es jetzt nicht zu spät?

Er kniete nieder, die Hand gegen die rechte Hüfte pressend, wo er seit ein paar Wochen stärker den gewohnten dumpfen Schmerz spürte, der nichts Gutes verhiieß.

Über eine Bank gebeugt, die Stirn auf die gekreuzten Arme gedrückt, rief er Gott noch einmal für jenes arme Menschenkind an. Er gab sich dem Gebet mit ganzer Seele hin, doch der Geist vermochte sich nicht wahrhaft zu sammeln, sich nicht wie sonst gleichsam in einen Punkt zusammenzuziehen, um dann vorzuschellen mit jenem unwiderstehlichen Aufschwung aller Kräfte, der von den Lenden hochstieg und sich auf der Stirn zu Knoten ballte, wenn es galt, die göttliche Gnade zu erzwingen. Vielleicht war sein Gemüt zu bewegt, vielleicht betete er, für Maximus bittend, unbewußt auch für das eigne Vaterherz, und das Gebet, minder selbstlos, war dem Herrn minder angenehm. Er pochte lange ans Tor der Gnade, doch das Tor wollte sich nicht öffnen.

In der ersten Zeit hatte Maximus die ihm auferlegte Absonderung und Stille als Wohltat empfunden, befreite sie ihn doch von dem Zwang, mit neuen Menschen in Berührung zu kommen, ihre Neugierde und ihr Geschwätz zu ertragen. Zur Gesellschaft genügten ihm die eigenen Gedanken, die freilich mehr den Bildern der Vergangenheit als den Drohungen der Zukunft zugewandt waren. Bisweilen kam er sich selbst wie ein Abgeschiedener vor, so losgelöst von der Erde war diese Einsamkeit. Daß Monika unmittelbar auf die Nachricht von Grazians Tod entchwunden war, hatte etwas in ihm zum Einsturz gebracht. Zu Ende das freie Dasein, das einzig wahre; an seiner Stelle hatte ein anderes begonnen, ein trübes, gespenstisches, in dem er nicht mehr er selbst war, sondern gleichsam sein eigener abgelebter Schatten, den Fuß schon auf der Schicksalsschwelle. Jetzt streckte er die Arme noch einmal vergeblich nach der Lockung des Gewesenen aus.

Er konnte sich nicht an die Vorstellung gewöhnen, daß das Verhängnis so blitzartig über ihn hatte hereinbrechen können und daß für ihn allein alles zu Ende war, während für die übrige Welt sich nicht das geringste geändert hatte. Der entscheidende Augenblick war einer wie alle anderen, nach einer vielleicht schon seit Ewigkeit vorbestimmten Folge aus dem Schoß der Zeit gesprungen und dahin zurückgekehrt, um sich im Nichts zu verlieren, fühllos für das Unheil, das er anrichtet. Auch der Tod würde ihn, Maximus, so ereilen: ein winzig kleiner Tropfen, der durch den Hals der Wasseruhr sickert – ein Leben, das verfließt. Ihn bedrängte ein Gedanke an die Gleichzeitigkeit der Schicksale, da eines nicht vom andern weiß, so viele verhaltene Leiden, unfähig, einander zu verstehen, zu trösten, gemeinsame Sache zu machen. Wie war es nur angesichts der Ungeheuerlichkeit des Schicksals den Menschen nicht längst in den Sinn gekommen, sich zu verbünden, zu empören? Doch nein, das war Wahnsinn, Raserei! Eine Empörung war ja schon einmal gewagt worden: die der aufrührerischen Engel, die Gottes Flammenschwert aus dem Paradies vertrieben hatte. Gott ist unbesiegbar, er ist heftig und geduldig, er versteht zu

zerschmettern und zu warten. Und er erwartete ihn, Maximus, am vorbestimmten Tag. – Indessen lief in Rom und außerhalb Roms für alle außer der Mutter und Monika das Leben mehr oder weniger gleichgültig weiter. Wer dachte an ihn? Welchen Eindruck hatte sein Schicksal hinterlassen? Er sah den Vater, von der Nachricht überwältigt, mit seinem brüchigen Optimismus durchs Haus irren. Er sah Valeria in ihr hemmungsloses kindliches Schluchzen ausbrechen und sich dann allmählich ablenken lassen, dabei schnell wieder bereit, Tränen zu vergießen, sooft ihr des Bruders Geschick in Erinnerung kam. Er sah Sabina hinter ihrer gerunzelten Stirn verschwiegenen Kummer hegen, sah Benedikta ihr Antlitz Paulus zuwenden, in dem bange Frage, Mitleid und Widerspruch sich malten, und dann den Kopf gegen seine Schulter lehnen in dem unwillkürlichen Bedürfnis, in diesem Hafen zu ankern. Paulus streichelte ihr Haar und begann, ihr den Balsam tröstender Worte einzuflößen. Dann schloß er sich in sein Zimmer ein und wanderte lange auf und ab, in stummer Zwiesprache mit dem Schicksal, bis er sich plötzlich an seinen Arbeitstisch setzte, ein Täfelchen hervorzog und einen Einfall niederschrieb.

Eine kleine Weile reichte der Gedanke an diesen Anteil der Seinen hin, um Maximus ein heimliches Gefühl der Genugtuung einzuflößen. Das weniger das bißchen Eitelkeit befriedigte, das noch in ihm lebte, als das Bedürfnis, sich nicht so verlassen zu fühlen. Vielleicht hatten, außer den Nächsten, auch andere nach ihm gefragt? Und im niederen Volk, wo überall unter den Christen seine Geschichte wohl bekannt war, sprachen gewiß noch viele von ihm.

Doch was half's? blieb doch alles, wie es war. Die Zeit setzte ihr Werk fort, jedes Leben nahm seinen Faden wieder auf, und die Gewohnheit trat in ihr Recht. Er sah die Straßen von Menschen wimmeln, die Felder von der Sonne beschienen, die Familien um den Eßtisch versammelt, sah die festlich begangenen Feiertage, die fröhlichen Zusammenkünfte und inmitten von all dem – Monika...

Wo war Monika? Was tat sie, in welcher Verfassung befand sie sich jetzt? Der von Liebe überströmende Brief, den sie ihm hinterlassen, konnte nicht lügen. Hätte er ihn nur dagehabt, diesen Brief, oder ihn wenigstens nochmal gelesen, ehe er ihn Muzius übergab! Welcher Trost für seine Einsamkeit – stattdessen hatte er ihn gerade jetzt, als er ihn sich recht hätte einprägen sollen, einem stärkeren Willen ausgeliefert! Sein ganzes Leben war die Geschichte eines Menschen gewesen, der sich treiben läßt. Und nun, da er alles überdachte, erfaßte ihn Groll gegen sich selbst und gegen sein verfehltes Dasein – verfehlt vom Tage an, als er, kaum den Knabenjahren entwachsen, einem unbestimmten religiösen Drang nachgegeben hatte, ohne recht zu wissen, was er tat. Hätte er nicht ein guter Christ sein können, auch wenn er in der Welt blieb, wie alle tun? Und wer weiß, ob er sich bei einem gleichmäßigeren Leben nicht auch jene

Krankheit erspart hätte, aus der ihn nur ein Wunder – und eine Verurteilung – retteten? Hätte er doch ein Heim, wie es Paulus und Benedikta hatten! Jedes Ding in ihrem Haus atmete kluge Redlichkeit, wie ihre Gesichter; das Unglück konnte sie wohl berühren, doch nicht versehren. Wenn er, Maximus, mit Monika so hätte leben dürfen! Doch würde er Monika auf die Dauer genügt haben?

Eines Tages kam ihm ein quälender Einfall. Wenn Monika bei der Nachricht von Grazians Tod so verzweifelt gewesen war, warum war sie nicht auch in ein Kloster eingetreten? Aus diesem Kerim entwickelten sich häßliche Gedanken und ein Rückfall in die alte Besessenheit: *Ich bin hier, zu Haft und Schweigen verdammt, zum Tode verurteilt, ich kasteie mich* – das war übertrieben – *und sie ... !* Wie sie andere vor ihm geliebt hatte, so konnte sie es auch nach ihm tun. Er stellte sich Monika vor, wie er sie bei den ersten Begegnungen gesehen: wie sie sich zwischen Freunden und Bekannten mit einer des eignen Reizes bewußten Sicherheit bewegte, diesem zulächelte, jenem ein freundliches Wort sagte, einen Dritten mit einem ihrer leuchtenden, zugleich fordernden und verheißenden Blicke streifte und auf einen Vierten endlich voll und geheimnisschwer das dunkle Auge heftete, indes auf ihren halbgeöffneten Lippen ein unausgesprochenes Wort zu zittern schien; er sah sie Anmut austreuen, um Bewunderung zu ernten, unfähig, eines Mannes Weg zu kreuzen, ohne den Trieb zu fühlen, auf sein Herz Eindruck zu machen ... An solchen Bildern erregte er sich, und in schlaflosen Nachtstunden überließ er sich den Einflüsterungen der neuerwachten Eifersucht. Morgens beruhigte ihn sein Gemüt und er suchte Monika in anderem Licht zu sehen. Vielleicht war die Arme treuer, als ihr schlechter Freund verdiente. – Das Unglück ist nur, daß zwei Herzen einander niemals kennen. Zwei Menschen mögen sich in den Armen liegen, mögen eins im andern aufgehen und sind doch in ihrem tiefsten Wesen verurteilt, einander niemals zu verstehen.

Wochen und Wochen hindurch immer die gleichen quälenden Gedanken! Maximus begann seine Gebete mit aller Andacht, deren er fähig war, doch nach wenigen Augenblicken wurde er gewahr, daß er leere Worte vor sich hinsprach, während der Geist anderswo weilte. Er suchte im Herzen die fromme Inbrunst seiner ersten Jünglingsjahre und fand nur Bitterkeit und Empörung. *Herr Gott, hilf mir, steh mir bei!* Helfen? Worin? Er wußte es selbst nicht. Von keinem Aufschwung beflügelt, fielen die Worte wie tote Vögel auf die Seele nieder und die mönchischen Tage schlichen alle gleich matt und müde dahin.

Des Nachts riefen die Träume zusammen mit den Erinnerungen an Monikas Liebe Bilder der Schönheit heraus, die die Sehnsucht noch steigerten: ein Streifen lichtetes Himmelsblau, weite, grüne Ebenen, von weidenden Rindern belebt, Schneeberge, stille Teiche, darin die Gestirne sich spiegelten, ziehende Wolkenschatten, Dörfer an Hügeln

geschmiegt im letzten Abendschein, bewegtes Meer, umberandete Klippen ... Wie können in der Enge eines Schädeldachs die unermesslichen Weiten des Himmels, der Erde und des Meeres beschlossen sein? Und wie die Gesichte und Empfindungen eines Liebeserlebens? *Glücklich diejenigen, – dachte er – die nie in der Welt gelebt haben. Wer einmal von ihren Früchten gekostet hat, ist vergiftet für immer. Man kann die Leidenschaft, die Versuchung, die Sinne überwinden, niemals jedoch die Erinnerung!*

Eines Abends, gegen Ende des dritten Monats, war er in Gedanken diese Zeit des Schweigens und des Opfers wieder durchgegangen, und eine tiefe Entmutigung hatte sich seiner bemächtigt. Im Grunde waren es drei weggeworfene Monate, unnütz für das Heil seiner Seele, verloren für das Leben. Vielleicht war es vorschnell gewesen, gleich nach Grazians Tod ins Kloster zurückzukehren. Damals schien das Ende ganz nahe bevorzustehen, und stattdessen waren es noch so viele Monate! Er fühlte sich erschöpft; ein unerklärliches körperliches Versagen lähmte ihn. Tags darauf hatte er Fieber; ein leichter Anfall nur, der ihn aber lange in einer Betäubung hielt, gelegentlich aufgestört durch die Härte des Lagers. Nach fünf oder sechs Tagen erwachte er daraus mit einer Empfindung, als wäre das Lebensgefühl in ihm unvermittelt abgesunken, als stünde er zum erstenmal ohne den Schleier des Wahns vor dem Schauspiel des eigenen Daseins, gleichsam ein bewußtes, doch unbeteiligtes und enttäushtes Ich, das, vom Strom des Lebens ans Ufer gespült, ein anderes, fremdes Ich mit den Wellen kämpfen sieht. Er sah sich handeln wie einen Unbekannten, der eine Menge törichter Dinge tut; wenn er ein Wort dachte oder es laut aussprach, waren ihm diese Klänge fremd und ihm schien sinnlos, daß sie diese bestimmte Sache bedeuten sollten; der ganze Organismus der Persönlichkeit war aus den Fugen, ein schadhaftes Spielzeug. Schon früher hatte er solche Stunden seelischer Herabminderung erlebt, in denen es schien, die Zeit laufe nicht mehr ab und nichts sei mehr von Bedeutung; doch das waren vorübergehende Anwandlungen gewesen. Diesmal jedoch dauerte der Eindruck lange und ließ ihn losgelöst von sich selbst zurück und von allem, was ihn bisher erfüllt hatte.

Er nahm sein gewohntes Leben wieder auf und körperlich fühlte er sich wieder gesund; innerlich aber hatte sich etwas Wesentliches gewandelt, als seien in jenen wenigen Tagen Jahre vergangen, als sei er aus einem Meer des Vergessens emporgetaucht. Die Vergangenheit bedrängte ihn nicht mehr wie ein Stück Gegenwart; sie schien etwas Abgetrenntes, ein früheres Dasein, das er nun gleichgültig von weitem betrachten konnte. Wohl war die Erinnerung an Monika und die verlorenen Tage noch lebendig, doch nicht mehr so bitter, und sein Gefühlsleben fand zu ruhigerer Einschätzung.

Er hätte nichts Besseres gewünscht, als so in einer aus Loslösung und Verzicht gemischten Ruhe des Geistes das Gleichmaß der Tage weiterspinnen zu dürfen; doch

allmählich hatte sich ein neuer Feind eingeschlichen, wie Wasserblasen in einem Teich lautlos aus der Tiefe aufsteigend und unbemerkt in die verborgensten Gründe der Seele vordringend: die Langeweile, die graue, tödliche Langeweile. Diese endlosen Stunden ohne irgendeine Abwechslung, Teilnahme, Hoffnung! Die Einsiedler von Thebais hatten doch wenigstens Begegnungen, Erscheinungen, wurden von andern heiligen Büßern, von Tieren und Dämonen heimgesucht. Einen Augenblick lang stellte sich Miserere seine Zelle von verführerischen, schmeichelnden, listen- und ränkereichen Teufelchen bevölkert vor ...

Doch nichts – nichts ereignete sich.

Nunmehr waren, Gott sei's gedankt, die vier Monate Schweigezeit beinahe zu Ende. Nicht, daß Maximus sich sonderlich viel erhoffte – aber die Aussicht, mit andern Mönchen zusammenzusein und ein paar Worte zu wechseln, bedeutete schon Bereicherung. Sogar der Gedanke an die gemeinsamen Mahlzeiten in der von der eintönigen Stimme des Vorlesers unterbrochenen Stille des Refektoriums, diese Vorstellung, die ihn zur Zeit seines Weltlebens wie ein Alp bedrückt hatte, weckte jetzt seine Erwartung. Zuletzt begann ihn der Zweifel zu martern, man könnte vergessen, ihn im richtigen Augenblick des Gelübdes zu entbinden. Wie sollte der Abt den genauen Tag im Gedächtnis haben? Die Ungeduld erwies sich, wie früher die Langeweile, stärker als der Gedanke an den Tod.

Der entscheidende Morgen brach an, doch nichts geschah – weder Botschaften noch Anordnungen aus Rom. Die Stunden vergingen, Maximus' Spannung wuchs, wurde zur Angst. Warum dachte Muzius nicht daran, ihn zu befreien? Er sollte kommen mit seiner barschen Miene, ihn unter seinen Schutz zu nehmen! Muzius war wie ein Vater, vielleicht mehr noch als Konstantin; doch wer weiß, wo er jetzt war. – *Ein Schritt auf dem Gang draußen!* Aufrecht neben der Tür, spürte Maximus, wie das Herz ihm stürmisch in der Brust schlug. Der Schritt ging weiter, verlor sich.

Sie hatten ihn vergessen! Niemand dachte an ihn. Stunde um Stunde harrete er angstvoll. Leute kamen und gingen dort draußen, ihm schien, es seien nie so viele gewesen; bei jedem Schritt erneuerten sich Erwartung, Hoffnung, Enttäuschung. Den ganzen Tag ging er nicht in den Garten hinaus, um bereit zu bleiben. Die Matten rührte er nicht an, vermochte nicht zu beten. Von Minute zu Minute spannte sich die Seele der folgenden Minute entgegen, voll banger Frage, doch im Grunde schon heimlich überzeugt, der entscheidende Augenblick werde nie mehr kommen. Es wurde Abend und nichts war erfolgt. Maximus geriet außer sich. *Welch ungeheuerlicher Mißbrauch!* Absichtlich ließ ihn Bruno in der Einsamkeit schmachten. Das Haupt einer so großen Gemeinschaft hatte die Pflicht, Tag für Tag gegenwärtig zu halten, was zu tun war. Aber dieser Mann fand Genuß am Foltern, kostete es mit grausamer Wollust aus! Miserere sah ihn vor

sich – hager, finster – und ballte die Fäuste. Das war nicht mehr Angst, es war Wut, die ihm schwarz vor den Augen werden ließ. Unmöglich, sich still zu halten. Auf und ab, auf und ab ohne Unterlaß. Auch die Enge der Zelle erbitterte ihn. Einen Augenblick blieb er neben der Tür stehen, um zu horchen. Er wandte sich. Vier Schritte – die Mauer. Er drehte wieder um. Vier Schritte – die Tür. *Ich bin im Käfig*. Der Gedanke an den Käfig wurde zur Qual: *die Mauer – die Tür – die Mauer – die Tür*. Er umschloß das Hämmern des Pulses mit den Fingern, legte das Ohr an die Tür, um auf die Geräusche im Gang zu horchen. Sein Herz war wie ein mit Galle vollgesogener Schwamm.

Mit Anbruch der Nacht wich der Zorn einer tiefen Niedergeschlagenheit. Er warf sich aufs Lager, die Hände im Nacken gefaltet, den Blick ins Leere gerichtet. Er erwartete nichts mehr. Nur schlafen, schlafen. Mit einemmal fuhr er auf: – konnte es sein, daß er sich in der Berechnung der Tage geirrt hatte? Er sah auf dem Pergamentblatt nach; es stimmte. Wieder legte er sich hin, nahm sich vor, unbeweglich zu bleiben, doch die innere Unruhe ließ es nicht zu. Beten hätte ihn erleichtern können, aber das Gemüt war fern dem Gebet. Er fing an zu zählen, kam bis hundert, dann fiel ihm etwas Besseres ein: tausend, zweitausend Mal, so oft als nötig, ein einziges Wort wiederholen, rhythmisch, wie eine Litanei: *Geduld ... Geduld ... Geduld ...*

Er erwachte unvermittelt in tiefer Nacht. Jemand rief ihn: "He, Maximus, wach auf!" Seit vier Monaten hatte er keinen menschlichen Laut vernommen, und jetzt brachte er, verwirrt, keine Antwort hervor. "Noch immer nicht wach? Bist du nicht Maximus?"

"Ja." Die eigene Stimme klang ihm fremd.

"Dann gib gefälligst Antwort und beeile dich. Du sollst mit mir in den Chor kommen. Befehl von Bruno."

"In den Chor? Mit allen andern?"

"Ja doch! Deine Bußzeit ist vorbei – Befehl von Bruno." Das wiederholte "*Befehl von Bruno*" wurde mit ironischer Feierlichkeit vorgebracht.

Maximus sprang auf und strebte der Ausgangspforte zu. Der andere schritt neben ihm. Größer und breiter als Maximus, hatte er einen merkwürdig schlenkernden Gang, der in der Kutte noch auffälliger wirkte. "Sag," fragte er leise, "du hattest wohl schon genug, wie?"

"Ich wartete – "

"St!" unterbrach der andere. "Bist du toll? Sei leiser. Hier wird zu dieser Stunde nicht gesprochen, Befehl von Bruno, wußtest du das nicht? Hüte dich, sag ich dir, sondern ... Unser lieber Abt hat dir einmal verzeihn, doch das zweitemal kämst du nicht so billig weg. Er verzeiht nicht endgültig." Maximus schwieg. Wenn es verboten war zu sprechen, warum redete jener beständig? Da fühlte er sich am Ärmel gezupft. Der andere hatte sich dicht über ihn gebeugt: "Immerhin," flüsterte er ihm ins Ohr, "du hast

ein Jahr lang zu genießen verstanden, du! Hast deine Zeit gut genutzt!" Er unterstrich seine Meinung durch ein schrilles, sogleich abbrechendes Lachen, glättete seine Züge und schien plötzlich ein anderer geworden: mit gesenktem Kopf, die Hände in den Kuttenärmeln vergraben, wandelte er wie zerknirscht dahin. Fünf oder sechs Mönche kamen vorüber. Er wartete, bis sie gegangen waren, und verfiel wieder in seinen schlenkernden Gang. "Die dort", sagte er, "sind gefährlich. Scheue immer die Leute, die es ernst meinen."

Mitten in der Kirche stand mit gekreuzten Armen Bruno und überwachte den Einzug der Mönche. Als er Maximus' gewahr wurde, wies er befehlend nach einer Bank im Hintergrund. Auf dieser Bank saß rechts ein beliebter älterer Mönch in vorgebeugter Haltung, den Ellbogen aufgestützt, die Stirn in die Hand vergraben, offenbar in tiefes Sinnen verloren. Er hob kaum den Kopf, als er einen Ankömmling neben sich spürte, wandte nur wenig den Kopf und versenkte sich, die Hand vor den Augen, wieder in seine Betrachtungen.

"So setz dich doch", hörte Maximus sich von links zuflüstern. Der Mönch, der ihn zu wecken gekommen war, nahm neben ihm Platz.

Im selben Maße, in dem seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten, nahm Miserere seine Umgebung wahr. Diese Kapelle gemahnte ihn an jene andere, wo er vor vier Monaten mit Muzius gesprochen und ihm Monikas Brief übergeben hatte. Unwillkürlich blickte er zu Boden, als müsse er das vergessene Pergament suchen. Er stöhnte auf. Sein Nachbar zur Linken stieß ihn mit dem Ellbogen an und wandte ihm das Gesicht zu: "Was gibt's?" Maximus antwortete nicht. Nun saßen alle und jemand hob an, einen Psalm zu singen. Die Stimme schien aus zwei verschiedenen Lagen zu bestehen: einer tiefen, aber gleichsam abgewürgten, die übergangslos in schrille, näselnde Töne umschlug, unterbrochen durch Atemholen an falschen Stellen. Maximus empfing einen neuen Rippenstoß von links. "Hörst du?" murmelte jener. "Das ist Bruno. Er kreischt wie eine Säge." Angewidert winkte ihm Maximus zu schweigen. Der andere verzog das Gesicht, als wolle er sagen: *Was für Umstände!* und stellte sich gekränkt.

Nun begannen die Brüder im Chor zu singen. Von links her vernahm Maximus einige überlaute, scharfe und hohe Töne, so, als sei der Sänger absichtlich bestrebt, sich bemerkbar zu machen. Sobald jedoch der allgemeine Gesang zu seiner ganzen Fülle erscholl, brach er ab, als lohnte sich ihm nicht mehr, sich anzustrengen. Der Alte zur Rechten saß da wie zuvor, den Ellbogen aufgestützt und mit der Hand die Augen beschattend. Ohne seine Stellung zu verändern, ließ er jetzt seine Stimme mitschwingen im Chorgesang: eine verhaltene, von Empfindung beinah schmerzlich vibrierende Stimme, die manchmal im Übermaß der Ergriffenheit versagte, um dann

wieder rein und voll anzusetzen. Es war, als sänge er, so gebeugt und gesammelt, für sich allein, oder besser: als sänge seine Seele für ihn. Die Weise stieg und schwoll, füllte das Dunkel der Kirche, doch Maximus war noch völlig hingenommen von jenem Alten, von dem Gefühl, das da neben ihm Klang wurde, bebend wie eine heimliche Liebe, und das die strenge Kraft der Hymne verinnerlichte zu hoffender Herzensergießung. Von einem Springquell erfaßt, der so dicht neben ihm emporbrach und in die feierliche Woge mündete, überließ sich nun auch er selbstvergessen der Gewalt der Töne. Er fühlte seinen Leib nicht mehr, nur noch das süß überfließende Herz, voll gläubiger Gottes- und Menschenliebe. Er achtete nicht auf die Worte des Gesangs, nur die Musik erfüllte ihn, und sie erfüllte ihn ganz. Wie ein Vogel stieg die Melodie empor, schwebte hoch im Dämmer des Raums, verklang atmend wie ein Seufzer, der in die Brust zurückfällt. Sie in ihrem Lauf zu unterbrechen wäre gewesen, als ersticke man ein Lebendiges. So war seine Liebe erstickt worden; so würde sein Leben vorzeitig abbrechen.

Was geschah? Die mystische Erhebung, verschmolz sie in seiner Seele mit dem Bild seiner Sünde, mit der Verzweiflung über seine Verurteilung? Die übermächtige Wirkung, die diese Chöre, diese Lichter vor Jahren schon, in der Zeit seines ersten Noviziats, auf Maximus ausgeübt hatten, erneuerte sich heute auf andre Weise. Nicht nur das Gemüt, das ganze Sein, auch das Leibliche, nahm daran teil. Vielleicht lag in der Erschütterung damals mehr Überschwang des Gefühls, jetzt mehr schmerzliche Sehnsucht; er war reifer nun, hatte vieles erlebt. Maximus wußte nicht, was ihm widerfuhr. Ihm war, Himmel und Erde könnten nicht Feinde sein und Gott sei ihm nahe, ein väterlicher, verstehender Gott, wie Muzius, als er ihm in jener anderen Kapelle die Hand auf die Schulter gelegt hatte, und wie jener Alte es sein mußte, der da neben ihm seine ganze Seele in den Gesang legte. Gläubige Entrücktheit, Leidenschaft, Lebenstrieb, Erinnerungsschmerz, Bedürfnis nach Hingabe und Bedürfnis nach Schutz, Verlangen, das eigne Dasein mit einem anderen zu vereinen, Sehnsucht nach Zärtlichkeit, Verzückung der Sinne – es war kein Gegensatz zwischen diesen Empfindungen. Nein, Himmel und Erde konnten nimmer Feinde sein. Maximus verband sie alle in einem einzigen Aufschwung des Gefühls. Leise hob und senkte sich seine Seele mit dem Rhythmus des Gesangs.

Der Chor war zu Ende, die Kirche hatte sich geleert, ohne daß Maximus und der Alte es bemerkt hätten. Der alte Mönch verharrte regungslos, die Stirn in die Hände vergraben, und Maximus, in der Bank zurückgelehnt, hatte die Augen geschlossen. Sein Nachbar zur Linken betrachtete sie beide mit einem halb spöttischen, halb neugierigen Lächeln und wartete. Da nichts erfolgte, rüttelte er sie. "He, Maximus, was machst du? Und du, Clemens, du schläfst wohl? Rührt euch endlich! Es ist schon längst

niemand mehr da. Zurück in die Zelle!" Der Alte hob den Kopf: "Bist du's, Tiberius? Danke, daß du mich gerufen hast." Er richtete den schweren Leib mühsam in die Höhe. Auch Maximus stand auf.

"Clemens," sagte Tiberius, "du hast diesen neuen Bruder noch nicht gesehen. Es ist Maximus; du kennst doch seine Geschichte ... Bruno hat ihn unsrer Gruppe zugeteilt." Clemens blieb stehen und maß den neuen Gefährten von oben bis unten mit durchdringendem Blick. Das Ergebnis schien befriedigend zu sein, denn ohne ein Wort zu sagen, legte er ihm eine Hand auf die Schulter und ließ sie dort, solange sie die Kirche durchschritten; Maximus in der Mitte, klein und schwächlich zwischen Clemens, der ihn mit seiner wuchtigen Gestalt überragte, und Tiberius auf der anderen Seite. Auf der Schwelle ließ Tiberius sie zuerst hinausgehen, und während er die Tür offenhielt, tat er eine überraschte Bewegung. "Ist's möglich! Du hast ja rote Augen, Maximus. Und auch du, Clemens, hast geschwollene Lider. Ach, was für Menschen seid ihr doch – ihr habt geweint? Möchtet ihr mir nicht sagen, warum?"



ÄLTESTE BEKANNTE DARSTELLUNG VON AUGUSTINUS
(Lateranbasilika, 6. jahrhundert)
(gemeinfrei über wikimedia)

HUNDERTVIERUNDFÜNFZIG

Als Maximus in das Gärtchen trat, wo sich die sechs Mönche seiner Gruppe in der Freizeit zu treffen pflegten, waren die anderen schon da, Tiberius ausgenommen, der durch einen Auftrag Brunos festgehalten war. Um so besser! Seit dem Tag – er lag nun über zweieinhalb Monate zurück –, an dem Tiberius gekommen war und ihm auf jene Weise das Ende seiner Einzelhaft angekündigt hatte, vermochte Maximus nie das Gefühl des Unbehagens zu überwinden, das seine Nähe ihm einflößte.

"Bist du da, Maximus?" Clemens kam ihm mit seinem schweren Schritt entgegen und reichte ihm, halb ernsthaft, halb im Scherz, wie immer, wenn er vertraulich gestimmt war, zwei Finger seiner Rechten statt der ganzen Hand. Sie begannen auf den Gartenwegen auf und ab zu gehen; und nichts gab Maximus tieferes Wohlgefühl als dies langsame Dahinwandeln Arm in Arm mit Clemens, brüderlich Worte tauschend, brüderlich mitsammen schweigend.

Zwischen Maximus und Clemens war alles ohne viel Fragen und Verwundern besprochen worden, und niemand konnte besser als Clemens Misereres bisheriges Leben, seinen gegenwärtigen Seelenzustand verstehen. Bescheid wußte ja auch Muzius, aber Muzius kannte das Leben nicht; Clemens kannte es, hatte es auch im Kloster nicht vergessen, und seit einiger Zeit fühlte er das Bedürfnis, davon zu reden – ob das nun von der belebenden Gesellschaft des Jüngeren kam oder ein Wunsch war, die zarte Seele zu trösten, die an seiner Seite litt.

"Armer Junge," sagte er jetzt und sah ihn mit verstehendem Lächeln an, "bist noch immer nicht geheilt. Auch ich, weißt du, eh ich über diese Schwelle trat, habe erfahren, was es bedeutet –" Er wollte sagen: *zu lieben*, verbesserte sich aber: "was es bedeutet, einen Menschen gern zu haben. Ich war ebenfalls jünger als sie und ein eingebildeter Tropf. Alle möglichen Wißbegierden schwirrten mir im Kopf herum. Ich war ungeduldig, das Leben kennenzulernen, war verliebt in die Liebe – ein Knabe. Eines schönen Tages hab ich mich an diese Frau angeschlossen. Sie war schon ein wenig verblüht, doch voll verhaltener Leidenschaft, eine von den weiblichen Seelen, die eigens für die Hingabe geschaffen scheinen." Er hielt inne, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, murmelte: "Gott weiß, warum ich dir das erzähle ..." Dann ging er mit

gesenktem Kopf weiter, aber das Herz war ihm zu voll, als daß er's hätte verschließen können. Wieder fing er an: "Wir haben geheiratet. Die Jahre konnten dem Gefühl nichts anhaben. Sie legte mütterliche Güte in ihre Zärtlichkeit; ich gab mich mit hundert Dingen ab, malte, schrieb, machte Musik, warf Forschen und Schwärmen zusammen. Heut entdeckte ich einen neuen Weg und fühlte mich angezogen – morgen verließ ich ihn, um einen anderen zu suchen. Manchmal packte mich unwiderstehlich die Lust, wie ein widerspenstiger Schuljunge auszukneifen, zuletzt aber, enttäuscht und beschämt wie der Schuljunge nach seinem Abenteuer, kehrte ich immer wieder zu meiner Frau zurück, sicher, sie dort in ihrem gewohnten Winkel sitzend zu finden. Sie hob den Blick von der Arbeit und empfing mich, als habe sie mich gerade in dieser Minute erwartet ..."

Durch die Erinnerung heraufbeschworen, sah Clemens ihren Mund vor sich, diesen schwermütig-welken Mund, der sich bei seinem Kommen zu strahlendem Lächeln geöffnet hatte; er sah den Freudeschimmer, der ihre jung gebliebenen Augen aufglänzen ließ, hörte die Liebkosung ihrer Stimme. "Ein ganzes Leben zu zweit, – du weißt nicht, was das heißt. Sie verstand mich immer, machte mir alles leicht. Hatte ich unrecht, entschuldigte sie mich; hatte ich mich schlecht genommen, folgte sie mir auch darin mit der leise überlegenen Güte einer verstehenden Seele. Die Jahre gingen hin ..."

Clemens sprach immer langsamer, als hole er die Worte aus dem tiefsten Grund des Herzens hervor. "Sie alterte schneller als ich, bewahrte aber einen solchen Zauber tröstender Anmut, daß ich nicht aufhörte, sie zu verehren, und sie immer höher achtete ... Was für ein seltsames Ding ist die Liebe! Für Frauen scheint sie noch etwas Ursprüngliches, Wirklichkeitsnahes zu sein, bei Männern aber setzt sie meist eine künstliche Verblendung voraus, die die Frau mit einer Fülle von Reizen und höheren Eigenschaften schmückt, von der sie selbst sich nichts träumen lassen. Dann, mit der Zeit, heben sich die Nebelschleier, der poetische Schimmer löst sich auf und die Wirklichkeit erscheint in ihrer wahren Gestalt. Und nun verzweifelt der eine, weil er seine Liebe nicht mehr erkennt; der andere dagegen gießt über die bescheidene Wirklichkeit ein weniger verzücktes, dafür innigeres Gefühl, halb fürsorglich, halb kindhaft, und fährt fort, die Wirklichkeit zu lieben, wie sie ist, auch in ihren Mängeln. – Als meine Frau zu kränkeln begann, tat sie lange Zeit alles Erdenkliche, um mir ihr Leiden zu verbergen; als das nicht mehr anging, war ich's, der sich nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, sie zu verlieren. Alles in mir empörte sich dagegen ... Jetzt frage ich mich, ob in dieser Auflehnung nicht auch ein Teil Selbstsucht enthalten war. Ist die Selbstsucht nicht auch eine der vielen Erscheinungsformen der Liebe? – Oder ist die Liebe vielleicht gar eine Verkörperung der Selbstsucht?" Er schwieg eine Weile, fuhr dann fort: "Jedenfalls wollte ich es nicht glauben, und als ich sie doch

verlor, war um mich Nacht und Leere. Lange Zeit bin ich Tag für Tag an ihr Grab gegangen. Ich saß da – "Seine Stimme brach ab. "Reden wir nicht mehr davon."

Sie gingen schweigend weiter. Clemens sah vor sich das mauerumschlossene Stück Erde, worin man ihm sein Weib versenkt hatte. An einem Ende bezeichnete ein kaum sichtbarer Hügel begraster Schollen das frische Grab. Und er, der bis dahin nie an den Tod hatte denken mögen, ja bei der bloßen Vorstellung schon erschauerte, hatte sich am Fuß des Grabes einen einfachen Steinsitz mauern lassen, und täglich gegen Sonnenuntergang ging er hin, um seinem Weib Gesellschaft zu leisten und mit dem Tod zu rechten, einen Sinn zu finden in jenem rastlosen Planen, das sein Leben gewesen war. *Doch schließlich, dachte er, ist nicht jedes Leben so? Ein stetes Werden, ein Sich-Erneuern des Leibes, der nie derselbe ist, ein Sich-Jagen von Gefühlen und Gedanken, ein Strömen und Fließen nach einem Verborgenen, das uns in die Zukunft lockt? Und ist die Liebe nicht selbst ein unaufhörliches Warten auf unerreichbare Erfüllung? Wo endet die Liebe? Wo kann sie enden?* Nein, sein Weib, das von ihm gegangen, war nicht ausgelöscht. Sie wartete auf ihn, dort drüben, jenseits des Lebens. Und er wartete auf den Tod in der Hoffnung, sie wiederzufinden, trostreich und treu wie in den gewesenen Tagen. Ewigkeitsgedanken waren in seiner Seele gereift auf jenem Steinsitz zu Füßen des Grabes. Suchte er einen Hafen? Oder ein neues Erlebnis? Vielleicht war es der Hafen, der ihn nunmehr anzog. Er begann, sich müde zu fühlen. Selbst die Schönheit der Natur machte ihn jetzt eher schwermütig als erhoben. Er wurde alt.

Als er zu Bruno gegangen war, ihn zu bitten, daß er ihn in sein Kloster aufnähme, hatte der Abt ihn mit der Mahnung empfangen, die er allen Neueintretenden auf die Seele legte: "Vor allem erinnere dich: du darfst nicht denken!" Clemens hatte die Brauen gehoben, sie dann wieder gesenkt, ehe noch das Aufzucken in seinen klugen Augen sichtbar wurde, und ein Lächeln unterm grauen Bart unterdrückt: "Schon gut, man wird versuchen, nicht zu denken." Dann hatte Bruno zwei kleine Zeichnungen gefordert, die Clemens selbst angefertigt hatte und die er immer bei sich trug: den Kopf einer im Todesschlaf befangenen Frau und eine Landschaft: ein rankenumspinnener Mauerwinkel, ein wenig aufgeworfene Erde, ein Steinsitz. Bei diesem Befehl des Abts war Clemens drauf und dran gewesen zu gehen; doch hatte er gehorcht.

"Man muß lernen, sich zu fügen", sagte er zu dem jüngeren Gefährten mit seiner gelassenen Stimme, in der viel Lebensweisheit schwang. "Auch du wirst es lernen. Mit der Zeit ..."

"Mit der Zeit!" unterbrach Maximus. "Weißt du, wieviel Tage ich noch vor mir habe? Hundertvierundfünfzig."

"Du führst Buch darüber? Armer Junge! Und ich alter Narr halte dir solche Reden. Und das im Kloster, in dieser Kutte, in meinem Alter! Lächerlich. Aber in manchen Augenblicken fühlt man ein unwiderstehliches Bedürfnis, sich auszusprechen, und dann kann einen nichts zurückhalten. Früher, in der Welt, galt ich eher für rauh und verschlossen; doch damals hatte ich einen Menschen, dem ich alles sagen konnte. Wem kann ich mich jetzt anvertrauen? Um sich für jemanden zu öffnen, muß man sich gewissermaßen in seine Denkwelt versetzen. Hier aber ... sieh dich um: Andreas, Antonin, Markus, lauter treffliche Gemüter, und doch ..."

Sie näherten sich gerade den dreien, die neben Clemens und Tiberius die Gruppe bildeten, der Maximus zugewiesen worden war. Unter einer Platane sitzend, arbeitete Andreas an seiner Matte, ohne auch nur sekundenlang den Blick zu heben oder die ausgestreckten Beine zu bewegen. Außer den Händen waren nur seine Lippen in unaufhörlicher Bewegung: in der Zelle und in der Kirche beteten sie, beim Gehen zählten sie die Schritte; jetzt zählten sie die Knoten der Matte. Andreas hatte den Zahlenwahn; er wußte, wieviel Tage zu einer Arbeit nötig waren, aus wieviel Fäden eine Matte bestand; er berechnete das Alter der Leute, entsann sich jedes Gedenktages, teilte seine Zeit nach unabänderlichen Regeln ein – soviel fürs Gebet, soviel für die Betrachtung, soviel für die Arbeit – und überschritt sie nie. Seine niedrige Stirn, das frische Gesicht, das lockige Haar und der gleichfalls gelockte Bart wirkten wie holzgeschnitzt und bemalt. Kein Zucken erhellte seine gedankenleere Gelassenheit.

Vor ihm aufgepflanzt dozierte Antonin. Klein und mager, stand er auf einem Bein wie ein Kranich, das andere Bein überm Knie abgebogen; und in dieser unbequemen Stellung redete er ohne Unterlaß, zwei blanke Äuglein auf Andreas richtend, die zwischen dem kantigen, kahlen Schädel und dem weißen Spitzbart hervorstachen, indes die linke Hand, mit erhobenem Daumen und Zeigefinger auf und nieder, auf und nieder fuhr, als schlüge sie den Takt zu seinen Aufführungen. Seine eintönige Stimme drang mit einem leichten Zischen aus den zahnlosen Kiefern: "... es ist demnach unbedingt erforderlich, zwischen Priorität in bezug auf die Ewigkeit, Priorität in bezug auf die Zeit, Priorität in bezug auf die Wahl und Priorität in bezug auf den Ursprung zu unterscheiden. Verstehst du? Von diesen Prioritäten – "

"Was sagst du zu den vier Prioritäten, Andreas?" fragte Clemens, der belustigt näher trat.

"... Sechsendsechzig ... siebenundsechzig ... achtundsechzig ..." Andreas hatte Wichtigeres zu tun, als zu antworten.

"Schön, ich lasse dich in Frieden," versprach Clemens lächelnd, " aber sag mir nur, ob dich Antonins vier Prioritäten überzeugen?"

"... Zweiundsiebzig ... dreiundsiebzig ... vierundsiebzig ..."

Antonin, der indes mit seinem unterbrochenen Lehrsatz reglos verharrt hatte, nahm den Faden der Erörterung wieder auf: " – sind die erste und letzte schwer zu verstehen, die zwei mittleren kinderleicht. Die Materie muß früher sein als das, was aus ihr gemacht ist. Das ist klar, nicht wahr? Gut, aber der Beginn ist ein anderer ..."

"Siehst du sie?" fragte Clemens Miserere und nahm seinen Arm, um weiterzugehen.

"Es sind beides Prachtmenschen, und wir kommen vortrefflich miteinander aus, sie und ich; aber der eine hat den einfältigen Sinn des Naturkinds, ist jeder Gedankenfeinheit unzugänglich und beschränkt das Dasein auf Arbeit und leierndes Gebet; der andere klettert wie ein Eichhörnchen an seinen Ideengerüsten hoch bis zum First des Nicht-zu-Erkennenden, und einmal oben, holt ihn niemand runter. Bleiben Markus und Tiberius, der Himmel und die Erde – eine sehr mäßige Erde obendrein. Markus freilich könnte viel verstehn ..."

"Er scheint doch so weltfremd – ?"

"Aber er hat Herz und Gemüt. – Kennst du seine Geschichte? Bevor er hierher kam, war er Tischler, hatte Weib und Kinder und arbeitete mit peinlichster Sorgfalt. Er redete nicht viel, aber er sang bei der Arbeit mit ungebildeter Stimme, doch mit echtem Gefühl. An Feiertagen sang er in der Kirche, und wenn er auch die Worte durcheinanderbrachte, so legte er doch seine ganze Seele hinein. Und so sind ihm allmählich mit dem Gesang Glaubensinbrunst und Gottesliebe ins Gemüt gedrungen, – und als ihm erst die Frau, dann einer der Söhne starb und der andere groß genug war, um die Arbeit allein fortzusetzen, war Markus reif fürs Kloster. Seither hat er nichts getan als lernen, beten und singen. Jetzt ist er alt, doch er lernt weiter, und nie sieht man ihn anders als im Gebet gesammelt, von Glut und Fasten ausgedörnt, den Kopf auf die Seite geneigt, die Ohren gespitzt, die Halsmuskeln angespannt und hervortretend ... Schau hin: ist er nicht eindrucksvoll? Wenn du ihn so siehst, mußt du denken, inwendig singt es in ihm, auch wenn man seine Stimme nicht hört und die Lippen sich begnügen, die heiligen Worte mit stummer Bewegung zu begleiten. Und wenn einer so ist, muß er doch fühlen und mitfühlen können, meinst du nicht?"

"Warum vertraust du dich dann nicht Markus an?"

"Weil ich den Tempel achte, in dem er lebt. Sein runder Schädel ist ein Tabernakel der Heiligkeit und Gelehrsamkeit. Ich würd nie wagen, seine innere Sammlung mit Erzählungen aus meinem Leben zu stören oder mit Erklärungen dessen, was mir so durch den Kopf geht ... – Im Grunde gibt es nur zwei Arten von Heiligen: die wie Muzius und die wie Markus. Muzius ist der Heilige der Nächstenliebe und darum menschnäher, Markus ist der Heilige der inneren Schau und daher gottnäher."

"Und doch erwirkt Muzius Wunder von Gott."

"Ja, aber er erwirkt sie kraft seiner Leidenschaft, und die Leidenschaft nährt er mit einem übermächtigen, hinreißenden, fast gewalttätigen Mitleiden. Dabei ist er nach

außen barsch und schroff, das wirst du ja am besten wissen. Im ersten Augenblick mag deshalb Markus menschlicher scheinen als Muzius, aber wenn erst eine halbe Stunde herum ist und Muzius milder zu werden beginnt, dann ..."

Clemens seufzte reuevoll und fuhr in anderem Ton fort: "Geduld. – Vielleicht war ich nicht fürs Klosterleben geschaffen. Ich glaubte, in der Sammlung und Betrachtung meinen Frieden zu finden, und jetzt fürchte ich, zu spät begonnen zu haben: als ich dafür schon verdorben war. Es war eine Täuschung; ich kann nicht allein sein, ich sagte dir's schon. Ich verlange nicht viel, nur dann und wann ein paar Worte wechseln zu können. Auch du –"

"Du weißt sehr gut, daß auch ich nicht allein sein konnte."

"Dann ertrage mich, so gut es geht. Es sei denn, du willst mich Tiberius in die Arme treiben! Schau, da kommt er eben; für heut ist's vorbei mit unserm Frieden."

Tiberius kam mit seinem schlenkernden Schritt heran und ließ sich auf die Bank unter der Platane fallen, wo er sich den Schweiß trocknete. Antonin, der noch immer seine philosophischen Erkenntnisse in Andreas' teilnahmsloses Ohr goß, unterbrach sich mitten im Satz, während er die linke Hand auf den rechten Fuß sinken ließ.

"Was für eine Hitze!" seufzte Tiberius. "Ihr habt es gut, daß ihr nicht bei dieser Septembersonne in der Stadt herumlaufen müßt. Mit Bruno kommt man nie zu Ende. Er verfügt über eine solche Fülle glücklicher Einfälle!"

Seinem glatten, fleischigen Gesicht gaben nur die Brauen Ausdruck, die sich beständig auf sonderbare Weise hoben und senkten. Maximus hatte sich oft gefragt, warum Bruno sich zu seinen Aufträgen außerhalb des Klosterbezirks gerade dieses Vertrauensmannes bediente. Klug allerdings mußte er sein und welterfahren auch.

"Clemens, Maximus," rief Tiberius, "kommt doch auch in unsern Kreis, hört auf, euch abzusondern! Weißt du, Maximus, daß ich heute den Urheber deiner Tage gesehen habe?"

"Meinen Vater?"

"Das heißt ... – einen Augenblick." Eine Fliege hatte sich ihm aufs Knie gesetzt. Tiberius näherte ihr langsam die hohle Hand, um sie zu fangen. Er war sich bewußt, daß alle, einzig Andreas ausgenommen, auf seine Erklärung warteten, und es machte ihm Spaß, sie in Spannung zu halten. Endlich entschloß er sich, erwischte die Fliege und warf sie weg. "Die hätten wir. Eine weniger. Nun denn, Maximus, genannt Miserere, der Urheber deiner Tage war bis zum 2. März des vergangenen Jahres, dem Datum deiner Begnadigung, dein Vater; seither aber verdankst du deine Tage, siebenhundertdreißig an Zahl, Muzius. Stimmt es oder nicht?" Tiberius schloß mit einem schrillen Lachen. Andreas unterbrach auf einmal seine Arbeit und sein Zählen

und sah ihn mit erstauntem Gesicht an. "Ja, sowas!" rief er. "Wieso weißt du das Datum so genau?"

"Tiberius weiß alles."

"Ist's möglich?" Andreas versank in Schweigen und bewegte nur tonlos die Lippen, als rechne er etwas nach.

"Tiberius weiß alles", wiederholte dieser. "Ein anderer Beweis gefällig? Ich weiß, Maximus, daß sich bei deinem Eintritt ins Kloster zwischen Muzius und Bruno ein Kampf abgespielt hat. Bruno wollte dich einer schweren Züchtigung unterwerfen und Muzius war dagegen. Die vier Monate Schweigen sind nur ein Ausgleich, ein Probchen von dem, was dir unser lieber Abt zu kosten gegeben haben würde, hätte Muzius sich nicht mit seiner bekannten Schwäche für dich ins Mittel gelegt." – Muzius zuckte die Achseln. – "Noch eine Nachricht, die dich angeht: Muzius geht es schlecht."

Maximus fuhr empor: "Was fehlt ihm? Etwas Ernstliches?"

"Ein heftiger Schmerz in der Hüfte und eine große Müdigkeit. Der schindet sich vom Morgen bis zum Abend, um den Nächsten zu retten und zu sehn, ob sich nicht von Zeit zu Zeit ein kleines Wunder tun läßt, aber er selbst ist gelb und verbraucht. Ich fürchte, er kommt nicht davon, außer – es setzt wieder ein Wunder."

Maximus verzichtete auf weitere Fragen. Die andern sahen Tiberius an, verletzt durch seinen Ton, doch der redete unentwegt weiter: "Willst du noch etwas hören? Sabina hat sich aufs Land zurückgezogen, um in der Einsamkeit zu leben. Es soll sich um eine unglückliche Liebe handeln."

"Woher weißt du das?" fragte Miserere schroff.

"Was ärgerst du dich? Tiberius weiß alles. Du brauchst nicht gleich so aufzufahren. Doch um dich zu besänftigen, will ich dir noch eine Nachricht geben. Monika ... du erinnerst dich an Monika? Gut, also ... aber ich weiß wirklich nicht, ob ich davon reden soll."

"Rede nur", sagte Maximus mit einem leichten Zittern in der Stimme.

"Monika ... – Einen Augenblick." Eine Fliege hatte sich auf seinen linken Arm gesetzt. Tiberius nahm sie aufs Korn, wobei er die Lippen zusammenpreßte und die Brauen hob, und näherte langsam die linke Hand. – Clemens murmelte leise: "Scheusal!" – "Die hätten wir", rief Tiberius und schloß plötzlich die Hand. Er öffnete sie wieder: sie war leer. "Schade – sie ist entwischt." Er kratzte sich bedauernd am Kopf, dann fragte er mit gespielter Vergeßlichkeit: "Wovon sprach ich doch eben? Ach ja. Also Monika ist vor einigen Tagen nach Rom zurückgekehrt."

"Wer hat dir das gesagt?"

"Claudius, der schöne Claudius, – der Damenfreund."

"Und hat Claudius sie selbst gesehn?"

"Ich glaube nicht", antwortete Tiberius. Dann bereute er, das zugegeben zu haben. Er schwieg, um die Wirkung seiner Nachricht abzuwarten.

Clemens hatte Maximus' Arm genommen und suchte ihn fortzuziehen, als das Schweigen von Andreas unterbrochen wurde, der frohlockend ausrief: "Hundertfünfundfünfzig!"

"Was – *hundertfünfundfünfzig*?" fragte Tiberius.

"Bestimmt, ich hab die Rechnung zweimal gemacht. Wenn Maximus am 2. März des vorigen Jahres seinen Aufschub erhalten hat, so bleiben ihm heute, am 29. September, noch hundertfünfundfünfzig Tage zu leben."

Tiberius sprang auf die Füße und grinste: "Andreas, du bist ein großer Mann!"

"Was gibt es dabei zu lachen?" gab Andreas zurück. "Das macht dir doch nichts aus, nicht wahr, Maximus?"

"Aber nein, mein armer Andreas, warum sollte es mir etwas ausmachen? Nur hast du dich geirrt: es bleiben mir bloß hundertvierundfünfzig Tage, nicht hundertfünfundfünfzig."

"Wenn ich die Rechnung doch zweimal gemacht habe! Aber das schadet nichts, ich versuch's nochmal." Er vertiefte sich wieder in sein Zahlenwerk.

"Ja, ja," schloß Tiberius, "die Zeit vergeht. Die Philosophen haben leicht lehren, die Zeit sei nur eine Annahme; für sie vielleicht, aber für uns andere – "

"Bitte," unterbrach Antonin, "es gibt nicht *eine Lehre der Philosophie*. Soviel Philosophen, soviel Lehren! Doch du, Tiberius, sage mir, was die Zeit für dich ist."

Clemens nahm wieder Maximus' Arm, um ihn fortzuführen; metaphysische Erörterungen langweilten ihn.

"Nein," gebot Antonin, "geht nicht fort. Das Problem der Zeit geht dich doch ganz persönlich an, Maximus."

"Richtig", bestätigte Tiberius. "Außerdem wünscht Antonin Zuhörer – hören wir."

"Erst sprich du", erwiderte Antonin "Was ist die Zeit für dich?"

"Wie soll ich das erklären? Alles hängt davon ab, wie sie vergeht. Sie kann ein Mittel sein, sich in Geduld zu üben, sie kann Unterhaltung sein, Langweile, Qual ..."

"Du glaubst vielleicht, etwas Paradoxes zu sagen und bist der Wahrheit ganz nah. Jahrhundertlang haben alle heidnischen Weltweisen über die Zeit gestritten, aber niemand hat sie so tief erfaßt wie Augustinus, unser großer christlicher Denker, der den besten Beweis liefert, welche Größe der Glaube der Vernunft zu verleihen vermag. Du, Tiberius, der stets in weltlichem Zank und Hader verfangen ist, bist nicht in den Geist dieser Dinge eingedrungen, obwohl du Verstand genug hättest, sie zu begreifen. Merke einmal auf – es wird dir gut tun."

Antonin bog das rechte Bein ab, stützte die rechte Hand in die Hüfte, hob die linke derart, daß Daumen und Zeigefinger ausgestreckt sich im Kreis berührten, und

begann: "Was ist die Vergangenheit, wenn sie, eben weil vergangen, schon nicht mehr ist? Was ist die Zukunft, wenn sie noch nicht ist? Was ist die Gegenwart, wenn sie nur den ungreifbaren Übergang vom Nicht-Mehr-Seienden zum Noch-Nicht-Seienden darstellt? Wo sind Zukunft und Vergangenheit? Nirgends, außer in unserm Geist. Ist das klar? Ihr werdet einwenden: *Wenn man die Zeit mißt, so heißt das: sie ist Ausdehnung und folglich Wirklichkeit.* Gut, aber worin besteht diese Ausdehnung? Sehn wir zu. Was ist ein Jahr? Eine gewisse Anzahl von Tagen. Was ist ein Tag? Ein Sonnenkreislauf. Doch wenn die Sonne rascher kreiste, würde die Zeit als solche sich ändern? Nein. Und wenn sie gar nicht kreiste, wäre der Ablauf der Zeit dadurch aufgehoben? Ebensowenig. Als Josua es befahl, stand die Sonne still, aber die Zeit lief weiter und gab den Söhnen Israels Muße, den Feind zu besiegen. Die Dauer ist also keine sachliche Wirklichkeit. Ich sage, ein Gedicht ist lang, weil es so und so viele Verse zu so und so viel Silben umfaßt; doch ein langsam gesprochener kurzer Vers kann länger dauern als ein schnell gesprochener langer. Diese elementaren Feststellungen bestätigen zwar, daß die Zeit Ausdehnung ist, antworten aber nicht auf die Frage: *Ausdehnung wovon?*" Antonin schöpfte Atem und wischte sich die Stirn.

"Maximus, sollen wir nicht gehen?" frsagte Clemens leise.

"Nein, die Sache ist mir wichtig."

Antonin nahm seine frühere Haltung wieder an und fuhr fort: "Ich sage einen Vers her und höre, daß er abwechselnd aus langen und kurzen Silben besteht; aber woher weiß ich, daß eine lange zwei kurzen entspricht, wenn im Augenblick, da ich die lange ausspreche, die kurze schon vorbei ist und wenn die gesprochenen Silben ins Nichts versinken, eine nach der andern? Und doch kann ich sie voneinander unterscheiden, das ist sicher; und ich weiß, daß eine Silbe das Doppelte der andern war. Wieso? Warum? Weil ich nicht die Silben messe, die nicht mehr sind, sondern etwas, das von ihnen in meinem Gedächtnis geblieben ist. Ich messe die Zeit in meinem Geist. Der Eindruck, den der Ablauf der Dinge in mir hinterläßt: das ist es, was ich von der Zeit messe; und das bedeutet, daß die Zeit in mir ist."

Antonin sandte einen Siegerblick in die Runde, trocknete sich den Schweiß und begann von neuem: "Und nun erklärt sich alles, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, denn im Geist sind Erinnerung, Wahrnehmung und Erwartung gleichzeitig vorhanden. Die Zukunft ist noch nicht an sich, wohl aber ist sie in meiner Erwartung, die Vergangenheit ist nicht mehr in der Wirklichkeit, wohl aber ist sie in meiner Erinnerung, die Gegenwart ist ohne Dauer, – doch die Aufmerksamkeit dauert. Folglich ist die Zeit eine Ausdehnung, die jeder von uns in sich selbst mißt."

Die letzten Worte des philosophierenden Mönchs gingen in Schweigen unter. Selbst Tiberius blieb stumm. Endlich brach Maximus die Stille: "Ich verstehe, was du meinst, Antonin, oder was dein Augustinus meint; aber scheint dir nicht, daß in der Praxis die

Zeit etwas ist, das uns beherrscht und daher außer uns sein muß? Es widerstrebt mir, auf meine Situation zu deuten, aber ihr versteht mich gewiß ohne weiters. Dieser unerbittliche Verfallstag, der mich in hundertvierundfünfzig Tagen erwartet, – "

"Stimmt", unterbrach Andreas. "Ich habe nachgerechnet: hundertvierundfünfzig."

" – nun, ist er in meinem Geist oder in der Wirklichkeit?"

"Er kann nicht in der Wirklichkeit sein," antwortete Antonin ohne Schwanken, "da er *als Tatsache* noch nicht besteht. Doch er kann im Willen Gottes sein und auch in deiner und unsrer Erwartung als eine Möglichkeit, die nach gewissen Anzeichen Wahrscheinlichkeit besitzt. Verstehst du mich? Ich weiß, daß morgen die Sonne wieder aufgehen wird; aber dies Wiederaufgehen ist bloße Erkenntnis und noch keine Wirklichkeit, denn gegenwärtig ist die Sonne von morgen noch nicht aufgegangen, sie hält sich nicht einmal hinterm Horizont verborgen, um morgen wieder aufzugehen, sondern sie steht noch hier am Himmel und leuchtet uns. Die nächste Morgenröte ist also in diesem Augenblick nur als Möglichkeit in meiner Erwartung. – Wollt ihr ein anderes Beispiel? Wenn du, Clemens, in die Kirche gehst, weißt du schon im voraus, welche Hymne oder welchen Psalm du singen wirst und bereitest dich darauf vor mit dem Gefühl, das du in deinen Gesang zu legen pflegst. Noch vor Beginn strebt deine ganze Seele jenem Lied entgegen, das noch nicht hörbar ist, doch schon in dir lebt. Du beginnst: die Verse strömen deinen Lippen zu, und von deiner Stimme getragen, gleiten sie einer nach dem andern, Wort für Wort, aus der Zahl der in deiner Erwartung bereiten in die Zahl der schon in die Vergangenheit hinabgesunkenen, nicht mehr wiederkehrenden; denn du kannst zwar deinen Gesang morgen wiederholen und er wird *ungefähr* der gleiche, aber nicht mehr *derselbe* sein. – Weiter. Während du einen Ton singst, sind die eben gesungenen Töne schon verklungen, die folgenden noch nicht erklingen; und doch existieren alle zusammen als etwas organisch Untrennbares, als musikalischer Satz, als Melodie. Sie leben, weil sie *alle zusammen* in deinem Geist gegenwärtig sind, vom Auftakt, dessen Nachhall sich schon in der Vergangenheit verliert, bis zur Schlußkadenz, nach der sich im Singen deine ganze Seele leidenschaftlich spannt. Und vielleicht übt auch darum die Musik auf dich solch tiefe Wirkung, weil das vom Klang der fremden und der eignen Stimme erregte Gefühl in dir, als verwandte Empfindungen, die Süßigkeit der Erinnerungen aufruft und zugleich das Verlangen nach etwas, das du von der Zukunft erwartest. Sehnsucht und Gedenken, also für dein Liebesbedürfnis Zukunft und Vergangenheit, verschmelzen in der Musik mit der Gegenwart zu einem unbrünstigen Gefühl, das dir das Herz mit zärtlicher Rührung erfüllt; und du, ohne recht zu wissen wie, bist in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, bist in der Zeit und außer der Zeit, weißt nicht mehr, wo du bist, – und willst es nicht mehr wissen. Ist es nicht so?"

Clemens nickte, zu ergriffen, um zu antworten. Gleich danach aber bezwang er sich: "Antonin," sagte er, "du hast gesprochen als ein Mensch, der weiß was das Herz ist."

"Und der weiß ... – nichts mehr davon."

Tiberius wagte ein Lachen, unterdrückte es aber sofort, die Ablehnung der anderen spürend. Diese schwiegen.

"Und doch", fuhr Clemens fort, "glaube ich, was du sagst, ist wahr, aber noch nicht die ganze Wahrheit. Du wirst dich wundern, einen Mann über diese Dinge sprechen zu hören, der für gewöhnlich philosophischen Erörterungen abhold ist; doch über die Frage der Zeit habe ich leidenschaftlich nachgedacht."

"Dann bist du Philosoph ..."

"Wenn dem so ist, geschieht es unwillkürlich. Meiner Ansicht nach trifft der Einwand, den Maximus gemacht hat, den Kern der Sache. Ich meine so: Daß *für uns* die Zeit eine Ausdehnung ist, ein Vorgang in uns, der von unserm Geist gemessen wird, mag richtig sein; doch wäre ich nicht geboren, würde vielleicht deswegen in meiner Abwesenheit die Zeit nicht verfließen? Gesetzt, alle menschlichen Wesen, ja alle Wesen überhaupt verschwänden, das Leben in jeder Gestalt erlösche, Wasser und Winde erstarrten, die Gestirne stünden still auf ihrer Bahn und im ganzen Weltsystem bliebe einzig eine Sanduhr in Tätigkeit, die fortführe, die Stunden zu verzeichnen; – nun denn, so hörte die Zeit nicht auf, gemessen zu werden, also auch nicht, abzulaufen und zu dauern. Soll ich darum glauben, daß in dem Augenblick, in dem der Sand nicht mehr durch den Hals der Uhr ränne, die Zeit selbst zum Stillstand käme?"

"So ist es wahr," rief Miserere, "daß die Zeit durch sich allein besteht?"

"Das gerade ist die Frage. Alles liegt an dem Sinn, den man diesem Wort *bestehen* beilegt; aber es ist gewiß widersinnig, den Begriff des Bestehenden auf die gegenwärtige Wirklichkeit zu beschränken. Die Geschichte lehrt uns, daß vor Jahrhunderten Julius Caesar gelebt hat, Urheber bestimmter Taten und Werke. Caesar ist tot, Brutus ist tot, doch der Dolchstoß des Brutus ist eine Tatsache, die, wie gesagt, zu jener Wirklichkeit der Welt gehört, die nicht weniger echt ist als die Wirklichkeit des Augenblicks."

"Das ist ein Paradox", erklärte Tiberius.

"Paradox? Antonin hat vorhin den Fall der Töne angeführt, die in einem Lied aufeinander folgen, und hat ihre Kontinuität festgestellt. – Ich will ein anderes Beispiel heranziehen. Wenn ich die Runde durch einen Raum mache, so gehört diese Runde ebensowenig der Gegenwart an wie der Tod Caesars, denn während ich gehe, sind die gemachten Schritte bereits vorbei, die zu machenden noch nicht vorhanden und der Schritt, den ich soeben mache, setzt sich aus einer Reihe unendlich kleiner Bewegungen des Fußes zusammen, von denen nur ein – ununterscheidbarer – der Gegenwart angehört, die andern aber nicht mehr oder noch nicht sind. Und doch

besteht die Runde als Ganzes. Die Wahrheit ist, daß unser Geist nicht einmal fähig ist, die augenblickliche Wirklichkeit zu erfassen, und sie mit einem mehr oder weniger großen Teil Vergangenheit oder Zukunft ergänzen muß. – Ich schreibe ein Gedicht: nach der augenblicklichen, unmittelbaren Wirklichkeit tue ich nichts, als verschiedene Zeichen mit einem Griffel zu ritzen, eins nach dem andern; – nach einer nicht mehr jetzigen Wirklichkeit, die fast ganz der Vergangenheit und Zukunft angehört, schreibe ich ein literarisches Werk in Versen, und nach beendigter Arbeit wird die Tatsache bestehen, daß ich es geschrieben habe, auch wenn ein boshafter Mitmensch mir meine Handschrift vernichten sollte. Daß wir die Vergangenheit nicht stofflich zur Verfügung haben, weiß ich sehr gut; dennoch besteht sie als unzerstörbare Wirklichkeit, die die Gegenwart auf ihrer Spur zurückläßt, sie besteht als Nachklang der Gegenwart oder besser als ihre Seele, die, nachdem sie den flüchtigen Augenblick belebt hat, ihn in Gestalt bleibender Wahrheit überdauert. Hab ich mich klar genug ausgedrückt?"

"Durchaus", erwiderte Maximus.

"Das mag alles so sein," warf Tiberius ein, "aber ich habe den Eindruck, daß wir uns auf schwankendem Grund bewegen."

"Weil die Welt nicht so fest ist, wie es scheint," sagte wieder Clemens. "Der Astronom, der die aufeinander folgenden Stellungen eines Gestirns einzeln bestimmt, als wären sie statisch, seine Bahn aber als gedankliche Ergänzung durch das eigene Hirn betrachtet, gehorcht seiner Bequemlichkeit oder der Armut seiner Hilfsmittel; doch die Wahrheit liegt gerade umgekehrt. Es läßt sich kein noch so winziges Teilchen Zeit denken, worin ein mit Antriebskraft begabtes Gestirn still stünde. Die einzelne statische Position ist eine Fiktion, seine Bewegung ist die Wirklichkeit. Dies allein erklärt die sonst sinnlose Aufeinanderfolge von Positionen, die der Planet in seinem Lauf einnimmt. – Die Woge, die während des Sturms eine Barke gegen die Klippen schleudert, besteht aus allen aufeinander folgenden Bewegungen des Wassers, und die letzte, die das Boot zerschellen läßt, ist nur die Fortsetzung der andern und träte nicht in Erscheinung ohne das Vorausgehende der andern. So wäre das Gestirn, das einen bestimmten Punkt des Weltraums einnimmt, nicht da, wo es heute ist, wäre es nicht gestern da gewesen, wo es war, und die Sonne, die morgen aufgeht, o Antonin, ist nicht allein in meiner Erwartung, sondern zugleich in der ununterbrochenen Wirklichkeit einer Bahn, die sich in Zeit und Raum dehnt. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind ein unteilbares Ganzes, und von den drei Erscheinungsformen der Zeit ist die gleitendste, unfaßbarste für den, der sie auf ihr wahres Wesen zurückführen will, gerade die Gegenwart. Und es geschieht durch natürliche Intuition, nicht durch willkürliches Zusammendenken, daß wir die Zeit begreifen oder eher jenen doppelten Zeit-Raum-Begriff, der allein uns das Gerüst des Weltalls zu geben vermag ..."

Die Mönche, nicht gewohnt, Clemens auf diese Weise theoretisieren zu hören, blickten voll Bewunderung auf ihn. "Und du behauptest, kein Philosoph zu sein!" rief Antonin. "Indessen", unterbrach Andreas, "habt ihr mir noch nicht erklärt, ob es die Zeit gibt oder nicht."

Antonin sah ihn erstaunt an. Tiberius fand seine Stimme wieder: "Andreas," rief er, "du bist zum Verlieben! Seit einer Stunde legen Antonin und Clemens los, und du stehst noch am Ausgangspunkt. Soll ich dir sagen, was die Zeit für dich ist? Eine Matte."

"Eine Matte? Wie meinst du das?"

"Laß ihn reden", sagte Markus liebevoll. Es war das erste Mal, daß er sich ins Gespräch mischte. "Nach meiner Meinung ..." – er schaute mit hängenden Armen verlegen vor sich hin – "nach meiner Meinung hat Clemens recht, aber etwas Wahres muß auch in dem sein, was Antonin behauptet hat. Ich will nur eines sagen, das mir richtig scheint und woran Maximus denken sollte." Unter dem Kreuzfeuer der Blicke war Markus rot geworden und zuckte beständig mit den Wimpern; doch er zwang sich, seine Schüchternheit zu überwinden. "Ich verbinde die von Antonin und Clemens dargelegten Anschauungen mit einem Gedanken, den Tiberius geäußert hat ..."

"Welche Ehre!"

"Zugegeben, die Zeit besteht außer uns, dennoch ist es wahr, daß wir sie erfahrungsgemäß in uns tragen, und das nicht nur als Vorstellung, sondern auch als persönlichen Eindruck, der Veränderungen unterliegt, da alles von dem aufnehmenden Geist abhängt. Erwarte ich für morgen eine Freude, so scheint mir das Heute endlos; erwarte ich einen Schmerz, so fliegen die Stunden. Und so, Maximus, sind deine hundertvierundfünfzig Tage weder viel noch wenig."

"Sache der Genügsamkeit", bemerkte Tiberius halblaut.

"Klammerst du dich ans Leben, so sind sie wenig, strebst du aber mit deinem ganzen Sein nach den Seligkeiten, die nach einem vorbildlichen Tod deiner harren, so werden dir diese Monate des Wartens sogar zu lang erscheinen. Es liegt also an dir – "

"Trugschluß!" unterbrach Tiberius.

"Ich möchte wohl wissen, warum", versetzte Clemens gereizt.

"Sehr einfach. Markus sagt zu Maximus: beginne das Jenseits herbeizuwünschen und du verlängerst das Diesseits. Dagegen sage ich: wenn Maximus das jenseitige Leben herbeiwünscht, kann er nicht zugleich wünschen, das diesseitige zu verlängern; hier klafft ein offenbarer Widerspruch."

"Scheusal!" murmelte Clemens zum zweitenmal.

"Das kannst du wohl sagen", flüsterte neben ihm Andreas, ohne den Kopf von der Matte zu heben.

Markus war sicherer geworden; seine Entrüstung besiegte die Schüchternheit, seine Wimpern zuckten nicht mehr. "Du, Tiberius," sagte er, "hast in jeder Hinsicht unrecht

und solltest nicht so sprechen. Ich versuche Maximus einen Trost zu bringen, und du fährst sogleich mit deiner zersetzenden Logik dazwischen. Du magst wissen, was eine Schlußfolgerung ist, aber du weißt nicht, was eine Seele ist; verstehst nicht, daß ein gläubiger Sinn wünschen kann, sich mit Gott zu vereinen, und sich doch zugleich dem göttlichen Willen anheimgibt; verstehst nicht, daß in der Geduld Süßigkeit liegen mag, wie es eine Süßigkeit im Verzicht gibt und ein Wohlgefühl auch des Leibes, gewiß, auch des Leibes, in der Enthaltbarkeit. Gläubigkeit und Opfersinn widersprechen deiner Logik und vermögen doch mehr als sie. Ich weiß nicht, ob ich mich klar genug ausdrücke, aber ich bin überzeugt, so wie wir die Zeit in uns tragen, tragen wir in uns noch eine Fülle von Kräften, von Möglichkeiten und Schätzen, die du nicht zu heben vermagst."

Tiberius brach in Gelächter aus.

"Was lachst du?" fragte Clemens böse.

"Nur so. Ich dachte an die Kräfte, die Möglichkeiten und Schätze von Andreas' Geist."

"Armer Andreas," rief Clemens, "was hat er dir getan, daß du ihn so verhöhnt?"

"Laß ihn nur reden", sagte Andreas gleichmütig. "Denkst du, ich nehme ihn ernst? Ich mag beschränkt sein, aber mit dem da würde ich nicht tauschen. Ich weiß sehr gut, warum er sich so über mich ärgert."

"Wohl gar, weil ich dich beneide?"

"Allerdings. Und weißt du wohl, warum du mich beneidest? Weil ich mit mir selbst in Frieden lebe und du nicht. Außerdem habe ich eine unzertrennliche Freundin: mein Gewissen. Du aber hast in deinem Gewissen einen Feind."

Tiberius fuhr auf und sollte sich auf Andreas stürzen, doch Clemens hielt ihn zurück.

"Reg dich nicht auf," sagte er, "was Andreas gesagt hat, sollte dich nicht kränken: Deine heimliche Mißbilligung deiner selbst ist wahrscheinlich das gesündeste an deinem Empfinden... – Du würdest Gott weiß was geben, um Achtung vor dir selbst zu fühlen, und doppelt so viel, um die der andern zu erfahren."

"Du verdienst einen Denkkettel, Clemens, aber du bist zu alt, und dann will ich euretwillen nicht in Harnisch geraten. Ich habe Brunos Achtung und diejenigen aller, die mich außerhalb des Hauses kennen. Hab ich die eure nicht, so verzichte ich darauf. Was sie schon wert ist – !"

"Allerhand, allerhand", erklärte Clemens hitzig. "Was man nicht kaufen kann, ist mehr wert, als was käuflich ist. Du kannst dir den Schutz eines Großen, die Treue eines Verräters, die Lobsprüche eines Dichters erkaufen, doch nicht die Achtung eines Bettlers, nicht die unsere. Begreifst du nicht, daß du unter uns ein Fremdling bist?" Je länger Clemens sprach, desto erregter wurde er. "Kannst du mir sagen, warum du herkommst, um die Rolle ... die Rolle ... nun ja, die Rolle des Versuchers zu spielen? Stichelreden, Spitzfindigkeiten, Verneinungen – "

"Beruhige dich, teurer Clemens", riet Tiberius. Er suchte sich eine Haltung überlegenen Spottes zu geben, war aber bleich vor Zorn.

"– Anspielungen aller Art ... Einflüsterungen ..."

"Teurer Clemens, merkst du nicht, daß du schon Mühe hast, Wörter zu finden?"

So war es. Vor Tiberius' höhnischem Gesicht verlor Clemens die Selbstbeherrschung. Seine Gefährten schauten ihn an, erstaunt, den sonst so ruhigen Mann in solcher Erregung zu sehen. "Clemens," sagte Markus liebevoll, "laß gut sein. Es lohnt nicht, sich zu erhitzen."

"Ich weiß, daß es nicht lohnt, ich möchte ihn nur noch fragen – den da! – warum er sich als Mönch ausgibt, wenn es so in ihm ausschaut, und warum er hierher kommt, den Versucher zu spielen!"

"Clemens, du wiederholst dich", unterbrach Tiberius scheinbar gelassen. Plötzlich aber fiel ihm die Maske vom Gesicht; der Zorn war zu groß: "Schließlich kann ich doch tun, was mir paßt," schrie er mit schriller Stimme und fuchtelte mit den Armen, "und brauche euch keine Rechenschaft zu geben!"

"Wir wollen deine Rechenschaft nicht. Du sollst nur einen anderen Weg wählen; kannst du das nicht tun, so laß wenigstens die Brüder in Ruhe, die bloß nach Frieden verlangen. Geh fort von hier, geh zurück zu den Arianern, von denen du gekommen bist!"

"Du lügst", schrie Tiberius. "Verleumdung! In Alexandrien habe ich dem Athanasius gedient, das wissen alle."

"Doch als es den Arianern gelungen war, den Athanasius in die Verbannung zu treiben, was hast du dann getan? Hast du nicht seinem Nachfolger und seinen Verfolgern gedient? Glaubst du, daß das nicht auch alle wissen? Nur Bruno allein weiß es nicht."

"Verleumdung!" brüllte Tiberius noch einmal, indes ihm die Augen aus dem Kopf traten. "Aber wißt ihr, was ich euch zu sagen habe? Daß ich genug habe von euch allen. Eure heuchlerische Frömmigkeit ekelt mich an. Ich lasse sie euch und gehe meiner Wege." Er warf einen finsternen Blick in die Runde und entfernte sich.

"Gott sei Dank", sagte nach einer kleinen Weile Andreas. "Und auch du sei bedankt, Clemens. Du hast starke Wahrheiten ausgesprochen und uns von einem Fremdkörper befreit."

Clemens hatte sich auf eine Bank gesetzt. Noch keuchend und erhitzt im Gesicht, suchte er seine Fassung zurückzugewinnen. "Ich habe mich zu sehr erregt" sagte er, verwundert über sich selbst.

"Fürchtest du, er könnte sich rächen?"

"Das kümmert mich wenig; bei nächster Gelegenheit würd' ich ihm dasselbe nochmal ins Gesicht sagen. Was mich reut, ist nur, daß ich so unbeherrscht gewesen bin; es ist

beschämend, wenn man so seine Fassung verliert." Er wollte noch hinzufügen: *Und geschmacklos ist es auch*, besann sich aber, daß das ein allzu weltlicher Gedanke sei.

Die Sonne war im Untergehen; ein kühler Hauch hatte sich erhoben und der Frieden des Gartens schien nach jenem Auftritt wunderbar neu.

"Andreas," sagte Maximus plötzlich, "lehre mich beten."

"Ich?" Andreas sah von der Matte auf. "Warum wendest du dich an mich? Kannst du denn nicht beten, du?"

"Nicht, wie ich möchte. Du hast eine lautere Seele, ich habe das nie so tief empfunden wie jetzt; du lebst in der Einfalt des Gefühls. Du mußt wissen, wie man betet."

"Aber ich kann es nicht lehren und habe keine besondere Art und Weise; ich lege alles in Gottes Hand, das ist alles. – Bitte Markus oder Clemens."

Clemens, der mit gesenktem Kopf dastand, wehrte ab. "Auch ich habe zu lernen", sagte er einfach. Sein Gesicht war noch stark gerötet und der Atem ging keuchend.

"Fühlst du dich nicht wohl?" fragte Maximus.

"Ich bin müde. Beachtet es nicht, es wird schon vorübergehn." So sagte er, doch er fühlte, wie ihm das Herz in der Brust hämmerte, wie die Schläfen pochten, der Kopf brannte, und eine hoffnungslose Traurigkeit erfüllte ihn.

"Früher einmal", sprach Markus, "war auch ich nicht imstande, richtig zu beten; ich war nicht gesammelt, nicht bei Gott. Ich will nicht behaupten, daß ich's jetzt gelernt habe, aber immerhin, ein Fortschritt ist da. Nur ... – Doch vor allem: was heißt beten? Einfach den Herrn um etwas bitten? Das ist schnell getan: du bittest, ohne viel Worte, und wartest. Aber dann ist das Gebet nicht ein Akt der Religion, es ist praktische Handlung – vom Glauben bekräftigt, wenn du willst, aber zweckvolle, ja: auf Nutzen orientierte Handlung. Der Allmächtige wird dir deine Bitte gewähren, wenn es ihn gut dünkt; doch wenn er es tut, so wird es durch seine Güte, nicht durch dein Verdienst sein. – Für mich bedeutet Beten nicht, den Himmelskönig um eine Gnade zu bitten, wie du sie von einem König dieser Erde erbitten würdest, indem du ihn deinen Wünschen und Nöten geneigt machst. Gebet heißt vor allen Dingen, sich mit Gott in Gefühlsgemeinschaft zu setzen. Der Rest ist Beiwerk."

"Und doch", sagte Maximus, "hat Gott gesagt: *Klopfet an und es wird euch aufgetan*, und hat uns das *Vaterunser* gelehrt, in dem ganz bestimmte Bitten ausgesprochen werden."

"Ich schließe ja die Bitten nicht aus, ich sage nur, das Wesentliche sind sie nicht. Das Wesentliche ist der Glaubensakt, der in dem Anklopfen liegt, ist der Zustand der Anbetung und Ergebung, der in dem ganzen ersten Teil des *Vaterunser* zum Ausdruck kommt und in dem Wort gipfelt: *Dein Wille geschehe*. Bist du in solcher Verfassung, so wird alles, was du sagst, recht sein, bist du es nicht, so mußt du vor allem diesen Stand der Gnade suchen."

"Und wie soll ich ihn finden – ?"

"Der eine sucht ihn in der Andacht und es kann sein, daß Betrachtung, unterstützt durch eine Fähigkeit zur Besinnlichkeit und Anschaulichkeit, dich in den Hafen führt und dir die Geheimnisse des Leidens Christi nicht nur im Geist, sondern auch im Herzen nahebringt. Nur ist Betrachten meiner Empfindung nach immer zugleich ein Schließen auf etwas, das heißt ein auf das Göttliche bezogenes menschliches Tun, während im Stand der Gnade es das Göttliche ist, das auf das Menschliche einwirkt. Ganz abgesehen davon, daß die Betrachtung immer eine Anstrengung erfordert, die den Geist anspannt und damit die Persönlichkeit steigert, während es doch nötig wäre, sie sozusagen aufzuheben, damit sie tauglich werde, den Herrn zu empfangen. In der Verzückung mehr als in der Versenkung. Auch mir ist es manchmal widerfahren ... – doch es ist nicht recht, über diese Dinge zu sprechen."

"Sprich, sprich", baten beide Mönche.

"Auch mir ist es widerfahren, daß ich, vielleicht ohne es zu wollen, in einen unnennbaren Zustand geriet – Unruhe, ein Jagen aller Pulse, eine Erregung, die mich erzittern ließ, die vom Leib zum Geist und vom Geist zum Leib übergriff, ein Wallen und Fluten ... das läßt sich nicht schildern." Ohne die Stimme zu heben, legte Markus in seinen Ton eine beklommene Entrücktheit. Die Lippen zitterten ihm, die Mundwinkel zuckten. "Ja, eine Art Wallen, ein Wirbel, der aufsteigt, sinkt, kreist, ein unsagbarer Taumel; Entzückung, Jubel, heilige Scheu, Niedergeschlagenheit, Rausch, Himmel und Erde, Lichtfunken, feierliche Stimmung, glühende Worte, heilige Worte, ein immer hinreißenderes Drängen und Strömen, ein Erbeben des Leibes, der unfähig ist, solche Spannung länger zu ertragen, voll Verlangen, sich allem mitzuteilen, was ihn umgibt, und nicht fassen kann, daß die Dinge um ihn her gleichgültig bleiben vor dem Wunder, das sich begibt, vor dieser göttlichen Besitzergreifung, denn alles das ist Gegenwart Gottes, ist der Sturm Gottes, der durch mich hinfuhr und mich mit sich riß, und da ... " – Überwältigt hielt er inne, kam schauernd zu sich, schien zur Erde zurückzukehren. "Verzeiht", murmelte er und lächelte die Gefährten schüchtern, gleichsam um Nachsicht bittend an. "Das sind natürlich seltene Erfahrungen, nicht durch den Willen hervorzurufen und mit einem Aufruhr der Sinne und der Seele verbunden, der vielleicht Gott weniger genehm ist als minder erregte Zustände. Ein Heiliger hat gesagt, das Gebet sei nur dann vollkommen, wenn der Betende nicht merkt, daß er betet.⁴ Mir scheint, die Gemeinschaft mit Gott darf nicht eine Art krankhaft übersteigter Zustand sein noch ein gewaltsam auf dem Weg der Askese erzwungener. Gott darf man sich nur sanft nähern ..."

"Das gerade sollst du mich lehren!" rief Miserere.

⁴ Dieser gedanke wurde übermittelt durch den mystiker petrus von alcantara (1499 - 1562), siehe bei <http://www.jc-k.org/Patrone/PetrusvonAlcantara.html>.

"Ein Mittel dazu ist: mit der Abtötung des Willens beginnen, ihn unter dich treten, jede Tätigkeit, jede Teilnahme unterdrücken, die der Gegenwart oder Zukunft zugewandt ist, den Sinnen Schweigen auferlegen ..."

"Scheint dir das so leicht?"

"Gewiß ist es schade, daß wir nicht für alle Sinne solche Lider haben wie für die Augen, um das Sehen auszuschalten; doch wenn du dich mit ernsthaftem Vorsatz dazu rüstest, kannst du viel erreichen. Einmal so weit gelangt, mußt du dein Gewissen gründlich erforschen und reinigen. Die meisten Menschen halten immer noch etwas zurück, wenn sie beten, als dächten sie, es dem Allmächtigen selbst zu entziehen: einen unstatthaften Wunsch, eine törichte Hoffnung, einen unerschöpften Groll, eine letzte irdische Leidenschaft,, die befriedigt sein möchte, eh wir entschlossen den Weg des wahren Lebens beschreiten, das bald beginnen soll, aber nicht gleich, nicht heute, vielleicht nicht einmal morgen. Selbst in seinen feierlichsten Augenblicken vor sich selbst und vor dem Ewigen ist der Mensch ein Abgrund von Vorbehalten. Darum: weg mit all dem, weg mit noch viel mehr! Von allem mußt du dich losreißen, wenn du diesen Weg gehen willst – von allem."

"Doch was bleibt mir nach so viel Entäußerung?"

"Erinnerung und Vorstellungsgabe sind die Gewichte, die dich immer wieder zur Erde hinabziehen, wenn du im Begriff bist, dich zu erheben, – das Eindringen des währenden Ich in das Ich des Augenblicks, das dich hindert, zu sein, was du unter bestimmten Bedingungen sein möchtest, und dich zwingt zu sein, was du gestern warst oder morgen sein wirst, – alles, nur das nicht, was du heute bist oder sein könntest, denn dazu bedarf es nicht der Vorstellungsgabe noch der Erinnerung, sondern nur der Gegenwart deines von jedem anderen Gewicht befreiten Geistes. Gelingt dir das, so bist du am Ziel, für diesen einen Augenblick. – Gib dich vertrauensvoll einer Entsagung des Willens hin, die weder träge ist noch stumpf, sondern eher empfangend, indem du dich der wirkenden Gottheit überläßt ohne eigenes Tun, ohne Vorsatz, ja sogar ohne Gebet, nur in einer gläubigen Erwartung, einer Betrachtung seiner unergründlichen Macht, zufrieden, zu bewundern, ohne zu ergreifen, ja gerade zufrieden, nicht zu begreifen."

"Das ist wunderbar, doch schwierig. Das würde ich nie erreichen."

"Dann quäle dich nicht ab, sondern schlage einen anderen, sichereren und leichteren Weg ein. Bemühe dich, Stille und Einsamkeit um dich zu schaffen, und wenn du dein Bestes getan hast, sei das Ergebnis auch nicht so, wie du möchtest, versuche ohne weiters mit dem Herrn auf du und du zu kommen. Aber fang nicht erst an, allgemeine Gebete vorzutragen noch dich an eine unfäßliche, mit Welten und Ewigkeiten beschäftigte Gottheit zu wenden. Denke an einen zugänglichen, ja gegenwärtigen Gott, der bereit ist, gerade dir sein Ohr zu leihen, mit dir Zwiesprache zu halten. Um diesen

Gott zu finden, such nicht erst lange verzweifelt um dich her, denn du trägst ihn in dir selbst. Das Gefühl des Göttlichen kommt dir nicht von außen, es wohnt in deinem Innern, wächst aus deinem Herzen. Stell dich im Geist deinem eigenen Selbst gegenüber und suche den Vater auf dem Grund deines Herzens, denn dort ist für dich seine Wohnstatt. So klein du bist, in diesem Herzen, das nichtig ist, verweslich, erbärmlich, lebt ein Wesen, das du nicht kennst – oder das du verkennst. Und entschließt du dich nur, ohne Abscheu in all der Schlacke zu wühlen und das Überflüssige, das Faule und Schlechte in dir wegzuworfen, so findest du gewiß Ihn, verborgen wie in einem Tabernakel: einen gesammelten, geduldigen, fast wage ich zu sagen einen anspruchslosen Gott, der dein wird wenn du nur zu Ihm sprichst, denn wie du dich in Ihm wiederfindest, so findet Er sich in dir, und ihr beide seid eins ..." – Hier zuckten in Miserere Erinnerungen auf, Gesichte, Reueschmerzen – "... und du wirst Ihn geneigt finden, sich deiner anzunehmen, mehr als du selbst es tust und vermagst. Sprich vertraulich mit Ihm, ohne jede Schwärmerei; rede ganz einfach wie mit jemandem, der dich versteht, der an dir Anteil nimmt, dich auch manchmal liebevoll ermahnt und dir dann wieder zulächelt ..."

Markus blickte in die Ferne, den Kopf etwas seitlich geneigt, ganz im Bann seiner Rede; und die langsamen Worte, tonlos, gleichmäßig fallend, schienen aus der Tiefe heiliger Gründe emporzusteigen. "Stell dir vor, statt hier im Garten mit mir und Clemens zu reden, wärest du im Raum deines Herzens und redetest mit Ihm. Dies Zwiegespräch, würziger und lebendiger als das gewöhnliche Selbstgespräch des Gebets, wird dich vor Zerstreung bewahren, dich gewöhnen, in jedem Augenblick den väterlichen, brüderlichen Freund nahe zu wissen, wird dir's natürlich erscheinen lassen, dich an Ihn zu wenden und in Seiner Gesellschaft zu leben. Gelingt es dir, aus deinem Herzen die göttliche Wohnstatt zu machen, so wird dir's jedesmal, wenn du in dein Innerstes hinabsteigst, so sein, als gingest du zu einem Freund, und alles was sich dir dort drinnen als Ihm fremd und mit Ihm unvereinbar zeigt, wird dich beleidigen wie etwas Eingedrungenes. Die Hauptsache ... – doch verzeih, Maximus: du hast um einen Rat gebeten und ich halte dir eine Predigt."

"Sprich weiter, ich bitte dich. Die Hauptsache, sagtest du – "

"– ist, daß du auf dein Herz achtest, es deines wundersamen Gastes würdig wissen willst und ihm darum nicht die Freiheit läßt zu tun, was es begehrt, oder dich begnügt, als ohnmächtiger Zuschauer seinen Verkehrtheiten wie beklagenswerten, doch unvermeidlichen Erscheinungen zuzusehen; nein, du mußt es im Auge behalten wie einer, dem die Obhut über Seelen anvertraut ist, mußt deine Vernunft zur Lehrmeisterin deines Herzens machen, ihr den Auftrag geben, es stets für die heilsamen Gespräche gerüstet zu halten. – Wenn es dir manchmal im Laufe solcher Gespräche widerfährt, daß die Inbrunst nachläßt, verzweifle nicht, denn es handelt

sich um natürliche Ermüdung. Beruhige dich und laß dir an der Süßigkeit genügen, die dir im Herzen geblieben ist. Auch ist es nötig, daß du die überlieferten Vorstellungen vom Beten aufgibst, die du gewiß hegst, daß du nicht etwas Schwieriges, Erzwungenes darin siehst. Ich bin gewiß, das Streben nach Gott, die Erwartung Gottes sind ein Teil des Gebetes und allein schon verdienstlich, auch wenn das Erreichte nicht dem Verlangen entspricht. Mit Gott lebend, mit Gott atmend, betet man, auch ohne zu beten, und man kann Ihm, glaube ich, keine höhere Bitte unterbreiten als diese stete Vertrautheit. *Mit Gott atmend*, damit wollte ich ein unbewußtes Tun ausdrücken. Man muß Blumen nicht erst pflücken, sie zum Strauß binden, an ihnen riechen, um sich mit ihrem Duft zu erfüllen; es genügt, in einem Garten wie diesem zu wandeln ..."

Bei den letzten Worten begann Antonin, der bis dahin seine übliche Ruhelosigkeit überwunden und unbeweglich verharrt hatte, um kein Wort von Markus' Rede zu verlieren, auf und nieder zu gehen. Das warme Rot der Klostermauern schien sich in der Höhe feurig zu entzünden, indes die unteren Schichten schon in kühlerem Grau verglommen. Tiefe Stille hatte sich ringsum gebreitet.

"O seht, wie wunderbar!" rief er plötzlich. Zwei bunte Schmetterlinge gaukelten über die Wiese, zogen leichte Flatterkreise, näherten sich einander, entfernten sich voneinander und kehrten wieder zurück; sie berührten sich im Schweben wie in liebender Werbung. Augenblickslang ließen sie sich auf zwei Rosen nieder und nahmen gleich wieder ihr lautloses Flattern auf, bis sie mit der gleichen Anmut, wie sie gekommen, tanzend entschwanden. Die Mönche folgten ihnen mit träumerischem Blick, dann versanken sie jeder in seine Gedanken. Antonin war der erste, der das Schweigen brach, als setzte er ein inneres Gespräch fort: "Ich verstehe dich, Markus; du hast mit großer Schlichtheit sehr tiefe Gedanken ausgesprochen. *Gott in uns beherbergen, auf dem Grund des Herzens* ... Aber hat das Herz einen Grund? Man glaubt ihn zu berühren, aber man findet ihn nie. Und dann ... manch einer verschließt sich mit dem eigenen Gott in der Brust, wie du es vermagst, oder im Gären seiner Gedanken im Hirn, wie es mir geschieht. Er versenkt sich in sich selbst, indes draußen ... – Hebt er die Augen zum Himmel, so fühlt er in dieser grenzenlosen Weite Gott; blickt er um sich, so sieht er vielleicht zwei Falter, wie wir sie eben sahen, und findet auch in ihnen Gott wieder; läßt er sich von der weichen Zärtlichkeit des herbstlichen Lichts durchdringen, so kann er nicht in sich eingemauert bleiben; das Herz öffnet sich, die Begriffslehren verflüchtigen sich vor dem Anhauch des Wunders ..." Er schwieg, drückte alles Weitere mit einem Seufzer aus.

Clemens fühlte, wie die milde Weichheit des Abends ihn überwältigte, ihm Schwermut ins Herz senkte. "Ich gehe", sagte er und stand mühsam auf. Dann, zu Miserere gewandt: "Ich weiß nicht, ob ich heute abend in den Chor und ins Refektorium komme. Ich bin müde."

"Soll ich dir Gesellschaft leisten? Ich wäre glücklich – "

"Sorg dich nicht um mich. Vielleicht tut mir das Alleinsein gut."

"Du, der über Einsamkeit klagte?"

Ohne zu antworten, begnügte sich Clemens, die Arme sinken zu lassen mit einer Gebärde, die deutlich sagte: *Was willst du? So ist der Mensch*. Dann, um unbefangen zu scheinen, verabschiedete er sich von jedem der Gefährten besonders, indem er ihm mit einem halb scherzhaften, halb freundschaftlichen Lächeln Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand reichte.

Gegenwart – Vergangenheit – Zukunft – der sichere Tod – das kommende Leben ... Auf der Strohschütte der Zelle ausgestreckt, die Hände unterm Kopf versenkt, suchte Maximus seine Gedanken zu sammeln. Clemens hat recht. Die Zeit mag in gewisser Hinsicht meine innere Erfahrung sein, doch ihrem Wesen nach ist sie Wirklichkeit außerhalb meiner, von mir unabhängig, gleichgültig, ja schlimmer noch: feindlich; sie wirkt und vergeht, ob ich mich nun bemühe, mich mit anderen Gedanken abzulenken, oder ob ich von jenem einen Gedanken besessen bin und umsonst versuche, ihn mit ausgestreckten Armen von mir abzuhalten wie einen Klotz, der auf mich stürzen will. Wohl ist jedem seine Frist gesetzt; doch da der Tod einem Jäger gleich im Hinterhalt lauert und nicht auf das Vergnügen der Wahl und Überraschung verzichtet, bleibt dem Sterblichen die Ungewißheit des *Wann*; und Ungewißheit nährt die Hoffnung, und Hoffnung macht aus der Zeit eine verschleierte Landschaft, die sich mit lauter Wunschbildern belebt. Zwar fährt Tag für Tag die rauhe Hand der Wirklichkeit über die kaum gemalten Bilder, aber der innere Trieb läßt sich dadurch nicht entmutigen und wird nicht müde, neue Hirngespinnste zu entwerfen, die bis zum Morgen vorhalten mögen. Wo aber das Morgen versperrt ist, ist die Zeit selbst verstümmelt. – Was war die Zukunft für Miserere? Er schiffte auf trostlosem Meer nach trostlosen Ufern des Unbekannten.

Warum hatte Gott, der ihm so viel fromme Empfindung ins Herz gelegt hatte, ihm nicht auch den schlichten, einfältigen Glauben gewährt, der dem Leben Halt und Stütze gibt? Was Markus ihm geschildert, mochten heilige Entrückungen sein, aber sie bedeuteten Absterben bei lebendigem Leib. Und war, was ihm jener als Lebensregel empfahl, nicht eher das Ergebnis einer angeborenen Wesensart? – Wie einen ganz im Diesseits befangenen Geist nach dem Jenseits lenken? Maximus fuhr fort, in sich zu suchen. Das beherrschende Gefühl, das sein Wesen durchdrang, war die Liebe zur Erde, das Bedürfnis, sich die Lungen mit Luft zu füllen, die Augen zu öffnen, das

leibliche Empfinden des eigenen Seins und der eigenen Wärme zu haben, sich in menschlicher Verbundenheit zu wissen. War es seine Schuld, wenn der Zauber der Erde so viel über ihn vermochte, daß er die Wirklichkeit selbst verklärte? Rief er sich seine Kindheit zurück, die Erlebnisse eines zarten, schüchternen Knaben, so füllten sich auch die Stunden der Schwermut, durch das Dämmer der Ferne hindurch, mit unnennbarem Duft, und diese Zeit der ersten Jugend leuchtete in mildem, stimmungsvollem Licht wie gewisse Berglinien am Horizont, die sich mit der untergehenden Sonne blau und scharf vom Himmel abzeichnen, die reine Schönheit ihres Umrisses enthüllend. So erschien ihm auch die Zeit seines Einsiedlertums nicht mehr durch Härten und Entbehrungen verfinstert; die rückwärts gerichtete Phantasie schuf den Mythos eines verklärten asketischen Lebens voll stiller Freude, worin ein sagenhafter Maximus durch die Wälder wandelte und den Herrn pries, daß er die Schöpfung gewollt, oder reglos dasaß und die Empfindung des Gesammeltseins genoß, die das Fließen der Stunden im Dunkel der Nacht ihm ins Herz träufelte. Wenn dann die zarte Silbersichel des Mondes im Westen erglänzte, war dies Funkeln der brüderliche Gruß, den das von langer Fahrt rückgekehrte Gestirn ihm zusandte. Der Mond stieg und wuchs für ihn, blickte schützend auf ihn, legte ihm seinen Schatten zur Seite, den geliebten Gefährten seiner Nächte, den stillen Vertrauten seiner Gedanken, der, wenn er selbst in einer Lichtung niederkniete, sich neben ihm beugte, die Hände faltete wie er und andächtig und körperlos für ihn zu beten schien, während ringsum das Zirpen der Grillen Luft und Seele erfüllte.

Damals, als seine religiöse Berufung sich zuerst offenbart hatte, war ihm die Gewöhnung ans Klosterleben schwer gefallen; doch die schlechte Luft, die Mühen und Anstrengungen, die Schwierigkeit des Umgangs mit neuen, oft mürrischen Menschen, all diese Pein, selbst die quälendste, sich unsauber zu fühlen, haftete nicht in der Erinnerung, sobald er sich der zauberhaften Wirkung der kirchlichen Feiern und des ergreifenden Eindrucks der nächtlichen Chöre entsann: Wie er sich von den Wellen des Gesangs hatte tragen lassen oder wie die Frauenstimmen erklingen waren und er sich Mühe gegeben hatte, manche darunter aus dem Chor herauszuhören: die ganz hohen, reinen, die wie Vögel aufflogen, und andere, menschlichere, die beinahe zu den Sinnen sprachen, warm und voll und seelenhaft – wie diejenige von ...

Damals hatte ihn etwas abgehalten, die Gelübde zu leisten, und ihn zuletzt vom mönchischen Weg weggeführt. Jetzt war er zurückgekehrt, wie sehr verwandelt und mit welchen Erinnerungen! Nach Krankheit und Begnadigung hatte er sich vor einem unbekanntem Gestade voll lockender Verheißungen gesehen; und nach der ersten Unruhe der tastenden Leidenschaft hatte er sich ganz und gar dem Erlebnis hingeeben, hatte Stunde um Stunde ein Kunstwerk draus gemacht, mit einem Bedürfnis, sich zu weiten, auszugießen, zu verschwenden, das ihm die Brust sprengen

wollte, links, wo er früher einmal den Sitz des Gewissens hinverlegt hatte, wenn er hinabstieg, es zu erforschen, auf der Suche nach seinen Sünden. Aber diese neue Gewalt ins Herz zu verlegen, war sinnlos, da sie ihm in alle Sinne und alle Kräfte gedrungen war. In manchen Augenblicken hatte Miserere das Gefühl, daß sie nicht nur in ihm sei, sondern auch von außen wirke. Und er wußte nicht einmal, sollte er Seele oder Leib dafür verantwortlich machen; denn während ihm bisher die beiden durchaus verschieden vorgekommen waren, vermochte er seit einem Jahr nicht mehr zu unterscheiden, ob das Verlangen, das ihn erregte, da oder dort seinen Ursprung hatte, wo das eine endete und das andre begann und wo die Liebe thronte. Er wußte nur, daß sein ganzes Ich – Seele, Leib, Hirn, Herz, Sinne, Gefühl – ihn zu Monika drängte, und es war Marter zu wissen: sie war in Rom, so nah, mit ihrem Mund, ihren Augen, ihrer Stimme, und alle konnten sie sehen, alle zu ihr gelangen, nur er nicht, er nicht!

Er war aufgesprungen, durchmaß erregten Schritts die Zelle. Was hatte ihm dieser unselige Tiberius angetan! Monika in Rom – und sonst nichts erfahren, nichts erfragen können! Den Brief hingegeben zu haben, der ihn zu rufen schien: *Miserere, Miserere ...* Vernichtet. War da in Rom etwa noch eine Stimme, die nach ihm rief?

Hier heißt's vorsichtig sein und schrittweise vorgehen, hatte sich Clemens gesagt, als er nachts seine Zelle betrat. Er hatte sich Gewalt angetan, war mit den Brüdern in die Kirche und ins Refektorium gegangen, nun aber konnte er sich nicht mehr aufrecht halten. Er wollte sich niederlegen, aber schwach, wie er war, fiel es ihm schwer, den massigen Leib in die richtige Lage zu bringen. Sich mit der Hand gegen die Mauer stützend, begann er das eine Bein abzubiegen, fühlte aber gleich, wie das andere unter ihm nachgab, und fand sich plötzlich auf den Knien liegend. Langsam drehte er sich, mit den Armen nachhelfend, und ließ sich rücklings auf den Strohsack fallen. Jetzt galt es, Herz und Lunge zur Ruhe kommen zu lassen; er schloß die Augen und verhartete regungslos. Nach einer Minute ertrug er es nicht länger. In dieser Stellung ging der Atem immer keuchender und das Blut strömte ihm zu Kopf. Er richtete sich mühsam zum Sitzen hoch und stützte den Rücken gegen die Wand. Einen Augenblick war ihm leichter zumute. Er fühlte sich den Puls. "Immerhin," sagte er zu sich, "er geht noch. Mein armes Herz, ich hab dir genug zu tun gegeben mit diesem Zentnergewicht und allem übrigen dazu, und du schaffst es immernoch; hab Dank, mein altes Herz." Von Müdigkeit überwältigt, ließ er den Kopf auf die Brust sinken; doch nach wenigen Minuten Traum und Wirklichkeit fühlte er einen Stoß und fuhr erschrocken aus dem Schlaf. Die Brust war in Aufruhr, das Hirn in Flammen, im Schädel ein wildes Brausen. *Schlimm*, dachte er, *ich habe mich wegen Tiberius zu sehr erregt. Meine Schuld. Ich hätte mich beherrschen sollen. Jetzt darf ich mich vor allem nicht rühren. Es steht bedenklich und da*

genügt eine unvorsichtige Bewegung ... Die Vorstellung verdichtete sich plötzlich: eine einzige unvorsichtige Bewegung, und es konnte das Ende sein. Er war über siebzig, schweren Leibes und müden Herzens. War die Stunde da? Nun hätte ein Priester notgetan, aber wie ihn rufen? Durch den Gang kam niemand, und in den Nachbarzellen schliefen Maximus und Andreas gewiß schon lange. Zwar von Maximus' Seite glaubte er, durch das Dröhnen hindurch, das sein Ohr erfüllte, das Geräusch ruhelos wandernder Schritte zu vernehmen. Der arme Junge war also wach und dachte sicher an seine Monika. Clemens wollte ihn rufen. Er versuchte, den Mund zu rufen, vermochte es aber nicht; die Zunge war geschwollen, die Kiefer verkrampft. Angst packte ihn. Er wollte an die Wand klopfen, der Finger versagte den Dienst. Das Herz tat einen Stoß, dann begann es in der Brust zu flattern, schnell und immer schneller. Ohne den Kopf zu bewegen, sandte Clemens einen hilfefeulenden Blick in die Runde. Aber wo war Hilfe? In der Zelle regte sich nur der Schatten, den das zuckende Lämpchen warf. Er rang danach, seine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen. Nun galt es, den Kopf oben zu behalten, sich zu ergeben und zu warten. Worauf? Er wußte es nicht. *Falls ich morgen noch am Leben bin – dachte er – kann ich mich so, mit gelähmter Zunge, nicht einmal an einen Priester wenden. Ich muß mich Gott empfehlen.* Er versuchte, Markus' Rat gemäß sich vorzustellen, er trüge Jesus Christus leibhaftig in sich, doch das Hirn vermochte nicht, die Gedanken festzuhalten. Konnte er in solcher Verwirrung eine richtige Gewissensforschung vornehmen? Er mühte sich, suchte sich zu sammeln. Fetzen der Vergangenheit stiegen vom Grund der Erinnerung auf. Großer Sünden entsann er sich nicht. Er war in jeder Weise schwach gewesen, doch derlei Dinge vergibt Gott in seiner Güte. Gegen den Nächsten hatte er sich oft unduldsam und überstreng im Urteil erwiesen, doch tatsächlich hatte er nichts Böses getan und war bereit, denen zu vergeben, die ihm selbst Böses zugefügt hatten. Auch den widerwärtigen Leuten gegenüber konnte man sich schließlich nachsichtig zeigen und ihnen gutmütig zwei Finger hinstrecken – fortan ...

Lippen, Zunge, Glieder waren wie Blei, fremd, nicht mehr sein. Doch fühlte er sich nun ruhiger und sein Herz schlug minder heftig; nur setzte es zwischen seinem überschnellen Pochen plötzlich aus, wie um auszuruhen; dann begann es seine Arbeit von neuem, tat acht, zehn aufgeregte Schläge und blieb wieder stehen.

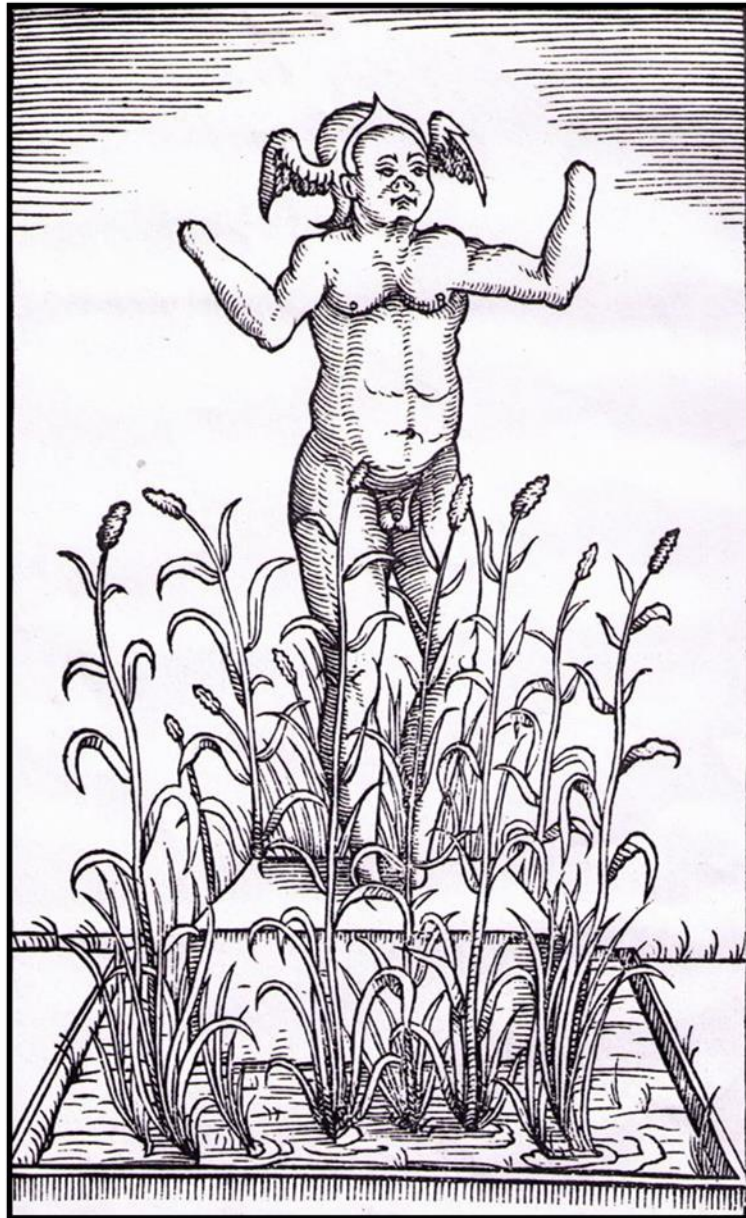
"O Herr, vergib mir und nimm mich gnädig auf." – Warum sollte ihn der Herr nicht aufnehmen? Er war ein leidlich guter Mann gewesen, wenn auch nicht gerade ein Heiliger, und hatte zeitlebens, zumal in den letzten Jahren, auf Gott gebaut. Ist Hoffnung nicht die Blüte der Tugend? Er hatte auch inbrünstig gehofft, dort drüben sein Weib zu finden, bereit, ihn zu empfangen, wie sie's auf Erden pflegte, sooft er, von irgendeiner Irrfahrt zurückkehrend, vor sie getreten war. Wie würde sie aussehen, wenn er sie nach dem Tode wiederfand? Geläutert? Schöner? Nein, nein, sie sollten sie

ihm nicht verwandeln. Er wollte sie wiedersehen, wie sie zuletzt gewesen war, höchstens ein wenig jünger; aber nicht verändert! Daß sie doch noch am Leben wäre, hier bei ihm, um ihm in dieser Not beizustehen, liebend, mütterlich! Doch nein, die Ärmste, wer weiß, wie sie gelitten hätte, ihn in diesem Zustand vor sich zu sehn. Besser so, wie es war.

Clemens hätte auch gern einige seiner Gefährten um sich gehabt, besonders Maximus; doch der war verstrickt in seine Qual und ahnte gewiß nicht, daß zwei Schritte weit von ihm einer lag, der vielleicht den letzten Kampf kämpfte ...

Auf dem Stroh sitzend, Kopf und Rücken gegen die Mauer gestützt, mit hängenden Armen, war Clemens nunmehr ganz in sein Schicksal ergeben. Nichts zu machen, kein Mensch, von dem er Abschied nehmen konnte. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Leben selbst einen letzten Gruß zu senden. Im Grunde hatte es ihn nicht schlecht behandelt. Es war wie ein reizvolles Weib, das Leben: ein wenig traurig, ein wenig welk im Gesicht, mit schwermütigem Mund, doch es konnte so wunderschön lächeln ...

Nein doch – das war nicht das Leben, das war ja seine eigne Frau! Seine Gedanken verwirrten sich, gingen unter in einer ruhigen Heiterkeit. Das Leben war voll tiefen menschlichen Sinns, und die Welt schien eigenes für das Leben geschaffen. Auch die Sterne hatten damit nichts zu tun. Schade, daß sie verdämmerten. Alles schien langsam vor ihm zu versinken, wer weiß wohin, leise rauschend wie ein Wasser, das ferne verrieselt. War er es, der einschlief? War es die Erde, die von dannen ging? Leb wohl, Erde; zwei Finger ...



HOLZSCHNITT AUS DELLA TRAMUTATIONE METALLICA SOGNI TRE
VON GIOVANNI BATTISTA NAZARI (BRESCIA 1572)

DIENEN, DIENEN

"Maximus, Bruno erwartet dich." Maximus hob besorgt das Gesicht. Was konnte der gestrenge Abt von ihm wollen? Wortlos stand er auf und folgte dem Boten.

Wieviel hatte sich in wenigen Wochen verändert! Nach Clemens' Hinscheiden waren für ihn auf die erste Erschütterung Tage finsterer Schwermut gefolgt. Die Gesellschaft von Markus, Andreas und Antonin (Tiberius hatte vorgezogen, sich fernzuhalten) genügte nicht, um ihm die stärkende Freundschaft des Verstorbenen zu ersetzen; die Leere der Tage erbitterte ihn gegen die ganze Welt, gleich als hätte diese ihn von sich gestoßen; der Chorgesang bedrückte ihn, die Predigten ließen ihn kalt, die Klostergefährten erregten ihm Neid oder Widerwillen. Seine schweifende Einbildungskraft rief ihm in wirrer Fülle lachende Erinnerungen aus der Zeit der Freiheit herauf; plötzlich aber schlug sie heimlich eine wohlbekannte Straße ein, trat leise ins Haus, öffnete leise eine Tür, spähte ins Dunkel und wich schaudernd zurück.

Mit gekreuzten Armen dasitzend, die dünnen Beine übereinandergeschlagen, schoß Bruno zwischen der breiten Glatze und dem schwärzlichen Bart einen feindseligen Blick auf Maximus. "So", sagte er. Und dann schwieg er lange, betrachtete ihn unverwandt. Endlich fragte er schroff: "Immer der gleiche, wie? Die gleichen Anfechtungen, die gleichen Gebrechen. Du hast immernoch jenes Weib im Kopf."

Maximus dachte daran, wie er nach Grazians Tod vor Muzius getreten war und der Heilige ihn mit denselben Worten empfangen hatte. Konnte man ihm denn alles von der Stirn lesen? Er erwiderte nichts, entschlossen, sich so wenig wie möglich zu vergeben.

"Unseliger!" brach Bruno los, wobei er die gemessene Haltung aufgab. Noch sitzend, die geballten Hände auf die Knie gestützt, das Gesicht vorgestreckt, ließ er seine Stimme zu immer schrilleren Tönen ansteigen. "Weißt du, warum ich dir nie erlaubt habe, die Gelübde auszusprechen? Weil ich wußte, du würdest einen ganz unbrauchbaren Mönch abgeben, wußte, du klebst wie ein Wurm an der Erde, wußte, du hast eine Lotterseele!" Jetzt stand der Abt zu seiner ganzen Größe aufgerichtet da, aus dem wogenden Kuttenärmel wies sein Knochenfinger drohend auf Maximus. "Denkst du, ich sei blind? Ich lese in den Herzen, kenne die fauligen, brandigen, die zum Himmel stinken. Du wirst noch das ganze Kloster mit deinem Gestank erfüllen."

Warum bleibst du hier? Du hast nichts gelobt, du bist frei. – Geh! Lauf zu deiner Hure, geh!"

Der gereckte Finger wies zur Tür. Maximus, der unter dem Wutausbruch eine für ihn seltene Fassung bewahrt hatte, fuhr bei den letzten Worten zusammen. "Du willst mich wegschicken?" fragte er in einem Ton, der mehr nach Erleichterung als nach Demütigung klang. Bruno senkte die Stimme: "Gesteh nur, daß es dir lieb wäre, in Freiheit gesetzt zu werden! Doch ich warne dich – wenn du jetzt zu Fall kommst, stehst du nicht wieder auf. Und dann kommt der Tag der Abrechnung. Weißt du, was dich in wenigen Monaten erwartet, weißt du es oder nicht?" Die Rede des Abts wurde wieder hitziger: "Wenn du vor den höchsten Richter wirst treten müssen und er wird dir sagen: *Ich habe dich gewarnt und du hast nicht auf mich gehört, ich habe dir Zeit gegeben und du hast sie nicht genutzt*, – dann wirst du dich abwärts wenden nach dieser schmutzigen Erde, deren Knecht du gewesen bist, und nach einem verfluchten Weib, das dich behext hat, und wirst endlich sehen, sehen mit neuen Augen und begreifen, was das Weib ist, aus welchem Trug seine Seele gemacht ist, aus welcher Fäulnis sein Leib. Denn du, der ein Weib zu lieben glaubt, du Tor, du stürzest dich in Verdammnis für ein Bild, für eine trügerische Hülle. Sähest du, was unter der Hülle deines Weibes – jedes Weibes, auch des schönsten der Welt! – steckt, sähest du das Gebein, das blutige Fleisch, das Eingeweide und alles übrige, du empfändest Ekel. Und betrachtetest du dann, was erst das vom schändlichen Liebesakt befruchtete Weib ist mit seiner in übelriechender Höhle zwischen Gedärm, Kot und Harn eingeschlossenen Leibesfrucht, du würdest schaudern! Und stelltest du sie dir endlich gestorben vor, tot und verwesend, diese Schönheit, um derentwillen du das ewige Heil mißachtetest hast, du schließt die Augen, hieltest dir die Nase zu und flöhest von hinnen."

Das waren keine neuen Gedankengänge für Maximus; er hatte sie hundertmal gehört und selbst darüber nachgesonnen, ohne daß sie ihm doch Eindruck gemacht hätten. Er konnte sich Monika in den Armen eines andern vorstellen und vor Abscheu beben, jedoch Monika in Verwesung konnte er sich nicht vorstellen, und hätte er's auch gekonnt, er hätte es nicht gewollt. Schließlich, wenn der Schöpfer Himmels und der Erde all jene Häßlichkeiten mit Schönheit umkleidet hatte, hat er es nicht vielleicht eben deshalb getan, daß der weibliche Reiz unentstellt seinen Zauber auf die Männer ausüben möge?

Zufrieden mit seiner Scheltrede, trocknete sich der Abt den schäumenden Mund. "Genug," sagte er minder heftig, "ich habe dich gewarnt. Höre: Muzius will dich bei sich haben. Er sagt, sein Amt sei schwer, er sei müde und brauche Hilfe. Du sollst ihm helfen, hörst du, – du! Ich bin ein Diener der Wahrheit und habe ihm nicht verhehlt, daß er unrecht tut und daß du, wenn du nicht zwischen Mauern verwahrt bleibst, dich bestimmt in Sünde verlierst. Doch Muzius ist ein Argloser. Andererseits bist du frei,

ohne die Fessel der Gelübde, und ich kann dich nicht mit Gewalt zurückhalten. Also geh."

Mit diesen Worten lehnte er sich zurück und kreuzte die Arme. Maximus wußte nicht, wie er nach diesem jähen Schluß ohne ein Wort des Abschieds gehen könne.

"Worauf wartest du noch?" fragte der Ab.

"Ich möchte wissen, ob ich gleich hin soll –"

"Gewiß. Du weißt doch, wo du Muzius findest. Stelle dich ihm zur Verfügung – und damit Gott befohlen, denn wenn Gott sich deiner nicht annimmt, du ... Nun, geh!"

Kaum war Maximus fort, so kam Bruno der flüchtige Gedanke, den Jungen zurückzurufen und ihn zu segnen. Es widerfuhr ihm manchmal, daß er unvermutet von solch verwerflichen Schwächeanwandlungen heimgesucht wurde; doch derlei Gefühlsregungen, wenn sie auch von außen, wer weiß durch welchen Riß im Panzer, den Weg zu seinem Herzen fanden, vermochten dann nicht den Weg zu finden, um sich in brüderlichen Worten oder Gebärden zu äußern. Von der Haltung abzuweichen, die er sich auferlegt hatte, wäre für Bruno ebenso demütigend wie unmöglich gewesen. Er hätte gar nicht gewußt, wie er das hätte anstellen sollen. – *Nein, keine Schwäche!* Das waren Versuchungen des Teufels. Jede solche Anwandlung endete in erhöhter Strenge.

199

Maximus schlüpfte hastig durch die Klostergänge, er befürchtete eine gegenteilige Anordnung, die ihn zurückriefe; doch er begegnete keiner Seele und auch am Ausgang achtete niemand auf ihn.

Der erste Eindruck war: Weite. Vor sich sah er Wellen kahles Gelände, dahinter das nahe Rom. Als er sich nach den Mauern des Klosters umdrehte, zweifelte er fast an sich selbst. Was ließ er zurück? Clemens war tot; Antonin, Markus und Andreas waren fromme Seelen, aber kaum mehr. Er selbst ... trug seine Welt in sich. Er atmete die Luft in vollen Zügen, und der Dunst der Zelle, das Gefühl des Engen, Drückenden, Lastenden fiel von ihm ab; mochte der Himmel grau sein, das schadete nichts, ja unter dieser fahlen Decke erschien die Erde mit ihren warmen Oktoberfarben noch mütterlicher. Eine neue Lebensgläubigkeit kreiste durch seine Adern und stieg ihm schier zu Kopf. Ihm war, sie drang ihm bis in die innerste Seele, reinigte sie von den Schlacken des gewohnten Ich, das vom Dasein der letzten Monate angefressen war. War es die Luft? Die Aussicht? Die Freiheit? Abgeworfen die Bürde, beinah schon verblaßt! Maximus vermochte keinen bestimmten Gedanken zu bilden. Das Urteil, das ihn erwartete, dämmerte in ungewisser Ferne, und selbst die Erinnerung an Monika war keine Qual mehr; ihm kam sogar die Gewißheit, er habe ihr mit seinem Verdacht unrecht getan. Als hätte ihn eine hilfreiche Hand vom Stachel des Stolzes und des Besitztriebs befreit, milderte sich die Eifersucht, entgiftet, zu menschenfreundlicherem Gefühl, und an Stelle der Bitterkeit wurde eine andre Empfindung wach. Zuerst

achtete er nicht darauf; in seine Seligkeit verloren, fuhr er fort, ziellos von sich hin zu wandern; doch die Empfindung wuchs: eine seltsame Leere, ein Verlangen, ein nicht unangenehmer, beinahe fröhlicher Anreiz ... Endlich begriff er: er hatte Hunger! Seit unvordenklicher Zeit wußte er nicht mehr, was es hieß, Hunger zu haben. *O Alpdruck des klösterlichen Refektoriums, bist du wirklich für immer vorbei?*

Jetzt war's an der Zeit, zu Muzius zu gehen. Gewiß war er verständigt und wartete schon auf ihn, da war keine Minute mehr zu verlieren. Das Gefühl des Wohlseins hielt an, das ihn erfüllte hatte, seit die Klosterpforte hinter ihm zugefallen war; und Gott sei Dank war Muzius nicht Bruno, war Muzius nicht das Kloster. – Der Hunger tat das Seine, ihn anzutreiben.

"Bist du da, mein Sohn? Gott segne dich." Der Heilige hatte Maximus beim Arm genommen, auf einen Stuhl neben sich gedrückt; jetzt sah er ihn mit liebevollen Blicken an, und Maximus fühlte, wie Wärme ihn durchdrang, als brenne dort ein belebendes Feuer. Seine Gedanken schweiften zu Bruno und kehrten eilends zurück, froh, sich in dieser milden Glut erquicken zu dürfen. "Du bist magrer geworden", sagte der Heilige. "Du brauchst frische Luft und ein werktätiges Leben."

"Ich fühle mich gesund", erwiderte Maximus. "Du dagegen kommst mir angegriffen vor."

Muzius zuckte die Achseln, doch über seinem einst so festen, von Furchen der Erfahrung durchzogenen Gesicht lag eine ungesunde Blässe, und auch der gedrungene Leib schien hinfälliger. Nur die Augen waren die alten, zwei bohrende Blitze. "Hier gibt's zu tun, mein Sohn. Weißt du es?"

"Was werde ich tun dürfen? Erklär mir – "

"Du wirst sehn; nichts Bestimmtes – das Gute säen, soviel du kannst, und dem Nächsten dienen. Das ist die Richtschnur: *dienen*. Man fängt an und kommt zu keinem Ende, weil ein Ding das andre nach sich zieht. Apollonius wird dich weisen. Halt dich an ihn, an Apollonius, und mach ihn dir zum Freund. Gefällt er dir? Doch halt, du kennst ihn noch nicht, warte. – Wo steckt Apollonius? Ich weiß wirklich nicht, wie er's anfängt: er kommt mit allem zurecht und ist doch immer verspätet."

"Ich berichtige, ich berichtige!" Auf der Schwelle war ein junger hochgewachsener Mönch erschienen, mit rötlichem Haar und einem Blick, der von Neugier in unschuldige Zerstreutheit überging. Er sprach in einem übertriebenen Ton gewollter Schulmeisterei. "Hochverehrter Muzius, ich berichtige. Wenn ich, verspätet anlangend, mit allem zurechtkomme, so schließe ich daraus, daß ich, früher kommend, nur Zeit verloren hätte. Woraus sich ergibt – "

"Laß die Folgerichtigkeit und sprich nicht so umständlich", gab Muzius zurück; dann, zu Maximus gewendet: "Du darfst nicht glauben, daß er immer so redet. Da müßte

man ja aus dem Fenster springen. Hör zu, Apollonius. Das ist Maximus, der junge Mensch, den ich erwartete, du weißt, – der, an dem der Herr die Gnade getan hat."

"Ach so. Der im März sterben muß. – Ich freue mich."

Maximus und Muzius sahen ihn irritiert an; er stutzte einen Augenblick, begriff dann und fuhr fort: "Nun ja, ich freue mich, ihn kennenzulernen. Selbstverständlich. Im übrigen ist sein Schicksal zwar traurig, doch, recht betrachtet, auch bemerkenswert und bedenkenswert. – Leben, Tod, das sind nur vorübergehende Erscheinungen, bloße Zufälligkeiten unterm unveränderlichen Firmament. Das Leben zeugt neues Leben, der Tod zeugt neues Leben, das Leben pflanzt sich über den Umweg des Todes in mühseliger Kette fort ..."

Apollonius hätte wohl noch eine ganze Weile den Faden seiner Rede weitergesponnen, hätte ihn nicht das Schweigen seiner Zuhörer, die ihn lächelnd betrachteten, wieder zu sich selbst zurückgerufen. "Worüber sprachen wir doch? Ach ja ... Also leider, Muzius – ich schäme mich, es gestehen zu müssen – ist mir da ein kleines Unglück oder sagen wir besser ein Unfall widerfahren. Ich habe mich also zu Matthäus begeben, wie du's mir aufgetragen hattest, und hab ihn ausgiebig über seine Pflicht belehrt, sich unverzüglich selbst zur Anzeige zu bringen wegen der Körperverletzung, die begangen zu haben er unter vier Augen zugibt und um deretwillen ein Unschuldiger im Gefängnis sitzt. *Du machst dich* (habe ich ihm gesagt) *einer großen Sünde schuldig: Wie kannst du ruhig schlafen beim Gedanken, daß ein anderer deinetwegen in übler Drangsal schmachtet?* – *Allerdings* (gibt er zurück) *ist jener nicht an der Körperverletzung beteiligt, aber er ist ein Dieb, und das Gefängnis hat er ohnehin längst verdient. Warum sollten wir alle beide drin sitzen statt nur einer allein? Ich bleibe draußen und schlafe ganz vortrefflich.* Siehst du, wie die Vernunft entartet, wenn sie von Selbstsucht angefressen ist? Schließlich bringe ich ihn doch dazu, mit mir zu dir zu gehen. Wir sind schon unterwegs, als uns wer begegnet? Thomas. Sage selbst ob der Zufall, dieser unverantwortliche Schiedsrichter über Möglichkeiten und Gelegenheiten, ein verhängnisvolleres Zusammentreffen von Umständen herbeiführen konnte! Thomas hält mich auf der Straße an und beginnt über die Vorherbestimmung zu faseln, wobei er wie üblich eine Unmenge nicht wiederzugebender Ketzereien vorbringt. Konnte ich dazu schweigen? Wir streiten also. Schon habe ich ihn auf seinen Irrtum festgelegt, als mich ein schrecklicher Verdacht befällt; ich drehe mich um, sehe Matthäus nicht mehr: verschwunden, verstehst du? Ich lasse Thomas stehen, mache im Laufschrift den ganzen Weg zurück, suche den Unseligen überall; er ist nicht aufzufinden! Er hat Angst vor dir gehabt und hat unsern Wortstreit genutzt, um sich zu verflüchtigen. So kam's."

Maximus sah das Gesicht des Heiligen sich röten: ein Sturm war im Anzug. Muzius rückte unruhig auf seinem Stuhl, kratzte sich den Kopf, schnaubte; er schien im Begriff

loszubrechen, hielt aber noch an sich. Offenbar hatte er sich selbst vom Zorn übermannt vorhergesehen und sich rechtzeitig bezwungen. Er hob die Augen gen Himmel und machte sich in einer wütenden Gebärde Luft, die in wunderlichem Gegensatz stand zu den fast biblischen Worten: "Laß gut sein, ich werde selbst zu ihm gehen", womit er das Gespräch beendete. Der Sturm war vorübergezogen, und Apollonius hatte überhaupt nichts gemerkt.

Bei Tisch aß Miserere herzlich, glücklich über den heiteren Frieden um sich her. "Gesteh, Maximus," neckte ihn Muzius mit einem Lächeln, das seine kräftigen Zähne entblößte, "daß du dich nicht nach dem Refektorium zurücksehnst. Ich möchte beinahe sagen, die Freiheit hat dir Appetit gemacht."

"Esse ich zuviel?"

"Aber nein. Schau Apollonius an: der schlingt."

"Ich und schlingen? Armer Apollonius!"

"Hörst du ihn?" sagte Muzius zu Miserere gewendet. "Immer nennt er sich *armer Apollonius*, aber der arme Apollonius hat die Backen voll."

Der Angeschuldigte hob den Blick vom Teller, schluckte hastig einen großen Bissen hinunter und begann: "Muzius, dein Tadel ist nicht gerecht. Erstens erachte ich, unserm Herrgott sei eine durch wohlmeinende Tätigkeit angeregte Eßlust willkommener als die säuerliche Enthaltbarkeit so mancher müßiger Christen, die sich die regelmäßige Speise versagen, dafür aber den Nächsten zerfleischen. Falls wohlverdient, kann die Eßlust, ebenso wie der Schlaf, nicht verwerflich sein. Ich füge noch hinzu, daß unter allen natürlichen Trieben der zum Essen am ungefährlichsten ist, denn während die andern Sinne oft genug unheilvolle Verlockungen darbieten und beispielsweise gewisse allzu verführerische Anblicke, gewisse schmelzende Klänge und aufreizende Düfte das Gemüt zu beflecken imstande sind, vor allem aber gewisse Äußerungen des Tastsinns, als da sind Liebkosungen und Ähnliches, mögen sie auch nicht unbedingt sündhafte und unerlaubte Verfehlungen darstellen, doch nichtsdestoweniger unter die tückischsten Kunstgriffe und bedrohlichsten Listen des bösen Feindes zu zählen sind und besonders gefährdeten Naturen zum Verderben reichen können, indem sie den Geist mit dem krankhaften Rausch des Verlangens benebeln und die leicht zu betörende menschliche Natur zu dem anreizen und hinlenken, was sie lasterhaft, doch naturgemäß begehrt, und damit in gewisser Weise, wie der Philosoph es ausdrückt, die Seele körperlich machen – "

"Genug!" rief Muzius. "Sprich weniger umständlich und sag weniger Unanständigkeiten!"

" – ist es doch wahr," fuhr Apollonius unerschütterlich fort, "daß keiner von uns seine Seele in eine Schüssel oder in ein Gebäck hineinlegt und daß folglich, natürlich unter

Vermeidung der fluchwürdigen Völlerei und jeder anderen traurigen Unmäßigkeit, ein Körper, der gibt, auch das Recht hat zu empfangen."

"Jedenfalls", brummte Muzius, "hättest du uns Erörterungen über Liebkosungen und so weiter ersparen können." Und er deutete mit einem Blick auf Miserere. Doch Apollonius, zu sehr im Feuer der Rhetorik, um solche Blicke aufzufassen, fragte hartnäckig: "Was ist dabei? Unseren berührt dergleichen nicht. Unter uns können wir doch über diese Dinge sprechen, wie die Ärzte von Krankheiten reden."

"Immerhin", schloß der Heilige ablenkend, "tätetest du, gut, deinem gierigen Leib hier etwas weniger zu frönen. Merkst du nicht, daß du dich in deiner Gefräßigkeit sogar mit der Suppe bekleckert hast?"

"Schadet nichts; Unsauberkeit ist der Dünger der Heiligkeit. Was dem Menschen übel duftet, kann vor Gott Nektar und Wohlgeruch sein. Du, Muzius, ißt zu wenig: ein großer Fehler."

"So wäre also", fragte Maximus dazwischen, "die Enthaltbarkeit ein Fehler?"

"Unbedingt", bestätigte Apollonius. "Wenn ich vorausschicke, daß unser verehrter Meister uns allen ein Vorbild heiligmäßigen apostolischen Wandels ist," – Muzius wehrte achselzuckend ab – "so erachte und erkläre ich doch mit festem Sinn, er ist Heiliger nicht dank der Speise, die er seinem ohnehin schon geringen Appetit verwehrt, sondern dank des Guten, das er wirkt und verbreitet. Es steht nicht geschrieben, um sich das Paradies zu erwerben, müsse man als klapperdürres Gerippe herumwanken. Die Geschichte von Paphnutius von Herakleopolis – "

"Die hast du mir schon hundertmal erzählt", unterbrach Muzius.

"Ich wage anzunehmen, daß unser Freund Maximus sie noch nie gehört hat. – Paphnutius, in den Einsiedlerstand getreten, hatte viele Jahre in frommer Buße und Zerknirschung gelebt, seinen Leib auf grausam-erbauliche Weise kasteiend, bis er eines Tages, von sträflicher Neugier getrieben, den Herrn bat, er möge ihm zu erkennen geben, zu welchem Grad von Verdienst er gelangt sei. *Du bist* – so wurde ihm geantwortet – *auf der Stufe des Flötenbläusers im Dorf*. Dieser Flötenbläser war in seiner Jugend ein ruchloser Räuber gewesen, aber einmal hatte er eine verdienstvolle Tat begangen, indem er Leben und Ehre einer christlichen Jungfrau rettete, und seither nährte er sich redlich von seinem Flötenspiel. Paphnutius, der sich einbildet hatte, auf dem Weg der Gnade weitergekommen zu sein als jener Musikant, unterwarf sich abermals jahrelang den härtesten Bußübungen; und als er endlich fragte, wie weit er nun sei, wurde ihm geantwortet, so weit wie der Dorfschulze, ein wackerer Mann ohne anderes Verdienst als das eines braven Familienvaters und Verwalters. Das dritte Mal, als Paphnutius nach neuerlichen Jahren unmenschlicher Kasteiung seine Frage wagte, wurde er einem Krämer gleichgestellt, der als einzige milde Tat von Zeit zu Zeit den Mönchen Linsen und Bohnen schenkte. Erst jetzt schien der Einsiedler begriffen zu

haben, wie töricht es ist zu glauben, daß Gott Lohn und Urteil eher nach unseren Opfern als nach unserer werktätigen Tugend bemißt. Ich denke oft daran und wundere mich, daß der Herr, wenn er seinen Blick auf die Thebais oder eine andere Wüste richtet und von oben die blutigen Striemen der Geißler gewahrt, die aufgerissenen Augen der Büsser, die sich zur Schlaflosigkeit oder zum übermäßigen Fasten verdammen, die verkrampfte Unbeweglichkeit der Säulenheiligen und ähnliche Heldentaten, – daß er nicht stracks einen Erzengel abordnet, um ihnen zuzurufen: *O ihr Unsinnigen –*"

"Mäßige deine Worte", mahnte Muzius.

"– ihr siebenundsiebzigmal Unsinnigen, wer hat euch befohlen, dergleichen zu tun? Ich bin kein Henkergott. Dem Mann habe ich geboten sich zu mühen, zu wirken und zu leiden, aber nicht gegen die Natur zu leben, um mich zu ehren; und dem Weib habe ich auferlegt zu gebären, zwar mit Schmerzen, aber doch zu gebären, und dazu muß es empfangen und also lieben –"

"So hör doch auf, du Unbedachter!" rief Muzius aufspringend. "Meinst du, Gott würde je solche Worte in den Mund nehmen?"

"Nun ja," räumte Apollonius ein, "im Eifer der Rede läßt man sich manchmal hinreißen. Aber tadle mich darum nicht allzu sehr; du ereiferst dich ja nur, wie du im Grund mit mir einig bist."

Muzius sah ihn verärgert an, dann begann er schweigend im Zimmer auf und ab zu gehen. Es war tatsächlich so: Hatte er nicht mehr oder weniger dieselben Gedanken Bruno gegenüber geäußert? "Mit dir einig!" sagte er endlich. "Du wirst noch unvernünftiger als diese Einsiedler, wenn du dich erhitzt. Sicher glaube ich auch vor allem an das Gute, das der Mensch tut, und bin überzeugt, ein im Namen der Nächstenliebe erhobener Finger müsse der Seele besser bekommen und Gott wohlgefälliger sein als eine zur Selbstqual geschwungene Geißel –"

"Ergo bist du mit mir einig", schloß Apollonius, der sich inzwischen wieder dem Essen zugewandt hatte.

"Aber nein, du Dummkopf! Ich sage dir zum hundertstenmal: Ich bin ganz und gar nicht einverstanden mit der Ungeheuerlichkeit deiner Folgerungen, auch wenn ich in ihrer Grundlage übereinstimme. Und deine Belehrungen über den Appetit sowie deine Reden über den Tastsinn – und deine ganze Art zu denken und zu sprechen – zeugen von einer allzu bequemen Auffassung des mönchischen Lebens, einer beinahe weltlichen Auffassung."

"Wie kannst du das sagen? Ich verbringe die Tage und oft auch die Nächte im Eifer des Helfens, nicht weil ich ein so guter Mensch wäre, sondern einzig im treuen Gehorsam, den ich dir gelobt habe; ich nehme Anteil an einer Menge Menschen, suche so weit wie möglich Gutes zu tun, und das Böse, wie du weißt, ficht mich nicht an ..."

"Ich weiß es; doch ich habe den Veracht, was dich treibt, ist weniger der Geist der Nächstenliebe als eine unersättliche Lebensneugier ..."

"Das ist mir neu", sagte Apollonius erstaunt und schob den Teller von sich.

"Ja," bekräftigte Muzius, "Gier nach neuen Gedanken, neuen Nachrichten, nach dem Leben im allgemeinen und nach dem und jenem Einzelleben im besonderen, kurz: nach allem, was die Leute erzählen."

"Meinst du wirklich? Sonderbar. Das gibt mir zu denken. Vielleicht bin ich tatsächlich nur neugierig. Es wäre garstig, armer Apollonius. Und es tut mir leid, sehr leid."

"Sicher ist's ein irdischer Hang, und du tust nichts, um ihn zu unterdrücken. Das Gute ist nur, daß diese Neigung dich tätig und unermüdlich macht. Bei deiner Fähigkeit, dich für tausend Dinge zu erwärmen, deiner Teilnahme für alles Neue, deinem unruhigen Geist, der immer in den Wolken steckt, falls er nicht durch etwas Merkwürdiges angeregt wird, läufst du wenigstens nicht Gefahr, dich in überspannten mystischen Verzückungen zu verlieren und vermagst dich andererseits auch vor sinnlichen Verstrickungen zu hüten, so daß du, der du ganz und gar kein Asket bist, asketische Reinheit bewahrst."

"Ich habe tatsächlich keine Furcht, unkeuschen Verlockungen zu unterliegen, das stimmt. Weißt du, daß du mir da etwas sehr Bemerkenswertes gesagt hast? Eine ganz neue Auffassung ist das, eine eigenartige. Ich muß darüber nachdenken ..."

Maximus fühlte sich schon eine Zeitlang von einem Zweifel gequält, der mit seinem eigenen Schicksal zusammenhing. Er zögerte, zuletzt aber faßte er Mut: "Ich frage nur dies: Wenn Gott uns doch befohlen hat, zu wachsen und uns zu mehren, wie rechtfertigen sich dann Mönchstum und Zölibat?"

"Niemand hat gesagt," erwiderte Muzius, "alle Menschen sollten Mönche sein. Die meisten folgen der Natur, und diese leitet sie so, wie du es siehst. Daneben aber gibt es immer wieder einzelne, die eine innere Stimme dazu drängt, nach einem weniger irdischen Dasein zu streben. Auch das ist ein Lebenstrieb, über den zu streiten keinen Sinn hat, denn wenn er vorhanden ist, muß er seine Berechtigung haben. Wer in sich eine solche Stimme vernimmt, der gehorche ihr. Ich meine nur, auch in solchen Fällen soll man nicht die Menschenliebe, sondern lieber sich selbst vergessen; soll sich nicht in der Sorge um's eigene Heil verschließen, sondern den andern die Hand hinstrecken. Das ist's, was wir in unserm kleinen Umkreis zu tun trachten, und dich habe ich hergerufen, eben damit du uns hilfst, dem Nächsten zu dienen. Versuch's."

Seit Maximus ins Kloster zurückgekehrt war, hatte die Auseinandersetzung über die dem Jüngling aufzuerlegende Buße den Heiligen über die Natur des Gefühls aufgeklärt, das ihn mit Miserere verband. Einmal klar darüber, hatte er sich damit abgefunden: Warum hätte er diese späte Regung des Vaterinstinkts verdammen

sollen? Apollonius' Geschwätz hatte es ihm erleichtert, die Aufregung über das Wiedersehen zu unterdrücken, doch nach der Mahlzeit hatte er das Bedürfnis gefühlt, sich in sein Kämmerlein zu verschließen, um allein zu sein. Ein Zweifel beunruhigte ihn. War es nicht ein Fehler seiner Selbstsucht gewesen, daß er sich den Jungen hatte kommen lassen? Nun, da er ihn wieder vor sich sah, so empfindsam, so wehrlos, hatte Muzius sich gefragt, ob er ihn wirklich in seinem Dienst aussenden dürfe, unter oft auch zweifelhafte Menschen, mit der Gefahr Gott weiß welcher Begegnungen. Und war es wohlgetan, ihn dem närrischen Apollonius anzuvertrauen? Wie hätte er ihn andererseits selbst begleiten sollen, müde und gebrochen, wie er war? Muzius fühlte sich alt. Der Körper konnte nicht mehr und in der rechten Hüfte saß jener dumpfe Schmerz, der überhaupt nicht mehr einschlief und plötzlich, stoßweise, zum rasenden Krampf anschwell. Und nicht nur das Fleisch, auch der Geist war verbraucht. Der einst so stürmische Schwung seiner Seele hatte nachgelassen. Muzius schämte sich seiner selbst wie eines nutzlosen Wracks. *Und doch, du altes Wrack, um Maximus' und um der andern willen heißt es noch einmal – alle Kraft zusammenreißen.*

Mit Apollonius alleingeblichen, harrte Maximus immernoch einer näheren Erläuterung seines Auftrags, denn bisher hatte er zwar viel Allgemeines, aber nichts Bestimmtes, Sachliches gehört; Apollonius jedoch blickte zerstreut zur Decke, in wer weiß welche Gedanken verloren. Plötzlich sprang er auf: "Alle Heiligen!" rief er. "Und jene dort wartet auf Antwort! Muzius, ich habe vergessen, dir etwas zu sagen."

"Wahrscheinlich das Wichtigste", sagte der Heilige und trat wieder ins Zimmer.

"Ob nun gerade das ... Kurzum, höre: Aurelie ist verzweifelt; Leo, ihr Mann, trinkt mehr denn je – er ist schon ganz vertiert. Früher konnte man ihm doch immerhin noch vernünftig zusprechen, wenn er gerade bei sich war, und das half ein, zwei Tage lang; erst am dritten Tag, gegen Abend, pflegten die guten Vorsätze ins Wanken zu geraten, nachts hatte er seinen Rausch weg und am vierten Tag ließ er wieder mit sich reden. Seit einiger Zeit aber geht es überhaupt nicht mehr. Er hört tagelang nicht zu trinken auf, und dann wird er zum Wüterich. Er mißhandelt Weib und Kind, er jagt sie aus dem Haus, gibt sie dem Hunger preis."

"Und das erlaubst du ihm?" fuhr Muzius hoch.

"Denkst du, es sei so einfach, ihn davon abzuhalten? Heute zum Beispiel konnte man ihm nicht einmal in die Nähe kommen."

"Vortrefflich! Also wenn er bei sich ist, nützt das Reden nichts mehr, wenn er außer sich ist, kann man nicht mit ihm reden, und so geschieht gar nichts. Und wir sollen es gehen lassen, wie es geht, und zulassen, daß dieser Unselige die Unschuldigen foltert? Augenblicklich müssen wir hin!"

"Meinetwegen. Du befiehlst – ich gehorche. Gehorche mit demütiger Freude. Es ist viel weniger anstrengend und christlich sicherer, in Unterwürfigkeit statt in Verantwortung zu leben."

Maximus ging mit und sie schlugen die Richtung nach dem Ostia-Tor ein. Es war ein endloser Weg. Muzius, der erst aufgeregt vorangegangen war, begann bald die weite Entfernung zu spüren. Er keuchte, verlangsamte mählich den Schritt, bis er dessen gewahr wurde und sich zu rascherer Gangart zwang. Auf einmal blieb er stehn, stützte sich mit der linken Hand gegen eine Mauer und faßte sich mit der rechten an die Hüfte, die sich vor Schmerz fast zusammenbog.

"Muzius, du leidest!" riefen Maximus und Apollonius wie aus einem Mund.

"Kümmert euch um eure Angelegenheiten", stöhnte er, von Qual durchschüttelt. Zum Glück ließ der Krampf bald nach, Muzius richtete sich mit einem Seufzer auf, trocknete sich den Schweiß und befahl mit erzwungener Ruhe: "Vorwärts!"

"Du leidest", wiederholte Apollonius dringlicher. "Begehe keine Unvorsichtigkeit!"

"Vorwärts, habe ich gesagt, und keine Geschichten; wenn du keine Lust hast, kehr um. Dann gehe ich mit Maximus."

"O Muzius, wie kannst du gleichzeitig so heilig und so ungerecht sein? Ich sorge mich um dich und du behandelst mich wie einen selbstischen Feigling. Verdienest du das?"

Muzius antwortete zunächst mit einem Knurren, nach einer kleinen Weile erklärte er: "Du hast recht, aber du weißt, in gewissen Momenten darf man nicht auf das achten, was ich sage. Ich bitte dich tausendmal um Verzeihung – bist du zufrieden?"

"Nein, Muzius, sprich nicht so, sonst fange ich an zu weinen!" Und in seinem gewohnten Ton spöttischer Selbstbemitleidung schloß er: "Armer Apollonius, so gut und so unverstanden!"

Es war fast Nacht, als sie vor Leos Haus anlangten. Der Betrunkene war in solchem Zustand von Raserei, daß er sogar sie mit dem Messer bedrohte und es der ganzen bezwingenden Energie des Heiligen bedurfte, mit ihm fertigzuwerden. Als er gebändigt war, mußte man noch dafür sorgen, ihn fortzuschaffen, damit er nicht wieder gegen Frau und Kinder tobe. Man lud den Unglücklichen auf einen Karren, Muzius stieg auf und setzte sich neben ihn. "Ihr andern geht zu Fuß", befahl er den Jüngern. Apollonius widersprach: "Wir können dich doch nicht mit ihm allein lassen, Muzius. Wenn er nun wieder zu rasen anfängt –"

"Keine Angst, du Vorsichtsheld."

"O Muzius, erlaube mir, dir noch einmal zu sagen, daß du ungerecht bist. In deinem bündigen Geist wütet die Heiligkeit, wie die Leidenschaft im Herzen der Verliebten wütet: blind und heiß, alles mit sich reißend und jeder Erörterung unzugänglich. Du bist wirklich ein Triebmensch reinsten Wassers ..."

Aber Muzius, vom Trab des Gauls dortgetragen, hörte nicht mehr.

"Es ist etwas Großes um die Heiligkeit," schloß Apollonius, "und sie hat obendrein den Vorteil, daß sie allerhand kleine Tugenden überflüssig macht – die laufenden Tugenden, möchte ich sagen, die gut für die gewöhnlichen Gewissen sind." Maximus gab keine Antwort, und sie gingen eine Weile schweigend dahin, bis Apollonius es nicht mehr aushielt; die Lust zu schwatzen war übermächtig. "Nun, und was sagt Bruno?" fragte er.

"Ich habe insgesamt dreimal mit ihm gesprochen und er ist kein Mann der Vertraulichkeiten."

"Gewiß, eine verschlossene Natur, dürr und zwiefach streng."

"Wieso ziefach?"

"Gegen sich und gegen die andern. – Und hat er dich widerspruchslos gehen lassen?"

"Ja und nein. Er hat keinen Einspruch erhoben, aber es sichtlich mißbilligt."

"Warum eigentlich nur? Du bist frei, hast kein Gelübde getan – also! Du könntest sogar heiraten ..." Apollonius war den halben Tag in Maximus' Gesellschaft gewesen, ohne sonderlich auf ihn zu achten; jetzt plötzlich brachte ihm dieses zufällig hingeworfene Wort eine gewisse Liebesgeschichte in Erinnerung, und die Neugier begann ihn wieder zu zwacken – eine zudringliche, tadelnswerte, aber unbezwingliche Neugier. "Und deine Mutter, sag, hast du sie schon lange nicht gesehen? Und deine Freunde, und – wer dir sonst nahe steht ... Ich meine, hast du dich jetzt abgefunden? Reg dich nicht auf, weißt du: ich frage, aber du brauchst nicht zu antworten, wenn dir das lieber ist, ich nehm es nicht übel. Ich bin doch auch Seelsorger und verstehe allerhand. Wenn du wüßtest, was für Erfahrungen ich in Ägypten gemacht habe!" Er hatte die gewohnte Schwülstigkeit seiner Rede fallengelassen und sprach jetzt schlicht und herzlich, wobei er sich dem Gefährten zuneigte und sich bei ihm einhängte.

"Du hast in Ägypten Erfahrungen gemacht – ?" fragte Maximus.

"Nicht persönlicher Art, versteh mich! Ich habe mich über das Mönchsleben unterrichtet. Dort sind sie vom Gedanken an das Weib geradezu besessen, viel mehr als hier; Wirkung des Klimas, denke ich. Dem Makarios von Alexandria ist es einmal widerfahren, stell dir vor, daß er durch Gottes Gnade alles schauen durfte, was während der Messe in der Kirche vorging. Bis dahin hatte er geglaubt, nur rechtschaffene Klosterbrüder zu sehen, die in gebührender Seelenzerknirschtheit und vollkommener Gewissensreinheit der heiligen Handlung folgten; nun aber gewährte er ganz anderes: einen Schwarm pechschwarzer Teufelchen, die sich zwischen den Mönchen tummelten und alles taten, um deren Gemüter mit tausenderlei schamlosen Vorstellungen zu umgarnen, vor allem mit gewissen weiblichen Bildern ..."

"Sah er sie wirklich?"

"Er behauptet es. Wundert dich das? Ich glaub's; insofern nämlich diese Unglücklichen vor lauter Ankämpfen gegen die Versuchung zuletzt an gar nichts anderes mehr denken und ganz vergiftet werden. Es gehören wirklich befleckte Seelen in trägem, von der Prest der üblen Begierden verseuchten Körpern dazu, um die Zeit damit hinzubringen, sich im müßigen Schweifen der Einbildungskraft ganze von Verderbnis schwärende Frauenhäuser vorzustellen, nackte Weiber, halbnackte Weiber, in allen Stellungen, Windungen, Verrenkungen, nie gesehene Weiber, Weiber ohne Namen, ohne Seele, ohne Anmut, nur Fleisch, Berge von Fleisch, Abscheulichkeiten! – Eine gelegentliche Versuchung, die mag noch hingehn. Nicht für mich, meine ich, denn ich habe mich von klein auf dazu erzogen, gewisse Gedanken zu verscheuchen, kaum daß sie sich vorwagten. Das ist ganz einfach; man braucht nur nicht hinzuhören, sondern geht weiter; auf die Weise finde ich sie nicht stündlich gierig auf der Lauer, wie es gewissen Leuten geschieht, und bin Gott sei Dank weder ein Sinnenknecht noch ein Gefühlsmensch geworden. – Möglich, daß ich ein Gehirnmensch bin, wie Muzius zu glauben scheint; ich bin vielleicht auch neugierig, und dann habe ich den ganzen Tag herumzurennen, aber immerhin ... Was wollte ich nur sagen? Nun ja, eine gelegentliche Versuchung, gewiß höchst verdammenswert, sintemalen der fleischliche Akt, von allem andern abgesehen, abstoßend, greulich unrein ist, aber schließlich und endlich ist das Fleisch schwach, und darum ist's beinah besser, ab und zu der Versuchung nachzugeben, als sie das ganze Leben lang zu hegen und zu pflegen. Hab ich nicht recht? ... – O Allmächtiger, vergib mir! Jetzt, da ich daren denke, habe ich vielleicht eine Ungeheuerlichkeit gesagt, dir womöglich auch Ärgernis gegeben. Hast du Ärgernis genommen? Sag es aufrichtig."

"Aber nein, sei ruhig. Mir scheint – "

"Ich atme auf. Jedenfalls wird es gut sein, daß ich Muzius alles beichte und, wenn nötig, Buße tue. – Was meintest du?"

"Mir scheint, daß nur die Leidenschaft, zum Teil wenigstens, das übrige entschuldigen und es minder – wie hast du gesagt: *abstoßend* machen kann."

"Wie? So? – Hm. *Die Leidenschaft*. Sprich nur weiter. Die Leidenschaft – ein schönes Wort. Ich, dem Himmel sei Dank, habe nie Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie Leidenschaft tut. Theoretisch, ich gestehe, wäre ich neugierig, es zu wissen, aber um zu wissen, müßte man's erproben, und zum Erproben fehlt mir: a) die Absicht, b) der Ansporn, c) muß ich hinzufügen, der Gegenstand, das heißt ein Weib, das mir Leidenschaft einflöste. Ich habe nie eines gefunden."

"Wohl dir", ließ sich Maximus entschlüpfen.

"Meinst du? Du hingegen, du hast es gefunden, das Weib, das sie dir einflöste, o Armer du! Liebtest du sie so sehr?"

"Ich liebte sie ... – Lassen wir das."

"Richtig. – Still, Apollonius." Er ließ Maximus' Arm los und blieb plötzlich stehen. "Hör doch, warum heiratest du sie eigentlich nicht?"

"Es widerstrebt mir, von diesen Dingen zu sprechen, aber bedenke doch, daß wir heute den vierzehnten Oktober haben und daß mir am zweiten März zu sterben bestimmt ist."

"Ich Esel!" Apollonius schlug sich mit der Hand an die Stirn und fuhr fort, sich einen drei- und vierfachen Esel zu nennen, im Bemühen, sich vor Maximus wegen der törichten Reden anzuklagen, die er eben wieder geführt. "Verzeih mir, Maximus", murmelte er. "Aber um Gottes willen, bleib nicht so stumm und düster; sprich dich aus. Magst du nicht, so sag doch wenigstens sonst etwas; wenn du so vor dich hinschweigst, mit diesem Gesicht, tust du mir zu leid."

"Achte nicht darauf. Ich will auch versuchen, nicht dran zu denken; manchmal gelingt es mir."

"Wirklich? Dann versuch es doch gleich, bitte, denke nicht mehr daran."

Wieder gingen sie schweigend durchs nächtliche Dunkel und fuhren fort, unaufhörlich an jenes Eine zu denken.

"Horch!" Apollonius war stehengeblieben. Von einer Straßenbiegung her, vielleicht hundert Schritte weiter, drang ein klagender Ton durch die Nacht. "Horch! Da weint jemand."

"Aber nein, das ist jemand, der die Doppelflöte bläst."⁵

"Glaubst du? Und wie kannst du wissen, daß es eine doppelte und keine einfache Flöte ist? Aber du bist wohl ein Liebhaber von Musik, ich hätt' es mir denken können – du wirst ein schlechtes Ende nehmen. Laß es dir gesagt sein: Die Musik ist die verderblichste aller Künste, da sie mit dem Gefühl auch die Sinne erregt. – Sie gehörte abgeschafft!"

Unvermittelt brachen die Klänge ab. Die beiden waren an der Straßenkreuzung angelangt; um die Ecke biegend, stießen sie fast gegen einen großen, hageren Mann, der in sonderbarer Unbeweglichkeit mit dem Rücken gegen die Mauer dastand, das Kinn emporgereckt, als warte er auf etwas. Zu seinen Füßen klauerte wie ein Schatten ein Mädchen, den Kopf gesenkt, die Knie mit den Armen umklammernd.

"Lucilla!" rief der Unbekannte, und sie keine Antwort gab, noch einmal: "Lucilla!"

"Was ist?" fragte eine schlaftrunkene Stimme. "Ich komme schon." Doch sie regte sich nicht; sie schlief schon wieder.

"O Lucilla, wach doch endlich auf!"

⁵ Der *Aulos* ist ein rohrblattinstrument der antike. Er hatte in der regel zwei zylindrische oder leicht konische melodierohre, die miteinander nicht verbunden waren und beim spielen V-förmig gehalten wurden.

Ohne sich zu rühren, blinzelte das Mädchen in die Höhe. "Es sind nur zwei Mönche", sagte sie gähmend. "Nichts zu wollen. Füg dich drein, Pius, und schlaf auch du. Sei gut, ich bin so müde."

"Du weißt, daß ich nicht schlafen kann", antwortete Pius gereizt. "Auch wenn es Mönche sind, können sie uns helfen. Bitte sie!"

Lucilla richtete sich auf. Sie war klein, mager, ganz jung, soweit es sich in der Dunkelheit erkennen ließ; über dem Gesichtchen saß eine Krone schwarzen Haars. "Könntet ihr uns sagen – " begann sie, doch ein Gähnkrampf ließ sie den Satz nicht vollenden. "Könnt ihr uns sagen," begann sie nochmal und rieb sich die Augen, "wo eine Herberge zu finden wäre?"

"Ihr seid ohne Obdach?" fragte Apollonius.

"Mein Lieber – "

"Sag nicht *mein Lieber* und rede weiter!"

"Das ist eine lange Geschichte ... Geh, Pius, erzähle du!" rief das Mädchen, zu dem immernoch reglos dastehenden Mann gewandt. "Wenn du auch blind bist, einen Mund zum Sprechen hast du doch."

"Blind ist er?" fragte Apollonius mit plötzlicher Teilnahme.

"Seit seiner Geburt."

"Christ?"

"Nein."

"Schade. Dabei heißt du Pius!"

"Und meine Schwester heißt Lucilla. Als ob es Absicht wäre: *Die Leuchtende* und der Mann ohne Licht."

"Ihr seid Geschwister, ach so! Du spielst die Flöte, sie sammelt das Geld ein, und so lebt ihr. Aber warum seid ihr nachts unterwegs?"

"Ich habe mit unsrer Mutter gestritten. Sie ist eine Törin. Mein Vater ist schon lange tot, und da war ein gewisser Mann, einer, der sich in unserm Haus herumtreibt und meine andre Schwester zugrunde gerichtet hat, obwohl sie doch noch fast ein Kind ist. Eine Ruchlosigkeit, verstehst du! Und ich Krüppel kann nichts dagegen tun. Wäre ich nicht aus dem Haus, so wäre ich vor Wut gestorben. Und dann mußte ich diese hier retten, die noch heil ist – den Göttern sei dank! – und mir helfen kann, indem sie singt, während ich spiele – "

"Singen?" wiederholte Apollonius. "Du willst sie retten und forderst sie auf zu singen? Mädchen, um Himmels willen, such dein Ergötzen nicht in so verfänglicher Übung, laß dich nicht verlocken von den verhängnisvollen Einflüsterungen der Töne und des Gesangs, den Erregerinnen zügelloser Begierden; erwürge das böse, schmeichlerische Tier – "

"Bravo! Und wovon sollen wir leben?" rief Pius. "Aber sei beruhigt, sie singt ebenso schlecht wie ungern. Wenn sie nicht vor Müdigkeit gähnt, so gähnt sie vor Hunger. Und dann ist es lächerlich, daß sie Lucilla heißt. Ich muß sie umbenennen."

"Nenn mich, wie du willst, aber wie soll ich nicht hungrig und schläfrig sein? Seit zwei Tagen hat man in dieser Hölle von Zuhause weder gegessen noch geschlafen."

"Du möchtest also nicht dorthin zurück?" fragte Miserere.

"Ach nein, Lieber, solange dieser Mann dort ist, bestimmt nicht. –"

"Sagst du denn zu allen Männern *Lieber*?" unterbrach Apollonius.

"Wie langweilig du bist!" gab Lucilla zur Antwort, und zu Maximus gewendet: "Mutter hat sich beschwatzen lassen, aber man muß sie bedauern, die Ärmste. Der Mann ist zum Fürchten. Nein, nein, ich bleibe bei Pius. Er schimpft gern, aber er ist nicht so schlimm. Wenn man nur schlafen könnte."

"Die Unglücklichen!" rief Miserere. "Was tun, Apollonius? Wir können sie doch nicht hier auf der Straße lassen. Sollen wir sie mitnehmen?"

Apollonius war nicht eben gerührt, aber doch betroffen, wie so manches Mal, wenn er sich einer mitleidswürdigen Lage gegenüber sah, der sich nicht mit Tüfteln beikommen ließ. Da aber in diesem Fall ein weibliches Wesen beteiligt war, bezog der Mönch in ihm vorsichtig Abwehrstellung: "Ich seh's ja auch", sagte er. "Aber was wird Muzius sagen? Zwar leben wir nicht in Klausur, indes ein Mädchen unter Mönchen ..."

"Wo ich doch kaum erst siebzehn bin", rief Lucilla. "Da wirst du dich doch nicht vor mir fürchten? Und dann schlafe ich ja auch. Morgen kannst du mich wieder wegschicken. Aber ich würd auch hier auf der Erde schlafen."

"Sollen wir es wagen?" schloß Apollonius. "Wir haben ja auch noch den guten Grund, daß sie Heiden sind und man versuchen könnte, sie zu bekehren." – Pius rührte sich nicht. – "Mut also und vorwärts! Dem Reinen ist alles rein. Folgt uns, ihr zwei, aber um Himmels willen ohne Musik! – Weiche zurück, Satanas!"

Sie setzten sich paarweise in Bewegung: vorne Apollonius in seiner schlenkernden Gangart, neben ihm Miserere mit gesenktem Kopf, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, wie meist; dahinter kam Pius, auch im Gehen noch steif aufgerichtet, am Arm Lucilla, die ihn mühsam führte, während ihr alle drei Schritte der Kopf vornüber sank.

"Hm!" sagte Apollonius nach einigem Schweigen. "Wir werden ja sehn, wie Muzius diese Eigenmächtigkeit aufnimmt. Ich habe meine Zweifel. In Muzius findest du glühendsten Eifer christlicher Nächstenliebe auf den Gipfel geführt; und solcher Eifer, wenn er sich bis zur Weißglut erhitzt, wird oft und gern gewalttätig, besonders bei den Heiligen, jawohl, herrisch und gewalttätig. Alles will er selber tun, und was die andern tun, wird bemängelt. Außerdem ist hier ein Mädchen im Spiel, das immerhin als

hübsch gelten könnte. Ich natürlich habe sie nicht näher betrachtet, aber gewisse Dinge spürt man. Und dazuhin ist es ein Mädchen, das singt und zu allen Leuten gleich *Lieber* sagt. Ich frage mich, ob so etwas erlaubt ist!"

"Glaubst du, Muzius wird auf sowas achten? Muzius ist nicht Bruno ..."

"Weiß ich wohl. Bruno ist der unfruchtbare Asket, der echte Heuschreckenfresser –"

"Aber im Grund ist er doch auch ein Heiliger!"

"Ja, ja, natürlich – er denkt nicht! Dann ist das Heiligwerden ein Spaß. Ich sagte also, unterbrich mich jetzt nicht, Bruno ist der unfruchtbare Asket, Menschen- und Lebensfeind, während Muzius der fruchtbare Wundertäter ist, der Getriebene einer Menschenliebe, die weder Rast noch Schwäche kennt. Doch dergleichen übertatkräftige und übererregte Geister haben das Bedürfnis, immer das Schwerste zu tun, Helden um jeden Preis zu sein. – Es gibt gelegentliche Helden und berufsmäßige Helden. Muzius gehört zu den letzteren. Auch die alltäglichen Dinge muß er immer von der stachligsten Seite nehmen, aus Angst, sonst in Trägheit oder Weichlichkeit zu verfallen. Das hast du heut selbst bei Tisch bemerken können, wo man, Herr des Himmels, ohnehin so gut wie nichts vorgesetzt bekommt, und wenigstens bei Tisch täte doch ein bißchen Erholung not, nicht? Aber Muzius – Gott bewahre! – immer angespannt! Dabei hat es der Meister heut noch gut mit uns gemeint und man hat in Ruhe ein zwar bescheidenes, doch mit schmackhaften Reden gewürztes Mahl verzehren können; aber neun Mal von zehn – nun, du wirst ja sehn. Es kommt ihm ein Einfall – *vorwärts alle, nicht gefackelt, schnell, schnell*, als ob die Welt unterginge. Er ist ein Besessener. Du versuchst, dir über eine Situation klar zu werden, sie zu erwörtern? *Alles Geschwätz; man muß bündiger sein*. Du hast ein wenig Gutes getan, meinst, er könnte zufrieden sein, dich loben? Da kommst du schön an! *Und warum hast du ihn nicht gesucht? Und warum hast du ihn nicht zurückgerufen? Und was hat er gesagt? Und du? Und er?* Notabene, wenn du alle seine Fragen beantwortet hast, fängt er womöglich von vorn an, denn eins der Vorrechte der großen Männer ist, nicht auf anderer Leute Reden achten und sich nicht in ihre Lage versetzen zu müssen, – nur daß Muzius sich in die Lage der Leidenden sehr wohl versetzen kann, das schon."

"Aber sind Pius und Lucilla keine Leidenden?" fragte Miserere.

"Freilich, aber wenn Lucilla lahm, krumm, übelriechend wäre, fühle ich mich ruhiger. Stattdessen ist sie eine angenehme Erscheinung, wie du sagtest –"

"Ich habe garnichts gesagt."

"Nun, hoffen wir das Beste. Wenigstens hat Pius das Unglück, blind zu sein, das könnte ihm bei Muzius etwas Gunst erwerben. Sonst – diese beiden jämmerlichen Musikmacher, die wir da zufällig aufgelesen haben – kurzum, die ganze Sache ist für einen Athleten der Nächstenliebe wie Muzius zu glatt, zu mühelos, es sei denn, daß ... – natürlich! Er wird sich diesem Schurken an die Fersen heften, der Lucilla nachstellt

und ihre Schwester verführt hat, und wir werden nichts zu lachen haben, das sag ich dir im voraus, denn in einem Gottlosen dieses Schlags die entfesselte Wollust niederzukämpfen ist ein Wagnis, das für uns auch schlecht enden könnte. Aber da ist nichts zu wollen – wir stehen im Dienst eines Heiligen."

"Wenn du an Muzius so viele Fehler findest, warum bleibst du dann bei ihm? Wer zwingt dich dazu?"

"Fehler? Wer behauptet das?"

"Du doch selbst!"

"Was, Fehler? Fehlerchen, winzige Schönheitsfehlerchen, gerade soviel, daß wir unter uns darüber den Kopf schütteln können, doch mir käme es nie in den Sinn, seinen Dienst zu verlassen! Zwar hat er einen ganz unmöglichen Charakter, wie ich soeben ausführte, er ist dickköpfig, gewalttätig, rücksichtslos, bar aller Logik, sackgrob, bereit, im Zorn die grausamsten Strafen anzudrohen – die er im nächsten Augenblick vergessen hat, unbescheiden im Fordern, undankbar und ungerecht gegen seine Helfer; aber das alles zugegeben und vorausgesetzt, erkläre und behaupte ich, daß er desungeachtet ein außerordentliches Wesen, ja eine lebendige Naturkraft ist. Am Morgen späht man nach seiner Laune, wie man nach Himmel und Wetter sieht. Man fragt ihn, wie er sich fühle, und er antwortet regelmäßig: *Abscheulich*, aber aus dem Ton der Stimme errät man, ob der Tag gut oder schlecht sein wird. Man trägt ihm einen ganz neuen Fall zum Eingreifen vor, und er tobt, daß er unmöglich alles schaffen kann, daß er sich schon zuviel aufgeladen hat und so weiter und so fort; gleich danach aber beginnt er, die näheren Umstände zu erfragen, dann erwärmt er sich, dann erhitzt er sich, und schon hält ihn keiner mehr zurück – "

"Also" unterbrach Maximus, " wird er sich auch dieser Unglücklichen annehmen, hoffe ich."

"Wie kannst du daran zweifeln?"

Miserere lächelte nur.

"Neben ihm", fuhr Apollonius immer eifriger fort, "ist man ein Anhängsel, ja oft geradezu Arbeitstier. An manchen Tagen drückt das Joch, und doch läßt man sich's tags darauf wieder auflegen. Warum? Ich weiß es nicht. Oder vielmehr, ich weiß es doch: weil er ein Heiliger ist. Wie bringt er es fertig, mit diesem Haufen von Fehlern ein Heiliger zu sein? Ich weiß es nicht. Oder vielmehr, ich weiß es doch: weil man sehr wohl heilig sein und einen unausstehlichen Charakter haben kann, genauso, wie man ein großer Dichter sein und Schweißfüße haben kann."

"Was für ein Vergleich!" rief Miserere.

"Was für ein Schmutzfink!" murmelte Lucilla.

Daheim ging alles unerwartet glatt. Muzius schnitt die Erklärungen kurz ab und willigte ohne weiters ein, Pius und seine Schwester in dem Raum zu beherbergen, in dem Leo bereits in einem Winkel wie ein Sack schlief. Muzius schien leidend, antwortete aber schroff wie immer auf die besorgten Fragen der Jünger und schloß sich bald in seine Kammer ein. Auch Maximus und Apollonius gingen zur Ruhe. Doch der jähe Übergang von der tatenlosen Einförmigkeit des Klosters zu all dem Unvorhergesehenen in der Zusammenarbeit mit Muzius hatte Miserere in einen Erregungszustand versetzt, der ihn nicht schlafen ließ. Welch übervoller Tag, was für neue Einblicke ins Leben! Wenig mehr als acht Stunden waren seit der strafenden Verabschiedung durch Bruno vergangen, und wenn schon diese kurze Zeit genügt hatte, ihm eine Ahnung davon zu geben, was menschliches Leiden und menschliches Erbarmen sein können, was hätte nicht ein ganzes in den Dienst der Nächstenliebe gestelltes Dasein zu bewirken vermocht? Maximus verstand Muzius endlich, und wenn er dann auf sein eigenes Leben zurückblickte, so erfüllte ihn Scham. Hier wurde ernstlich gearbeitet und würdig gelebt, und er? Es schmerzte ihn, so wenig Zeit vor sich zu haben, und in diesem Augenblick hielt er den Schmerz für uneigennützig. Er war bereit zu dienen und entschlossen, sich zu bewähren. Sein Eifer war so groß, daß er einer Eingebung folgte, als er auf einem Gestell ein Schreibtäfelchen und einen Griffel sah: Er schickte sich an, schriftlich einen strengen Lebensplan aufzusetzen.

Als erstes mußte er – das verstand sich von selbst – alle Bande zerreißen, die ihn noch mit der Welt verknüpften. Das bedeutete vergessen, verleugnen. Er schloß die Augen, runzelte die Stirn, um sich besser zu sammeln; und siehe, hinter den geschlossenen Lidern erschien ihm deutlich eine Schrift, ein mit zitternder Hand hingeworfener Satz, von dem er selbst nicht geahnt hatte, daß er ihn unauslöschlich ins Gedächtnis eingegraben trug, – ein Satz aus Monikas Abschiedsbrief: *O Miserere, ich schließe die Augen, und nun ist's, als ob ich dich fühlte ... Ich leide, o ich leide so sehr, Miserere!* Ach, auch sie schloß die Augen, wie er, doch um ihn nahe zu fühlen; und er bereitete sich, sie zu verleugnen!

Dennoch hieß es, die Versuchung zu besiegen, jetzt oder nie. Hier nebenan hatte er das lebendige Beispiel in Muzius und Apollonius, dort draußen waren jene drei Unglücklichen, waren Legionen von Unglücklichen über die Welt verstreut, und sie sah er nun – Blinde, Gelähmte, Kranke, mißhandelte Frauen, verführte Mädchen, Lasterhafte, Ruchlose, sah Menschen, die froren, Menschen, die hungerten, Stätten des Elends, Stätten des Verbrechens. Worauf wartete er noch, wenn er sich jetzt nicht entschloß? Es mußte sein. Er bezwang sich, legte Wachstäfelchen und Griffel zurecht und begann zu schreiben:

LEBENSREGELN

- I. *Die Vergangenheit aufheben. Bei der ersten Regung schon jede Erinnerung, jede Sehnsucht unterdrücken, sie unter anderen, ernsteren Gedanken begraben.*
- II. *Jedweden äußeren Vorwand zu weltlichem Leben vermeiden. Bei einer Begegnung mit den Schatten der Vergangenheit sie verbannen.*

Aber *verbannen* war ein ungenaues Wort. Falls er Monika traf und von ihr angehalten wurde, sollte er sie als Fernstehende oder gar als Feindin behandeln? Nun, in einem grundsätzlichen Plan ließ sich ja nicht jede Einzelheit voraussehen. Er behielt das Wort *verbannen* bei und fuhr fort:

- III. *Mir den geistigen Müßiggang und die Träumereien verwehren; schlimmstenfalls in verlorenen Augenblicken zum Studium greifen.*
- IV. *Mich im Tun ausgeben und die Trägheit besiegen, bis zur körperlichen Erschöpfung. Nüchtern sein, nie über die Stunde des Schlags hinaus im Bett bleiben; mich gleich am frühen Morgen entschlossen in die tägliche Arbeit stürzen.*
- V. *Mir die einsamen Spaziergänge und die Betrachtung der Natur als Gefahren für die Seele untersagen.*
- VI. *So viel wie möglich jede Art Aufwühlung durch die Musik fliehen. Beim Chorgesang nicht auf die Töne, sondern auf die Worte achten.*
- VII. *Mir das Herz mit dem Gefühl der menschlichen Brüderlichkeit erfüllen, um damit alle anderen Liebesregungen auszuschließen.*
- VIII. *Von Muzius die Tatkraft, die Selbstaufopferung, den Mut zum Vorbild nehmen.*

216

Er hielt inne und überlas das Geschriebene, jede Regel einzeln durchdenkend. Bei der fünften fügte er hinzu: *Mir vor allem den schädlichen Anblick des Sonnenuntergangs verbieten.* Die siebente ergänzte er so: *Mir fremdes Leid anschaulich vorstellen, mich stets in die Lage eines Unglücklichen versetzen und all seine Schmerzen mitfühlen.*

Zur achten Regel setzte er, eines Wortes eingedenk, das Muzius wenige Stunden zuvor gesprochen hatte, noch dies: *Aufgabe und Leitspruch sei: dem Nächsten dienen, dienen.*

Er überlas das Ganze von neuem. Das war alles, schien ihm. Und Gott?

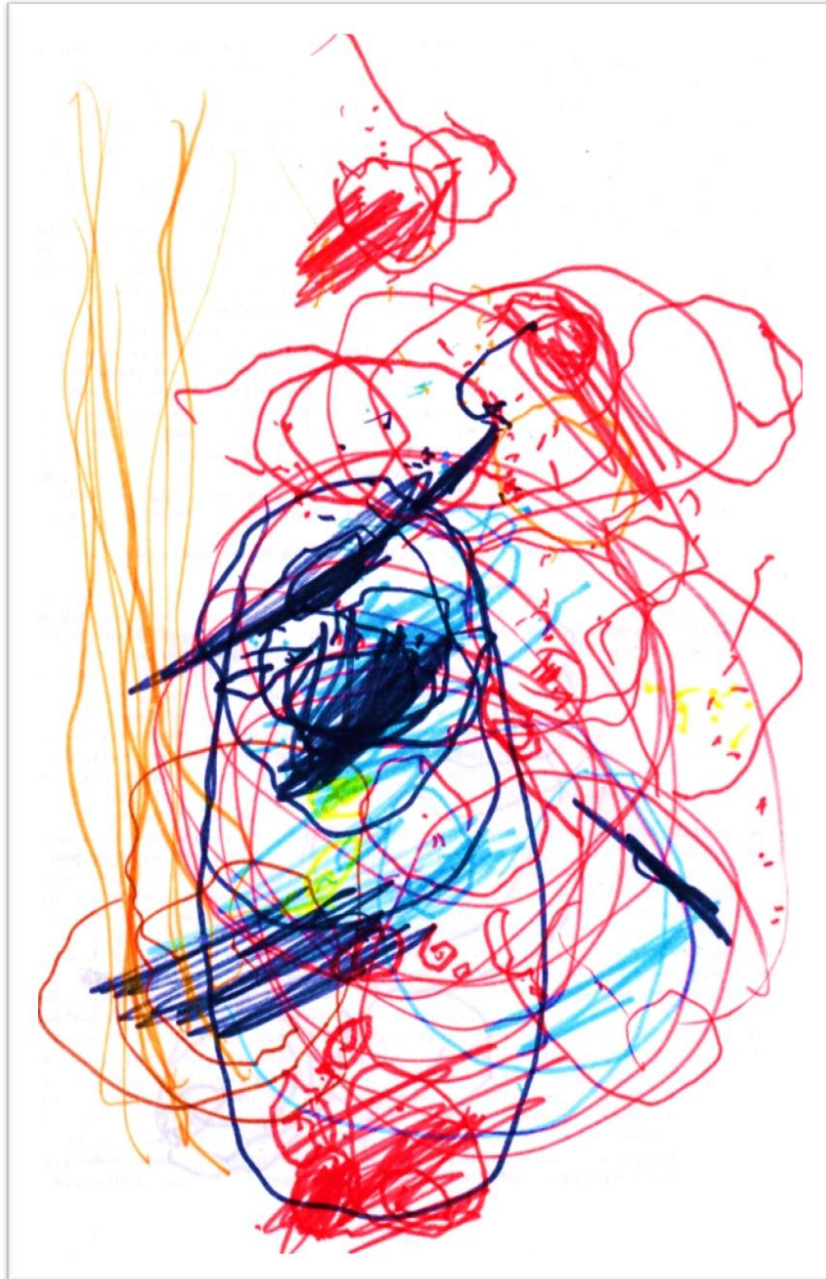
Miserere stand auf, wanderte lange durchs Zimmer. Seit dem Tag der Gnade hatte sich die Vorstellung Gottes in ihm nicht nur nicht verstärkt, sondern eher abgeschwächt. Leidenschaft und Lebensdrang hatten ihn ganz erfüllt, ihn erst berauscht, dann mit Bitterkeit vergiftet. Die Seele war zur dünnen Salzwüste geworden. Es galt, sich daraus zu retten, sich zur Hoffnung, zum Glauben, zur Gottesliebe hinzuleiten. Er setzte sich wieder und schrieb:

IX. *Täglich Gott danken ...*

Er stockte, strich die Worte durch. Danken wofür? Lange saß er, die Stirn in die Hände vergraben; endlich seufzte er, nahm den Griffel wieder auf und schrieb in einem Zug:

IX. *Gott für meine Gebrechen um Vergebung bitten. Mir vor allem vorstellen, was mein künftiges Leben sein würde, wenn ich in der Sünde stürbe, die Rechenschaft, die ich vor dem höchsten Richter ablege, die Strafen, die ich leiden müßte, die entgangenen Seligkeiten; Gott in Person in meinem Herzen gegenwärtig fühlen (wie Markus es geraten hat) und ihm für die mir gewährte, schon zu lange Frist danken; die mir verbleibende Zeit zu einer stetigen Vervollkommnung meiner selbst nutzen.*

Er las noch einmal alles durch, änderte aber nichts mehr. Nur zur neunten und letzten Regel fügte er diese Schlußworte hinzu: *Den Gedanken an den Tod nicht von mir weisen. Mich Schritt für Schritt, Tag für Tag im Geist dem Grabe nähern.*



VON TINA RIEBOLD
(Ötlingen, 21.3.1994)

WERKE UND TAGE

Das Schwierigste war: sich sammeln, wenn man einen Kopf hatte, in dem Fenster und Türen schlecht schlossen und die Luft durch alle Ritzen drang. Dreimal täglich las Maximus, die Hände an die Stirn gepreßt, seine *Lebensregeln* durch; aber dazu hätte es ganz anderer Hände bedurft – Hände mit der Kraft, Aufmerksamkeit und Willen zusammenzuhalten. Kaum war er allein, so schlich sich Zerstreung wie ein feiner Dunsthauch ein, erfüllte mählich alle Ecken und Winkel, indes erst schattenhaft, dann immer sprechender weltliche Gedanken und Erinnerungen sich vor ihm aufreckten. Des Abends belebte das Schaukeln zwischen Trägheit und Traum, dem sich das eingelullte Gewissen überließ, die Erwartung des Schlafs mit seltsamen Versuchungen. Zunächst stachelten irdische Vorstellungen die Begierde nach einem glücklichen Leben noch an; meist aber dauerte die Qual nicht lange, und an ihre Stelle trat ein Zustand stiller Schwermut; der Nachhall jener wehen Sehnsucht verklang, die Wachsamkeit der Sinne ließ nach und die Stunden flossen dahin wie ein geheimnisvoller Strom, der ihn in eine lichte Welt entrückte, wo Zeit und Entfernung aufgehoben waren, wo die Tat dem Wunsch gehorchte und selbst der Schmerz von Süße durchtränkt war.

Das Erwachen am Morgen war dann zerreißend. Der Sinn mochte sich, rückwärtsgewandt, von diesem seligen Ufer nicht trennen, das fern im Licht verdämmerte; und noch wenn der Zauber gebrochen war, hielt Vergessen wie eine Wolke den Geist umfassen. O schöner Vorsatz, kaum erwacht, aus dem Schlaf ins Tun zu springen wie der Schwimmer, der sich ins Wasser wirft! Wenn Maximus sich aufraffte und, in die Wirklichkeit zurückgekehrt, seine *Lebensregeln* als Wegzehrung zu sich nahm, mußte er sich seiner selbst schämen.

Seit der Nacht, in der er den Trunkenbold gebändigt, also seit mehr als zwei Monaten (es war bereits die erste Hälfte des Dezember) hatte sich Muzius nicht mehr vom Lager erheben können. Mehr noch als der bohrende Schmerz in der Hüfte peinigte ihn das Gefühl der Untätigkeit, und wenn er auch, seiner Christenpflicht genügend, das Leiden ohne einen Laut der Klage ertrug, so brütete er doch den ganzen Tag über den versäumten Erfordernissen seiner Sendung. Zusätzliche Helfer wären nötig gewesen, aber während es ihm so schlecht ging, konnte er keine neuen Gesichter ertragen.

Maximus und Apollonius kamen dem Andrang ihrer Aufgaben kaum nach; es ging nicht mehr an, zwei zu schicken, wo einer genügte. Jeden Morgen sandte er sie mit den bestimmtesten Anweisungen aus, um sich, sobald sie fort waren, ruhelos auf seinem Lager zu wälzen, sich selbst einen Dummkopf zu schelten, daß er dies und jenes vergessen, und sich in Erwartung ihrer Rückkunft vor Ungeduld zu verzehren. Besonders gegen Apollonius murrte er, der in seinem Eifer gern Verwirrung stiftete und regelmäßig zu spät heimkam, während Maximus weniger Unternehmungsgeist an den Tag legte, dafür aber pünktlicher und zuverlässiger war.

Für die kleinen Aufträge war Leo da. Der Heilige hatte ihn von einem zutage getretenen Laster befreit – dem Trinken –, traute dem Frieden aber noch nicht recht und hielt ihn weiter in seiner Nähe. In Muzius' Bannkreis trank Leo Wasser und träumte Wein, unterzog sich aber dabei den drückendsten Pflichten mit der Ergebenheit des Mannes, der sich zugleich verworfen und erlöst fühlt. Auch Lucilla leistete manchen Dienst. Mit der ihm eigenen verführerischen Kraft der Rede hatte Muzius die beiden zum Christentum bekehrt und in einem Asyl nebenan untergebracht. Morgens machten sich die Geschwister auf, ein bißchen Geld zu verdienen, er mit seiner Doppelflöte, sie mit ihrem zarten, oft verschlafenen Stimmchen. Am Abend kamen sie zurück, er mürrisch wie immer, sie mit gequältem Gesicht; doch kaum hatte sie den Bruder versorgt, wurde sie eine andere. Als geborenes Nachtgeschöpf brauchte sie zwölf Stunden, um richtig wach zu werden, doch einmal munter, wäre sie am liebsten nie mehr schlafen gegangen. Mit der Lebhaftigkeit eines von der Kette losgemachten Hundes lief sie zu den Mönchen, tummelte sich im Haus, kochte für alle und schwatzte dabei unaufhörlich. Muzius verbot ihr zwar seine Tür, mochte sie aber gut leiden und horchte, wenn er nicht zu arg litt, auf ihr Geplauder, wie sie, in der Unbefangenheit eines offenen Gemütes, das sich vor niemandem fürchtete, über alles und jedes sprach, bald gegen den Bruder und sein ewiges Brummen schalt, bald ihr Unglück bejammerte, jetzt über eine Kleinigkeit des Haushalts in Tränen zerfloß und gleich danach über eine Begegnung am Tag bis zu Tränen lachte oder Musik und Gesang gegen Apollonius' zornige Anwürfe verteidigte. Sie sprang von einem Gegenstand zum andern, ausdrucksvoll in jeder Bewegung, in den sprechenden Augen, den ruhelosen Brauen, der schnell gerunzelten, schnell geglätteten Stirn, dem gescheiten Gesicht mit seinem schnuppernden Stupsnäschen und der eigensinnigen Kinnlinie.

War sie fertig mit ihren Aufgaben, so ging sie zu Pius, und nun hörte man im ganzen Haus seine Klagen, daß sie ihn so lange allein gelassen.

"Recht hat er", stimmte von drinnen Apollonius zu. "Unbedingt! Dieses Mädchen verliert zu viel Zeit mit Schwatzen." Lucilla blieb die Antwort nicht schuldig, war aber schnell bereit, sich mit dem Bruder auszusöhnen und ihm alles zuliebe zu tun, nur daß

sie sich das Recht vorbehielt, ihr freundschaftliches Geplauder mit den Mönchen fortzusetzen. Als hätte sie nicht schon den ganzen Tag gesungen, stimmte sie nach beendetem Streit ein Liedchen an mit ihrer reinen und hellen Stimme, die jugendlich frisch aus ihrer heiteren Seele drang. Wenn sie die Worte nicht wußte, erfand sie selbst einen Text:

"... Und kehr ich dann nach Hause,
mein Schwert von Blut so rot,
und du liebst einen andern,
was ist die Liebe für ein Tod!"

"Es lebe die Grammatik!" rief Apollonius.

"Wie nett du bist!" gab Lucilla zurück. "Willst du noch eins hören? Willst du die Marina? –

Marina, wo bist du?
Marina, sag, nie mehr –
Marina, sag, für wen wohl
Marina mich verriet?"

"O Mädchen, Schluß mit Marina!" protestierte Apollonius. Aber Luicilla sang bereits in einem andern Ton:

"Heut kleid ich mich zum Feste,
zum Feste mich geschwind;
die Federn auf meinem Kopfe
ein Liebesseufzer sind."

"O Himmel, was für Zeug! Willst du mir vielleicht erklären, was da bedeutet: *Die Federn auf meinem Kopfe – ein Liebesseufzer sind?*"

"Achte doch nicht auf die Worte", kam Maximus ihr zur Hilfe. "Merke nur auf die Melodie, wie voller Anmut sie ist."

"Ja, glaubst du wohl, daß ein flüchtiges Auf- und Niederschwingen der Stimme für soviel Unsinn entschädigen kann? O über die unwissende Eitelkeit der Weiber! Und du fällst darauf rein, Maximus. Siehst du denn nicht, wie windig und wesenlos diese ganze Kunst der Musik ist, wie sehr sie mit ihren gedankenlosen Klängen zur Zerstreuung des Geistes und mit ihrem Schmachten und Winseln zur Aufwühlung des Herzens führt? Der Musik ist jedes Mittel recht! Und jede Sorte Mensch schafft sich seine besondere Musik: bald weich und wehleidig, bald schlangenhaft anschleichend, bald hinreißend und ausgelassen, eine Musik eigens für die Gefühlchen, eine Musik eigens für die Sünden. Und die Seelen, verloren und betäubt – "

"Stellst du, Apollonius, bei dir tatsächlich diese flüchwürdigen Wirkungen des Gesangs fest?"

"Nicht bei mir ... aber in der Luft um mich herum, auf dieselbe Weise, wie ich eine Flamme sehen kann, ohne von ihr versengt zu werden. Verstehst du?"

"So ziemlich. Aber bedenke doch, daß auch die Kirche sich des Gesangs bedient, um sich an Gott zu wenden und Andacht zu entzünden."

"Ich weiß es, und bei aller Ehrerbietung beklage ich es. Hast du je gelesen, daß Christus oder Petrus gesungen hätten? Oder daß ein Gottesmann sich der Musik ergangen habe?"⁶

"Die heilige Cäcilie zum Beispiel."

"Cäcilie? Ein Weib. Mit Weibern habe ich nichts zu schaffen."

"Doch im Paradies wirst du auch Frauen finden ..."

"Einmal vom Leben abgeschieden, werde ich mich, falls Gott mir die Gnade erweist, mich unter seine Erwählten aufzunehmen, demütig der herrschenden Ordnung fügen und mich, wenn nötig, in weibliche Gesellschaft schicken. Doch ich zweifle, daß eine solche Gesellschaft wirklich vorgesehen und vorgeschrieben sei; ja, ich neige sogar zur Überzeugung, Zucht und Eintracht des Paradieses erforderten auch dort die Trennung der Geschlechter."

"Wie kommt es aber, daß du, der bei jeder Gelegenheit betont, die Frauen kümmernten ihn nicht, so oft und gern von ihnen sprichst?"

"Unterscheiden wir: Ich spreche von ihnen, indem ich sie nicht gesondert als Einzelwesen betrachte, sondern allgemein als Gattung, die es zu studieren gilt als das hervorragendste Beispiel von Flatterhaftigkeit, Gebrechlichkeit, Doppelzüngigkeit, Widersinnigkeit, Sittenlosigkeit, das, nachdem es den Mann verführt, nun noch obendrein seine Verbannung auf dieser Erde vergiftet. Und eins ist sicher: als Gott zur Welt niederstieg, hat er sich wohl gehütet, weibliche Hülle anzunehmen und ist Mann geworden!"

So lag in der Luft des Hauses eine gewisse Traulichkeit, die mehr zum ruhigen Alltagsdasein als zur strengen Befolgung der *Lebensregeln* einlud. Um sich dem Einfluß der Umgebung zu entziehen, hätte es einer Fähigkeit zur Absonderung und zum Widerstand bedurft, die Maximus nicht besaß. Wenn er abends heimkam, beeilte er sich, Muzius Bericht zu erstatten und seine Anordnungen für den nächsten Tag zu

⁶ Als Quellen der christlichen Musik gelten die jüdische Tradition des Psalmensingens und die Musik der hellenistischen Spätantike. Gesungen wurde in den christlichen Gemeinden von Anfang an. Paulus erwähnt Psalmen, Lobgesänge und geistliche Lieder (Eph 5,19 EU; Kol 3,16 EU), allerdings nur im Zusammenhang mit dem häuslichen Verhalten der Christen, nicht mit Bezug auf gottesdienstliche Musik. Zu den frühesten überlieferten christlichen Gesängen gehören die im Neuen Testament überlieferten Cantica wie das Benedictus, das Magnificat und das Nunc dimittis." (*Wikipedia*)

erbitten; hatte er sich so seiner Bürde entledigt, setzte er sich auf die Schwelle und gab sich der Ruhe und der abendlichen Stille hin, die nur selten der Schritt eines Vorüberwandernden oder ein Wort von Muzius, durch die offene Tür, unterbrach. Frieden kreiste mit dem Blut durch seine Adern.

Die Heimkehr von Pius und Lucilla brachte dann Leben ins Haus. Lucilla plauderte meist mit Apollonius, mit dem sie sich nach zwei Monaten des Zusammenwohnens nunmehr vertraut neckte. Miserere dagegen flößte ihr in seiner Zurückhaltung noch eine gewisse Scheu ein, die nur durch das angenehme Bewußtsein gemildert wurde, ihm zu gefallen. Wie sie das wußte? Jedenfalls hatte sie es gemerkt, und wenn sie etwas vorbrachte, das ihr spaßhaft schien, lauerte sie heimlich auf die Wirkung, die ihre Einfälle auf Maximus machten. Dieser, ohne Arg, war gar nicht auf der Hut vor ihr; er empfand nur, daß er ihr zugetan war, in einem brüderlichen Gefühl, das – so schien es ihm – nichts mit ihrem Weibsein zu tun hatte. Er fand sie nicht eigentlich schön, ließ aber den Reiz ihrer Anmut auf sich wirken, ohne viel darüber nachzudenken: ein unschuldiger Zauber, – hätte er nur nicht manchmal Erinnerungen wachgerufen, die ihn seufzen ließen. Lucilla wurde dann zum Sinnbild der Jugend, licht wie ihr Name selbst.

Die Nacht brach an. Lucilla war schon in ihre Wohnung gegangen, hatte sich, wie üblich, scherzhaft mit dem Bruder gezanzt und trällerte nun eins ihrer Liedchen:

"Wenn dich die Liebe einmal berührt,
wenn einen Kuß deine Lippe gespürt,
Kuß und Berührung sterben nicht mehr,
und du bist nicht mehr du, wirst es nimmer mehr.
Warte nur, warte, die Jahre vergehn ..."

"Leo," rief Apollonius, "lauf und sag diesem Mädchen, es soll endlich mit seinen schamlosen Liedern aufhören und mich schlafen lassen."

Gleich darauf kam durch die dünne Wand die Antwort: "O Apollonius, sag an, wie wirst du's im Paradies anstellen, um die Chöre der Engel zum Schweigen zu bringen?"

"Darüber reden wir, wenn du selbst ein Engel bist. Jetzt laß mich schlafen."

"Schlaf nur, Lieber, träum von Musik, Lieber; – gute Nacht, Liebster!"

"Sag gefälligst nicht *Lieber* oder *Liebster* oder *mein Lieber* zu mir."

"Das sind doch nur Redensarten ohne Bedeutung, verstehst du das nicht?"

"Redensarten und Handlungsweisen sind gleichermaßen Wege zur Verdammnis. Hab ich nicht recht, Maximus?"

"Ich weiß nicht; ich glaube, ich würde das nicht ernst nehmen."

"Da hättest du sehr unrecht. Aber zu dir sagt sie übrigens nie *mein Lieber*."

"Sicher hab ich's zu ihm auch gesagt", rief Lucilla von drinnen. "Denkst du, ich habe Angst vor ihm? Du sollst es gleich hören. – Gute Nacht, Lieber!" Sie wollte ganz unbefangen scheinen, aber ein bißchen Ängstlichkeit klang doch in ihrer Stimme "Das gilt nicht", widersprach Apollonius. "Wer ist der Liebe? Maximus oder ich? Bitte um Genauigkeit."
"Du hast einen Kopf wie Blei. – Gute Nacht, lieber Miserere." Alle dort nannten ihn Maximus, sie allein sagte so zu ihm.

Lebendig sein und sich vom Leben ausschließen, wie kann das geschehn? Und ließe sich selbst das Tun beherrschen, – das Denken und Fühlen, wer hält es im Zaum?

Miserere brach morgens auf zu seiner Tagespflicht und es war, als ob im nämlichen Augenblick das Hirn sich in Bewegung setzte. Das Gewissen versuchte wohl, die Sinne in Zucht zu nehmen wie ein Vater, der mit seinem Kindlein ausgeht und es mit weisen Reden unterhält; – nach einer kleinen Weile aber ist das Kind nicht mehr aufmerksam und läßt die Gedanken abschweifen. Es hätte notgetan, sich zur Geisteshaltung von Andreas herabzuschrauben, des schlichten Gefährten seiner Klostertage, der Matten flocht und die Knoten zählte und in jeden Knoten, Mal um Mal, seine ganze Seele hineinlegte. Maximus versuchte, dasselbe Ergebnis zu erreichen, indem er sich zwang, seine Schritte zu zählen und auf jede Zahl zu achten; doch der gleichmäßige Rhythmus schläferte bald den Willen ein, die Gedanken entbehrten des Lenkers und der Blick, eben noch zu Boden gerichtet, wanderte. Der eine oder andere, der des Weges kam, grüßte ihn, aber er merkte es nicht; zwei Mädchen wiesen flüsternd auf ihn, blieben stehn, sahen ihm nach – er ging weiter. Plötzlich steht da ein junges Weib, hochgewachsen, blühend; sie winkt dem Mönch lebhaft zu wie einem Freund, den man lange nicht gesehen hat; Maximus wird es gewahr und errötet. Wo hat er nur dies Gesicht gesehn? Er kennt doch so wenige Frauen! Das Mädchen ist nicht allein, nach einem Augenblick des Zögerns geht sie weiter, immernoch grüßend; vielleicht dreht sie sich jetzt um und lacht. Maximus, wenn er dürfte, würde sich auch umwenden, aber er widersteht und geht, ein wenig steifer als zuvor.

Diesmal soll er Konstanze aufsuchen, die Mutter von Pius und Lucilla, die am Praenestanischen Tor wohnt. Aus den Reden des Blinden geht hervor, daß Konstanze, verwitwet und nicht sonderlich klug, einen gewissen Gallus im Haus duldet, einen reichen Händler, der sich an Pius' vierzehnjähriger Schwester vergangen hat. Muzius hatte seit geraumer Zeit vor, das Mädchen vor dem Verführer zu retten, doch Apollonius, mit andern Obliegenheiten überlastet, sperrte sich etwas gegen Aufträge dieser Art, und Maximus schien zu jung und auch sonst ungeeignet dafür. So war kostbare Zeit versäumt worden, bis Muzius nun doch, unfähig, länger zu warten, die Aufgabe mit vielen Ermahnungen Miserere anvertraut hatte.

Schon ist das Praenestische Tor nahe. Das ist der Augenblick, sich auf seine Sendung zu bereiten und die angeborene Scheu gegen jede Begegnung mit Unbekannten zu überwinden. Dort ist Konstanzes Haus; ein kurzes Zaudern, und Maximus entschließt sich, anzuklopfen. Doch niemand antwortet; da offenbar alle ausgegangen sind, bleibt nichts übrig als zu warten.

"O Miserere, sieht man sich wieder!"

Er wendet sich und erblickt vor sich das Mädchen, das ihn kurz zuvor auf der Straße so freudig begrüßt hatte. Blitzartig steigt Erkennen in ihm auf, und er erlebt im Geist jenen Aprilabend des Vorjahrs wieder, als er heimlich aus Paulus' Haus gegangen war, um in der Verborgenheit des Klosters das neue Gefühl zu begraben, das den Abend zuvor bei der ersten Begegnung mit Monika sich seiner bemächtigt hatte. Unweit von hier am Labikanischen Tor hatte er, des Weges unkundig, nach Brunos Kloster gefragt. Er sieht es alles wieder vor sich: das junge Weib, aufrecht auf der Schwelle des Hauses, sich mit einer Hand am Türpfosten stützend, hell gegen den dunklen Hintergrund des Raumes, selbstsicher wie jetzt auch und doch irgendwie anders. Hatte sie schon damals diese verwegenen Augen gehabt, diesen feuchten Mund, der, wenn er sich lachend öffnet, etwas Unerlaubtes zu enthüllen scheint, diesen glänzend glatten Hals und den milchweißen Brustansatz, in dessen zarter Haut die Adern bläulich schimmern? Damals war er hilflos vor ihr dagestanden, wie es ihm so oft mit fremden Menschen und vor allem mit Frauen geschah; heut erregt sie in ihm ein neues Gefühl, eines der Beängstigung, der Sünde. Dies Weib ist eine andre geworden; er kann sie nicht mehr ansehen. Oder ist er's, der verändert ist, nicht mehr unschuldig wie einst?

"O Miserere," hebt sie wieder an, "heut ist's Bestimmung, daß wir uns begegnen. Und wenn ich heut nacht von dir träume, ist es nicht meine Schuld. Weißt du, daß es nicht das erste Mal wäre?" Maximus schweigt, er denkt an ein ähnliches Wort von Monika. "Du sagst nichts", fährt sie fort. "Wenn du Konstanze und ihre Tochter suchst, mußt du ein wenig warten. Ich habe sie erst vor kurzem aus dem Haus gehen sehn. – Erinnerst du dich an mich? Ich wohne immernoch hier in der Nähe, am Labikanischen Tor. Aber ich wette, du hast vergessen, wie man mich nennt. Flavia heiße ich. Der Name paßt zu mir, nicht wahr?"

Unwillkürlich mustert Maximus sie von den Füßen bis zu dem mehr bronzefarbenen als blonden Haar; dann gleitet sein Blick wieder abwärts, streift die dunklen Augen unter dem Doppelbogen der Brauen, verweilt eines Atems Länge auf dem vollen Mund. Sie merkt es und lacht mit ihren glänzenden Augen. Miserere schaut zu Boden.

"Indessen", sagt Flavia, "ist das Jahr herum, und du bist nicht gestorben."

"Zwei Jahre sollten es sein und sie sind noch nicht zu Ende."

"Begleite mich nach Hause; du kannst doch nicht bei diesem Nordwind hier anfrieren. Fühl nur meine Hände, wie kalt." Sie streckt sie ihm hin, er ergreift sie nicht. "Fühl

nur!" Er betastet sie kaum: sie sind nicht kalt, sondern weich und warm, und auch in ihrer Berührung ist etwas allzu Vertrauliches. "Fürchtest du dich, mit mir zu gehen? Es sind nur zwei Schritte; mach dir ein wenig Bewegung, bis Konstanze zurückkommt."

Maximus läßt sich mitschleppen. Sie geht langsam, ihr Leib strömt einen lauen Duft aus. "Wieviel fehlt noch zu den zwei Jahren?"

"Wenig über zwei Monate."

"Möglich, aber ich glaube an das Ganze nicht. – Ich schwöre, falls du stirbst, werde ich Christin!"

"Bist du noch immer Heidin –?"

"Ein Mensch hat die Religion, in der man ihn aufzieht. Auch Konstanze, die du suchst, ist ungetauft. Es hat sich keiner die Mühe gemacht, ihr das Christentum beizubringen. Willst du's mich lehren? Ich bin dabei. Vorwärts, fangen wir gleich an. – Was für ein Gesicht du machst! Schauert dich?"

"Such dir einen Priester. Ich habe die Weihen nicht empfangen, nicht die Gelübde gesprochen, bin kein Mönch, – ich bin nichts."

"Freilich hast du nicht die Gelübde abgelegt. Ich wußte es. Du ..." Sie schlägt die Augen nieder und blinzelt unter den halbgeschlossenen Augen lächelnd zu ihm hinüber.

"Was willst du sagen?"

"Nichts; aber das Schwatzen hat mir gutgetan. Du hast mich munter gemacht. Schwatzen macht manchmal munter. Je nachdem, mit wem man schwatzt, natürlich." Sie stehen vor Flavias Tür. *Jetzt gehe ich*, denkt Maximus, aber wenn es Abschiednehmen heißt, ist er immer verlegen.

"Komm doch rein zu mir, setz dich solange."

"Nein, ich muß zurück."

"Du, Miserere –" Ihr Mund ist ihm zu nahe, er weicht aus. "Du, Miserere ...", wiederholt Flavia; dann hält sie inne und beißt sich auf die Lippe. Auch sie nennt ihn Miserere; die Frauen haben, scheint's, eine Vorliebe für den Namen. Sie schielt noch immer zu ihm hinüber und beißt sich dabei auf die Lippen.

"Was willst du eigentlich von mir?"

"Du bist nicht zum Mönch geboren –"

"Das hast du mir schon damals gesagt."

"Hab ich nicht recht gehabt? – Sieh mich an."

Miserere begegnet Flavias Augen, zwei funkelnden Lichtern unter den dunklen Brauen, zwei Lichtern, die ihn anblitzen, sich an ihm festsaugen. "Willst du nicht eintreten?" Abermals ist ihr Mund zu nahe. Er tut einen kleinen Schritt rückwärts und sie, nachdrängend, bringt ihm ihre kecken Augen und die vollen, leicht geöffneten Lippen noch dichter vors Gesicht. "Hast du Angst vor mir?"

"Angst? Nein!" Er senkt den Blick.

"Warum schaust du meine Schulter an?"

"Ich?"

"Freilich hast du sie angeschaut. Von mir aus ... Gefall' ich dir?"

Er schweigt.

"Sag mir die Wahrheit, denkst du, ich bin so schnell bereit zur Liebe – ?"

"Vielleicht."

"Je nachdem. Manchmal ... manchmal brennt das Blut, und dann ... Bist du entsetzt?" Aufrecht auf der Schwelle, den Kopf zurückgeworfen, lacht Flavia jetzt lustig, lacht über ihre eignen Worte, über Maximus' Verwirrung, und ihre lachenden Augen wandern dabei über den Platz, als wollten sie jedem, der des Weges kommt, ihre Fröhlichkeit zuwerfen. "Armer Miserere, ich bilde mir ein, wenn wir uns öfter sähen ..."

Auch diese Frau hat wie Monika die Gewohnheit, anzudeuten und zu verschweigen. Er fühlt sich vom Wirbel erfaßt. Diese Augen, dieser Mund, dieser Schmerz der Haut, dieser Hauch von Weiblichkeit, der nicht Duft ist, diese so natürliche Anziehung ... Er weiß, daß er sie mit Abscheu verdammen, sie fliehen müßte, und kann sich nicht entschließen. Es ist das erstemal, daß er mit so einer Frau alleine ist. *Ich habe eine Seite der Liebe gekannt – denkt er – aber wie wenig weiß ich von der Welt! Was birgt dieses Mädchen in sich? Gehorcht sie dem Laster, der Neigung, dem Trieb? Ist es möglich, daß ich ihr gefalle, so wie ich bin, in dieser Kutte? Oder gefallen ihr Männer an sich, der erstbeste, wann und wo es auch sei? Hat sie die Liebe erlebt mit ihrer Tragik und ihren Schmerzen oder ist sie immer wie jetzt, fröhlich und gedankenlos?* Verwunderung, Neugier, Zweifel halten ihn fest; vielleicht auch unbewußt das Vergnügen, sie anzuschauen, die Gefahr zu streifen. Die Liebe zu Monika war ein Taumel gewesen; mit Flavia ist es, als sei alles bedeutungslos, selbstverständlich wie ein Ruf der Natur.

Plötzlich aber hat er die Empfindung einer väterlichen Hand, die sich auf seine Schulter legt. Muzius kommt ihm in den Sinn und Clemens, und für einen Moment sieht er, wer weiß warum, den Garten seines Klosters wieder und Andreas mit seinem klaren Gesicht, wie er Knoten um Knoten schlägt und zählt. Flavia sieht die Hinneigung, die Versuchung, den Kampf über sein Antlitz gehen. *Armer Junge, so wehrlos und so scheu, stets vom Gedanken an den Tod bedrückt! Man darf ihn nicht quälen.* Er steht da und weiß nicht, was mit seinen Händen anfangen, wohin blicken, und wagt nicht, ihr ins Auge, auf die Lippen, die Schulter zu schauen.

"Miserere, achte nicht auf die Dummheiten, die ich sage. Ich bin schon wieder artig. Vielleicht hätte ich dich nicht ansprechen sollen; aber ich erinnerte mich an dich, und dann hast du so ein liebes Gesicht. Du bist es jetzt ja gewiß gewöhnt, daß sich die Leute um dich kümmern. Zumal die Frauen. Denn wenn ein Mann eine Geschichte hat, ein

besonderes Schicksal ... Aber du bist wirklich etwas Besonderes. Werd' nicht rot, mach keine solchen Augen. Sei mir nicht böse. Oft neckt man einen Menschen zum Spaß, aber mit dir ist's etwas anderes." In ihrer Stimme klingt ehrliche Reue. Miserere schweigt und Flavia sucht, was sie noch sagen könnte. "Ja – aber," bringt sie endlich hervor, "glaubst du im Ernst an deine Verurteilung? Ich bin sicher, es ist alles nur eine Einbildung der Christen."

"Nein, es hat einen ähnlichen Fall gegeben wie den meinen, und jener andere ist genau am vorbestimmten Tag gestorben –"

"Du möchtest jetzt gehen, nicht wahr? Armer Junge, geh nur. Leb wohl, viel Glück. In vollem Ernst, aus ganzem Herzen: viel Glück! Hab nur Mut; du wirst schon sehn."

Er geht. Sie folgt ihm mit dem Blick und plötzlich kommt ihr ein Gedanke. "Miserere," ruft sie ihm nach, "in zwei Monaten, höchstens zweieinhalb, wenn nichts geschehen ist, mußt du mich besuchen kommen, hörst du? Vergiß es nicht, ich erwarte dich."

Maximus geht vor sich hin, ohne auf den Weg zu achten, den Kopf noch voll von Flavias Worten und ihrer Gestalt, und vermag sich dem Eindruck ihres kecken Blicks nicht zu entziehen, der lacht, lockt, schmeichelt und zu sagen scheint: *Denk nicht dran!* und dann wieder: *Mut, Mut!*, und dazwischen: *Willst du? willst du?* – Oder ist er's, der zuviel darin liest? Einen Augenblick lang fragt er sich, was geschähe, wenn er umkehrte und geraden Wegs zu dieser Frau zurückginge; müßige Frage, denn er hätte weder den Mut noch den Willen dazu. Unter solchen Gedanken ist er unvermerkt an Konstanzes Haus gelangt, klopft mechanisch, sieht die Tür sich öffnen, tritt ein und findet sich plötzlich in volle Wirklichkeit getaucht.

Wieviele Gesichter! Zwei Frauen (gewiß Konstanze, die Mutter, und Julia, die Tochter), ein unbekannter Mann in den Vierzigern, der im Hintergrund des Zimmers sitzt, und – ein Mönch, sein einstiger Gefährte aus dem Kloster, Tiberius!

"Du hier?"

Tiberius ist sichtlich unbehaglich zumut. Er runzelt die Brauen, zwei böse Falten graben sich um seinen Mund. Rasch aber faßt er sich wieder und glättet seine schlaffen Wangen zu einem gutmütigen Ausdruck. "O Maximus, welche Freude! Man muß unter die Heiden gehn, um dich zu treffen. Ich bin übrigens nur zufällig hier; ich habe Gallus begleitet, einen alten Freund vom Orient her – er ist Christ."

"Einen Augenblick", unterbricht mit harter Stimme der Mann im Hintergrund. "Sagen wir genauer: Arianer."⁷

⁷ "Der Arianismus ist eine christliche theologische Lehre, die nach einem ihrer frühen Vertreter, Arius, benannt ist. Im Bereich der Christologie steht sie im Gegensatz zur Trinitätslehre und wird von den christlichen Kirchen und Glaubensgemeinschaften, die die ersten beiden ökumenischen Konzilien anerkennen, als Häresie angesehen." (Wikipedia)

Das ist also Gallus, der Verführer des Mädchens. Der barsche Ton, die herrische Haltung, wie er so mit überschlagenen Beinen dasitzt, erwecken schon rein äußerlich den Eindruck frecher Entschlossenheit. Das Mädchen – Julia – kauert mit gesenktem Blick neben der Mutter.

Ohne sich zu rühren, wendet sich Gallus an Miserere: "Was suchst du hier?" Wenige Worte, aber der Ton sagt das übrige: *Schwatz nicht viel und scher dich fort!*

"Ich habe mit Konstanze zu reden."

"Wer schickt dich?"

"Muzius."

"Bei Gott, ich weißt's!" Der Arianer ist aufgesprungen und fährt Tiberius an: "Ich wußte schon, daß Pius und Lucilla etwas anstiften würden! Seit zwei Wochen sag ich dir täglich, du sollst zu Muzius gehen und ihm klarmachen, daß er sich nicht in meine Angelegenheiten zu mischen hat. Warum hast du's nicht getan?"

"Gallus, ärgere dich nicht gleich", erwidert der Angegriffene in versöhnlichem Ton.

"Du weißt, daß ich zu Muzius von alters her besondere Beziehungen habe – "

"Sag lieber, daß du Angst hast! Angst vor seinen *Wundern*, du Feigling. Aber ich gehe selbst! Er wird was erleben."

"Sei vorsichtig, Gallus, bring dich nicht ins Gerede. Machen wir's lieber so: ich gehe jetzt gleich, und wenn er wohlauf ist, spreche ich mit ihm – "

"Nichts da! Du willst dich drücken, das ist's. Hast du vor dem da auch Angst?" Er fängt zu lachen an, bricht ab, deutete befehlend auf Miserere: "Heraus mit dem, was du zu sagen hast!"

Maximus hatte sich zunächst von Gallus' Körperfülle, seinem zornroten Gesicht, seinen mächtigen Tatzen einschüchtern lassen. Gegenüber einem derartigen Wesen fühlt er sich ohnmächtig. Was tun? Fliehen gewiß nicht; aber mit welcher Hoffnung auf Erfolg soll er dem Unmenschen Trotz bieten? Er läßt den Blick in die Runde schweifen, als suche er einen Stützpunkt, und begegnet Tiberius' höhnischem Lächeln, das zu sagen scheint: *Da hast du's nun! Wie spaßig du bist ...* Dieser Blick bringt ihn in Aufruhr. Er muß an Clemens denken, an dessen wütenden Widerspruch im Klostergarten, am Vorabend seines Todes. Stünde Clemens hier oder Muzius, was täten sie? Der Gedanke an die beiden gibt ihm neuen Mut. Instinktiv wendet er sich zuerst an Tiberius: "Du ... du ...", beginnt er und weist mit dem Finger auf ihn. Noch gehorcht ihm die Stimme nicht, doch der Bann ist gebrochen. Er dreht sich einen Augenblick nach Gallus um: "Mit dir rede ich später." Was er ihm sagen wird, weiß er noch nicht, doch daß er diese Ankündigung mit fester Stimme vorgebracht hat, stärkt ihn. Er strafft seine kleine Gestalt, blickt Tiberius gerade ins Gesicht: "So," sagt er, "also du bist der Vertrauensmann der Arianer?"

Tiberius setzt eine entrüstete Miene auf, um nicht antworten zu müssen, aber er lacht nicht mehr.

"Gib Antwort", fährt Maximus fort. "Weiß Bruno, was du tust?"

"Was hat Bruno damit zu schaffen? Und was du? Geh zu deiner Witwe und kümmere dich nicht um mich."

"Glaub nicht, daß du so davonkommst. Du hast mit Muzius zu reden? Gut, gehen wir, Ich begleite dich."

Gallus bricht in Gelächter aus: "Ho, das ist fein. Vorwärts, Tiberius, geht nur miteinander."

"Keine Scherze jetzt", sagt Tiberius heftig.

"Oder wir gehn gleich zu Bruno", schließt Maximus.

"Mit Dir? Daß ich ein Narr wäre!"

"Dann gehe ich allein."

"Nein, nein!" schreit Tiberius aufgeregt. "Gott weiß, was du mir einbrocken würdest! Gleich geh ich selbst, erkläre ihm alles. Entschuldige, Gallus, aber ich muß wirklich ... Ich kann nicht zulassen ... habe ja gar nichts mit dieser Sache zu tun!"

"Was heißt das? Hattest du nicht versprochen, mit Muzius zu reden?"

"*Pro bono pacis*, um des lieben Friedens willen, als Christ, um Streit zu vermeiden; aber da das jetzt nicht mehr möglich ist, ändert sich alles. Ich muß unbedingt gleich ins Kloster! Ich kann nicht zulassen, daß die Dinge falsch hingestellt werden. Lebt wohl, ihr, auf Wiedersehen!"

"Dann gehe ich auch zu Bruno", sagt Maximus, während Tiberius schon an der Tür ist.

"Hiergeblieben!" donnert Gallus ihn an. "Erst hast du's mit mir zu tun!"

"Gut, erstmal bleibe ich hier", gibt Miserere todesmutig zurück. Wer hat ihm diese Kraft verliehen? Wer ihm die wenigen Worte eingegeben, die genügt haben, Tiberius in die Flucht zu treiben? Er ahnt – um zu kämpfen, muß man sich von dem Gefühl freimachen, klein und unansehnlich vor dem Gegner zu stehen, und muß sich mit Festigkeit wappnen. Er reckt sich zu seiner ganzen Größe, zwingt sich, Gallus ins Gesicht zu sehen, ganz nach dem Vorbild des Heiligen, als der unlängst den Trunkenbold gezähmt hat, und wiederholt innerlich: *Muzius, Muzius, Muzius*.

"Nun," fragt Gallus, "was will dein Muzius?"

"Ich habe mit den Frauen da zu reden, nicht mit dir."

"Hier habe ich zu entscheiden."

"So? Was tust du in diesem Haus?"

"Und du?"

"Ich tue ein christliches Werk und du ein schändliches!"

Außer sich greift Gallus zu einem Schemel, wie um ihn zu schleudern, beherrscht sich aber noch, tritt zwei Schritte vor und brüllt: "Raus, und laß dich nicht mehr blicken! Sonst nimmt es ein böses Ende. – Geh!"

Hier brauchte es Muzius mit seinem Ungestüm; Miserere kann bloß der inneren Stimme folgen, die ihm rät, Zeit zu gewinnen. *Nur mich nicht erschüttern lassen, fest stehen, wo ich stehe!* Er wartet einen Augenblick, dann sagt er langsam, jedes Wort betonend: "Du denkst, du darfst alles wagen, nur weil du groß und kräftig bist; vor einem Stärkeren würdest du dich ganz anders benehmen. Ich bin kleiner als du und zittre doch nicht. Du kannst mir Gewalt antun, kannst mich sogar töten, es wäre nur ein Verbrechen mehr, das du begangen hättest – "

"Genug!" Gallus geht auf Maximus zu, der sich nicht rührt. Konstanze und Julia werfen sich mit vorgestreckten Armen dazwischen. "Um Gottes willen, Gallus," beschwört die Mutter, "beruhige dich, mach kein Aufsehen! Schau nur – " Sie weist auf das Mädchen, das zu Boden gesunken ist und schluchzt, den Kopf zwischen die Arme vergraben.

"Paß auf, Konstanze", droht Gallus. "Entweder du schickst ihn weg oder ich tu es."

Abermals rät eine innere Stimme Maximus, das schwerste Hindernis zu umgehen und sich erst an die Frau zu wenden. "Und ginge ich auch, Konstanze, denkst du denn, daß damit etwas geändert wäre?"

"Was soll das heißen?" fragt Gallus.

"Muzius weiß – und er gibt nicht nach", erklärt Maximus, immernoch an Konstanze gewandt.

"Mit dem werde ich schon fertig."

"Und Bruno ist zu dieser Stunde auch benachrichtigt. Tiberius findet bestimmt einen Weg, sich zu retten und dafür euch zu veraten."

"Verraten?" unterbricht Gallus. "Das möchte ich erleben!"

Jetzt wendet sich Maximus direkt an ihn: "Ihr habt euch im Orient gekannt, nicht? Nun, diese Zeit seines Lebens will Tiberius um keinen Preis wieder aufgerührt wissen; er wird schon wissen, warum."

"Erst kriegt er's mit mir zu tun, der Schuft!" Aber Gallus' Ton ist schon weniger selbstsicher als zuvor.

"Und mein Gefährte Apollonius, der mich hier weiß," fährt Maximus fort, "wird bald kommen, mich abzuholen. Willst du den auch fortjagen? Willst du das Ärgernis vergrößern? Auch Apollonius war im Orient und macht Tiberius angst. – Ich habe dich gewarnt, jetzt tu, was du magst. Zwar kenne ich deinen Glauben nicht, aber ich weiß, daß mein Gott auch den Gerichten und Gefängnissen spricht."

"Raus mit dir! Hinaus!"

Bleich vor Zorn, mit verzerrtem Gesicht läuft der Arianer im Zimmer auf und ab. – *Warum macht er niemals ernst? Welche Mitschuld knüpft ihn an Tiberius?* – Das Bewußtsein

seiner Ohnmacht erbittert ihn. Einen Augenblick sieht es aus, als könne er nicht mehr an sich halten; drei-, viermal schlägt er mit der Faust auf den Tisch wie mit einer Keule, dann aber läuft er wieder durchs Zimmer. Der Fußboden zittert unter seinem Tritt. Endlich bleibt er mit finsterem Blick vor Maximus stehen und fragt: "Kurzum, was willst du eigentlich?"

In der ersten Überraschung erinnert sich Miserere nicht mehr, daß Muzius ihm aufgetragen hatte, Mutter und Tochter zu ihm zu bringen. Er antwortet ausweichend: "Warum heiratest du sie eigentlich nicht?" Gallus wirft ihm einen scheelen Blick zu. "Gib Antwort: warum nicht?"

"Ja, siehst du denn nicht, daß sie noch ein Kind ist?!"

"Und das merkst du erst jetzt? Bist denn nicht du es gewesen, der dieses Kind zur Frau gemacht hat? Offenbar hat sie dich lieb, Gallus. Tut sie dir nicht leid?" Durch Julias Körper – noch immer hockt sie zusammengekauert am Boden – läuft ein Schauer. "Sag, erbarmt sie dich nicht? Du bist reich –"

"Mein Geld hab ich mir selbst verdient, ich bin kein Tagedieb wie ihr Mönche, hab mein Lebtag gearbeitet, ohne mich zu schonen."

"Und ohne die andern zu schonen ..."

"Versteht sich. Auf dieser Welt muß man die Zähne zusammenbeißen."

"Und die Fäuste ballen, natürlich. Nichts ist bequemer als Gewalttätigkeit. Man braucht nur zu drohen, damit alle zittern. Doch wenn einer nicht zittert?" – Wieder ein stummer Zornesblick von Gallus. – "Dünkt dich das Leben schön, das du führst? Immer um dich schlagen, nie ein Augenblick der Ruhe? Denk doch, eine Familie haben –"

"Was mach ich mir aus Familie!"

"Denk: einen eignen Herd, ein treues Weib und in zwei, drei Jahren ein Kindchen, das neues Licht in dein Leben bringt ..."

Julia wird von einem krampfhaften Zittern erfaßt; ihre Schultern zucken, sie hebt ruckartig den Kopf, um Atem zu schöpfen, dann verbirgt sie ihn wieder in den Armen, richtet sich halb auf, will sprechen, vermag es nicht; zuletzt sinkt sie wieder zusammen, bricht in verweifeltes Schluchzen aus und ächzt, indem ihr die Tränen hervorstürzen: "Mutter, vergib mir ... Ich bin doch schon schwanger!"

"Nein!" schreit Gallus.

Konstanze wirft sich zu Boden, nimmt den Kopf des Mädchens, preßt ihn an ihre Brust, bettet ihn in ihren Schoß, dann hebt sie gegen Gallus ein schmerzentstelltes Gesicht: "Elender!" Sie ist nicht mehr das wehrlose Weib, das sie war. Sie reckt die bebende Faust und wiederholt: "Elender! Sahst du nicht, wie klein sie war, wie unschuldig, wie heilig? Wie hast du mein teures Kleinod beschmutzen können?!" Nun

beugt sie sich wieder über das Kind, streichelt ihm das Haar, kann nur flüstern: "Mein armes Kind! – Elender!"

Julia fährt fort zu schluchzen: "Mutter, schon seit zwei Monaten ..."

"Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?" fragt Gallus. Maximus wendet sich ihm zu: "Und jetzt? Wirst du sie heiraten oder nicht? Kannst du sie so im Stich lassen?"

"Aber ich kann sie doch nicht heiraten, zum Kuckuck! ... Willst du wissen, warum? Ich hab schon eine Frau! – Und jetzt, da du's weißt, bist du jetzt zufrieden?"

Konstanze fährt in die Höhe: "Was, du hast schon eine Frau? Womöglich auch eine Tochter? Nein? – Aber du wirst sie haben! Wenn es eine Gerechtigkeit auf Erden gibt, wirst du sie haben, so ein kleines, unschuldiges Mädchen, und dann wird Gott einen wie dich schicken, sie zu verderben und du wirst dabeistehn müssen, hilflos an einen Pfahl gebunden, und zusehn, wie er sie dir vergewaltigt, wie er an ihr tut, was du an meinem Kind getan hast! ... Julia, wie wirst du das schaffen, so zart und klein, wie du bist, ein Kind zu gebären? Warum kann ich's nicht für dich zur Welt bringen!"

Julia schluchzt immer stärker. Miserere weiß nicht, was er mit sich anfangen soll. Gallus so gewaltsam anzupacken, wie es die Lage erforderte, liegt nicht in seiner Natur. Er steht da und verzehrt sich im Gefühl seiner Ohnmacht – er, der Mann Gottes! Warum auch läßt Gott solche Dinge zu?

"Aber Julia wußte darum – !" ruft Gallus wieder.

Und Julia, ohne den Kopf vom mütterlichen Schoß zu heben, gesteht: "Ich wußte darum, aber ich hatte ihn so lieb, er gefiel mir so ..."

Maximus läßt die Arme sinken.

"Ist es gestattet?" Apollomius tritt ein, sieht sich mit seinem kurzsichtigen Blick um, erkennt Maximus: "Da bist du ja! Was geht hier vor? Ein Unglück?"

"Hier geht vor, daß Julia seit zwei Monaten guter Hoffnung ist, daß Gallus schon eine Frau hat und sie nicht heiraten kann."

"Aber das ist schändlich über alle Begriffe, verbrecherisch!"

"Fang du nicht auch noch an", unterbricht Gallus. "Zu zweit wollt ihr euch hinstellen und predigen! Einer ist schon zuviel."

"Doch du," fragt Maximus, "was stellst du dir jetzt vor?"

"Meinst du, ich weiß es? – Bitte: was schlägst du vor?"

"Du stehst dem Mädchen bei," ruft Apollonius dazwischen, "nimmst dir das Kind ins Haus ..."

"Mit dir rede ich nicht."

"Aber Apollonius hat recht", erklärt Maximus.

"Recht hat er? Na schon. Dann soll Konstanze sagen, was nötig ist, und ich werde zahlen. Was das Kind anlangt, will ich dafür aufkommen, aber sehn will ich's nicht, dafür sollen die sorgen."

"Natürlich, da haben wir ihn wieder, den Herrn!" ruft Miserere. "Ein bißchen Geld, gut, das geht noch; das tut nicht weh. Aber mit seiner Person zahlen, das verbittet er sich, selbstverständlich. Da dürfen die andern zahlen. Wie bequem!"

"Keine langen Reden – was wollt ihr sonst?"

Was kann man sonst wollen? Miserere sucht ratlos Apollonius' Blick, aber der bricht schon los: "Das ist doch sonnenklar!" ruft er. "Dieses sündige Zusammenleben darf nicht dauern; wir werden das Mädchen auf den rechten Weg zurückführen –"

Diesmal verbittet sich Gallus die Einmischung nicht, wendet sich jedoch an Miserere: "Und du, Prediger, was sagst du dazu?"

"Dasselbe wie Apollonius."

"Schön, bleiben wir dabei."

"Nein!" schreit Julia auf. Sie löst sich vom Schoß der Mutter, blickt mit vom Weinen geschwollenen Augen zu ihrem Verführer empor. "Nein, Gallus, verlaß' mich nicht! Ich hab dich lieb, laß mich bei dir bleiben."

"Wie kann ich", fragt Gallus in gespielter Unschuld. "Du hörst ja, sie wollen nicht."

"Aber sie verstehn's doch nicht ... Ich bin ja nicht Christin."

"Mein liebes Kind, sie lassen's nicht zu. Hast du nicht ihre Reden gehört? Sie haben sich in anderer Leute Angelegenheiten gmsicht – jetzt sollen sie dich haben."

Miserere bebt vor Empörung. "Ist dir eigentlich nicht klar," ruft er Gallus zu, "wie abscheulich du handelst? Fühlst du kein Mitleid mit diesem armen Geschöpf, das sich ganz in deine Macht gibt? Graut dir nicht vor dir selbst?"

"Also ich soll sie mir als Geliebte behalten? Vorwärts, Prediger, entscheide!"

Maximus weiß nicht, wo in diesem Widerstreit zwischen Religion und Menschlichkeit die gerechte Lösung ist. Abermals sucht er Apollonius' Blick und dieser verkündet: "Da kann kein Zweifel sein. Die christliche Sittenlehre gebietet! Komm mit uns, Julia, und laß diesen sündhaften Menschen. Im wahren Glauben wirst du Frieden finden."

"Und du?" fragt Gallus höhnisch Maximus. "Was sagst du dazu?"

Miserere beugt sich über das Mädchen, legt ihm die Hand auf die Schulter, sagt sanft: "Julia, schau den Mann an; siehst du nicht, daß er froh ist, sich von dir freizumachen? Du hast ihm alles gegeben, er hat dich ins Unglück grstürzt, jetzt verleugnet er sein Kind und ist bereit, dich zu verlassen, um zu einer andern zu gehen."

"Was weißt du davon?" ruft Gallus giftig.

"Es steht dir im Gesicht geschrieben. Aber merke wohl, was ich dir jetzt sage: entweder du besserst dich oder du gehst zugrunde."

"Zur Hölle – du und deine Unglücksprophezeiung! Konstanze, wenn du Geld haben willst, weißt du, wo du mich findest. Ich habe genug von euch und eurem Muzius, und ich geh jetzt." Schon steht er auf der Schwelle, aber für Maximus ist der Name *Muzius* in Gallus' Mund wie ein Peitschenhieb. Er pflanzt sich vor der Tür auf, mit jeder Hand einen Pfosten umklammernd, und ruft: "Glaubst du, du kommst so davon? Und hast nicht ein Wort für diese Unglückliche! Ja, ist denn dein Herz ganz und gar verpanzert, hast du nie im Leben eine reine Empfindung gekannt? Es ist bequem zu versprechen, *ich zahle*, die Tür in die Hand zu nehmen und sich um den Rest nicht zu kümmern! Du bleibst, was du warst, ein freier Lebemann. Ein paar Sesterzen mehr oder weniger, das spielt keine Rolle; die bringst du schon wieder ein. Und in wenigen Jahren" – Miserere fühlt, daß ihm die Stimme kaum mehr gehorcht, die Arme sinken ihm und die Finger der linken Hand, die leblos herunterhängt, durchläuft ein konvulsivisches Zucken – "in wenigen Jahren kehrst du zu deiner gemütlichen Familie zurück, um geehrt und geachtet deinen Ruhestand zu genießen, und während die Unselige hier sich mit ihrem Kind und ihrer Schande abquält, denkst du nicht einmal mehr an sie oder nur so in sinnlichem Begehren. Dabei hattest du schon vorher eine Frau. Und wagst Julia vorzuhalten, daß sie es wußte!"

"Freilich wußte sie's!"

"Es fehlt nicht viel und sie war's, die dich verführt hat, wie? – Du hast sie nach und nach so abgerichtet, dein Opfer, hast es gelockt, ihm listig die Seele vergiftet ..."

Gallus, der während dieser Rede wieder im Zimmer auf und ab läuft, bleibt stehen und starrt unschlüssig zu Boden.

"Weißt du denn nicht, was die Unschuld für ein Mädchen bedeutet? Eines Mädchens Reinheit antasten ist soviel, wie ihm einen Finger ins Auge bohren. Und das hast du getan. Vor dreizehn oder vierzehn Jahren ist sie – ein Wunder! – auf die Welt gekommen und dann war da ein großer, dicker Wüstling, der sie zugrunde richten sollte!" – Gallus setzt sich wieder in Bewegung, auf seiner gesenkten Stirn stehen böse Falten. – "Du bist dahergekommen wie ein Elefant, der alles zu Boden tritt. Und jetzt willst du zahlen und deiner Wege gehen? Spar dein Geld. Du mit deiner Gewissenlosigkeit würdest dich dadurch nur entlastet und losgesprochen fühlen. Wir werden schon selbst jemanden finden, eine gute Seele, die würdig ist, die Folgen deines Verbrechens zu mildern. Du bist nicht einmal wert zu bezahlen. Behalte deine Schändlichkeit und meinen Fluch!"

"Deinen Fluch? Und wer bist du, daß du fluchen darfst?"

"Gib wohl acht: es ist der Fluch eines, der sich zum Sterben bereitet. Wenn du in wenig mehr als zwei Monaten hörst, daß ich im Grab liege, wird dir bei jedem deiner anmaßenden Schritte der Fluch dieses Toten im Ohr dröhnen, den du nicht mehr zurückrufen kannst, damit er dir vergebe. – Ergreif den günstigen Augenblick, Gallus,

vielleicht kehrt er nie wieder. Bezwinge deinen Hochmut, neige dich vor deinem Opfer. Ein Wort wenigstens, bitte sie um Vergebung! – Sieh Julia an! Denk, was es für sie heißt, dich anzuflehn, daß du sie nicht wegwirfst, und dich bereit zu sehen, sie liegen zu lassen wie Abfall. Überwinde deinen Stolz; es wird eines Tages für dich in die Waagschale fallen. Du wirst es nötig haben."

Gallus nähert sich Julia, sagt keuchend: "Vergib mir." Julia hat sich aufgerichtet und streckt ihm tränenüberstömte die Arme hin. Gallus neigt sich, ihr die Haare zu küssen, murmelt nochmals: "Vergib." Sie umschlingt ihn, preßt ihn mit aller Kraft ans Herz, den großen, beleibten Mann, der über die kleine Gestalt gebeugt steht, und schluchzt so herzzerbrechend, als wolle sie nie mehr aufhören. Miserere fühlt Tränen aufsteigen, in seinen Fingern zuckt es noch immer, doch er bezwingt sich und vermag Julia zu sagen: "Genug, Kind, laß ihn jetzt gehen."

Das Mädchen löst die Umarmung, ordnet ihr Haar. Gallus richtet sich auf; seine Augen sind feucht, in den Zügen arbeitet es. Ohne ein Wort, ohne einen Blick geht er mit schweren Schritten hinaus.

"Muzius," erklärt Apollonius, kaum daß sie zu Hause sind, "ich muß eine feierliche Lobrede auf Maximus halten. Heute in Konstanzes Haus ist er geradezu hinreißend gewesen. Ein denkwürdiges Beispiel. Ich gestehe, ich hätte es nicht erwartet."

Das Erlebte verbindend mit dem, was er von Konstanz über den ersten Teil des Auftritts gehört hat, entrollt Apollonius nun die Begebenheit vor Muzius. Für den Heiligen, der sich noch schlechter fühlt als sonst, ist der Bericht eine Marter, so heftig schüttelt ihn die Empörung. Dann und wann aber kann er sich's nicht versagen, seinen Maximus wohlgefällig anzuschauen.

Der jedoch ist verwirrt. "Muzius," sagt er endlich, "du mußt mir einen Zweifel nehmen. Es ist vielleicht ein Zweifel weltlicher Art, aber ich frage mich, ob wir im Grunde gut getan haben, Julia von Gallus zu trennen."

"Was sollst das heißen? Kannst du daran zweifeln?"

"Ich weiß nicht recht. Die Frage ist doch: wird Julia jetzt glücklicher sein? Was bleibt ihr nach unserer Einmischung? Ein Kind und ein leeres Leben."

"Einen Augenblick", unterbrach Apollonius. "Du mußt drei Dinge bedenken. Erstens: Gallus ist verheiratet. Zweitens: er war ihrer sichtlich müde und hätte sie demnächst sowieso verlassen. Drittens: selbst wenn er sie nicht verlassen hätte, würde er sie unglücklich machen durch seine gewalttätige Natur und seinen Hang zur Ausschweifung."

"Die Moral ist also: alles hängt von den Umständen ab. Angenommen, die beiden hätten sich geliebt und Gallus wäre nicht gebunden und ein anderer Mensch gewesen, hätten wir dann trotzdem recht getan, sie zu trennen?"

"Was quälst du dich mit sophistischen Überlegungen? Da hast du die Antwort: erstens hätte ein Zusammenleben von Gallus und Julia, sei es auch in Liebe und Eintracht, immer noch in aller Augen ein bedenkliches Ärgernis gebildet; zweitens verwickelst du dich in einen logischen Widerspruch, insofern eben nichts von dem geschehen wäre, etwas geschah, wäre Gallus ein anderer gewesen. Folglich – "

"Aber wo sind wir eigentlich?" ruft Muzius grollend. "Du, Apollonius, bringst da nur die mehr oder weniger gegenseitige Liebe, das Ärgernis und die Widersprüche vor, als hätte es sich darum gehandelt, die Gründe der Zuneigung oder des weltlichen Anstands oder der Logik geltend zu machen. Aber bei Gott, hier ging's um andres, es ging darum, eine Unschuldige schändlichem Wandel zu entziehen, sie zu schützen und zu bekehren, kurz und gut, eine Seele zu retten, du Dummkopf!"

"Freilich, die Seele! Sehr richtig. Aber warum schiltst du nur immer mit mir? Maximus ist schuld, er hat mich mit seinen Zweifeln irregeführt. Ein netter Apostel: rettet die Seelen und merkt es nicht einmal!"

Miserere ist immernoch in Gedanken. "Was ist doch das Leben – ", sagt er leise. "Während wir sprechen, stellt Gallus vielleicht schon einem anderen Mädchen nach. Werden wir das auch retten? Soll es immer so weitergehen? Und wer wird zuerst ans Ziel kommen, wir, die wir die Seelen retten, oder Gallus, der sie verführt? – Und wo wir nicht rechtzeitig hinkommen, werden dort verlorene Seelen sein, nur weil wir nicht bereitstanden, sie zu erlösen? – Warum gibt es Menschen wie Gallus? Warum gibt es auf der Welt einen Tiberius?"

"Wie redest du nur?" fragte Muzius und richtet sich mit einer jähen Bewegung des Schmerzes auf dem Lager empor. "Kennst du das menschliche Elend denn erst seit heute? Willst du mit der Schöpfung rechten? Wenn du einen Ertrinkenden siehst, denkst du daran, ihn zu retten, oder erst lange nach dem Wie und Warum zu forschen? Danke Gott, wenn er dir Gelegenheit gibt, gegen das Böse anzukämpfen, und frage nicht weiter!"

"Verzeih, Muzius. Du hast gewiß recht. Ich bin wahrscheinlich müde." Miserere fährt sich mit der Hand über die Stirn. "Mein Kopf ist verwirrt; ich verstehe nichts mehr."

Auf dem Strohsack liegend, fühlt er sein Inneres in Aufruhr. War er das, der Tiberius und Gallus überwunden und eine Seele gerettet hat? Er kann sich selbst nicht glauben, als hätte gewisse Augenblicke dieses Tages ein anderer erlebt. Eindrücke, Gestalten, Gebärden, Gespräche kreisen in seinem Kopf. Wieder sieht er Konstanzes Haus, auf einmal aber ändert sich der Schauplatz und Flavia steht auf der Schwelle mit ihrem lockenden Blick und sagt: *Du ... du ...* und sagt: *Willst du nicht eintreten?* Plötzlich aber ist's Muzius, der sich auf dem Lager emporrichtet und vorwurfsvoll fragt: *Kennst du das menschliche Elend erst seit heute?*

Wieviel Erfahrungen an einem Tag, wieviel Erschütterungen! Jeder lebt für sich, und falls es nicht durch irgendwelche Umstände an ihn herantritt, erfährt er nichts von seiner Verbundenheit mit allen andern Leben, die sich gleichzeitig mit ihren Schicksalen abspielen. Maximus wirft sich unruhig herum und denkt, daß in diesem Augenblick Julia wohl ihrer Mutterschaft flucht und vielleicht auch dem frommen Eifer derer, die sie zu retten kamen, indes hier, zwei Schritte entfernt, Pius und Lucilla, ihre Geschwister nichtsahnend Gott weiß welche Träume träumen; daß drüben im Kloster Tiberius tut, als sänge er im Chor der Mönche mit, während er im Geiste dunkle Machenschaften spinnt, und daß wieder woanders Gallus in hochmütigem, sündenbeflecktem Sinn sich in Wut und Reue verzehren mag. – Sünde oder Elend? Menschliches Elend: ein Gemeinplatz. Aber ist es denn wirklich wahr, daß das Leben nur Elend ist? Vielleicht wacht zu dieser Stunde Flavia in lustiger Gesellschaft, ohne an ein Morgen zu denken; vielleicht erschauert Monika in der Seligkeit einer neuen Liebe ...

Misereres Geist wandert; er schweift durch die Stadt, sieht die Tausende von Häusern und in den Häusern Betten und Lagerstätten, Feste, Leidende, Wachende, Schlafende, eine unendliche Schar ineinander verflochtener Leben, und doch jedes abgesondert, undurchdringlich, jedes durch seine Einzigartigkeit verurteilt zu diesem bestimmten Leben, unfähig, sich ernstlich zu wandeln, unfähig, sich mitzuteilen, zu äußern und zu entäußern. Aber gibt es wirklich ein Schicksal, das mit jedem von uns geboren wird, uns durchs Leben begleitet und ohne unser Wissen unser Los bestimmt? Julia und Gallus, wer hat sie zusammengeführt? Vielleicht haben in einer Nacht wie dieser die Schicksalsgöttinnen das Netz gewoben, und am Tag darauf, einem Tag wie alle andern, sind sich der Mann und das Mädchen ahnungslos begegnet und haben das ihnen zugeteilte Spiel gespielt?

Misereres Gedanken tasten im Dunkel der Nacht; heidnische Erinnerungen durchzucken sein christliches Gemüt – *Und die Nacht gebar das düstere Schicksal und das schwarze Verhängnis, gebar den Tod und den Schlaf und die Scharen der Träume ...*⁸

⁸ HESIOD: THEOGONIE (ca. 700 v. chr.)



SPÄTMITTELALTERLICHE PESTRILLEN UND NÄPFCHEN
(St. Nikolai-Kirche Luckau/Lausitz)

WARUM ?

Julia und Konstanze, bald darauf zum Christentum bekehrt, gesellten sich zur Gruppe um Muzius. Während der Blinde und die ältere Schwester weiter als Straßenmusikanten herumzogen und die Mutter außer Haus arbeitete, blieb Julia, in sicherer Hut vor Gallus, in der Wohnung der Mönche. In den ersten Tagen tat das arme Kind fast nichts als weinen; dann bekam sie Zahnschmerzen, und das körperliche Leiden wirkte als Ablenkung. Mit geschwollener Backe, um das Gesicht eine schwarze Binde, die überm Haar in einer großen Schleife verknötet war, machte sie mehr denn je den Eindruck eines kleinen Mädchens. Als dann das Zahnziehen vorbei war, schien jedoch auch die seelische Gedrücktheit überwunden. Maximus kümmerte sich kaum um Julia, obwohl sie für ihn ja das bleibende Zeugnis seines verdienstvollen Werks bedeutete; doch jedesmal, wenn er, nach Hause zurückkehrend, sie mit einer Näharbeit beschäftigt dasitzen sah und ihre roten Hände, ihre abfallenden Schultern, ihre armen, kleinen, gegen die Frostbeulen umwickelten Füße und ihr blutloses Gesichtchen bemerkte, empfand er quälendes Mitleid. Da waren vor allem zwei Züge in ihrer Erscheinung – das aufgestülpte Näschen, das dem Lucillas glich, und die ebenfalls ein wenig aufgeworfene, mit hauchfeinem Flaum bedeckte Oberlippe –, die alle Frische der Unschuld hatten. Sich dies zarte Geschöpf in den Armen des Gallus vorzustellen, flößte Schauer ein; doch nun, da Gallus fern war, verblaßte die abscheuliche Wirklichkeit allmählich, und die Mischung aus Unbewußtheit und vorzeitigem Ernst, mit der das kleine Wesen seine Mutterschaft trug, ließ mehr an das Wunder als an die Entweihung denken.

240

Der zweite Januar: zweiundzwanzig Monate seit der Gnade, noch zwei Monate Leben. Welchen Gebrauch hatte Maximus von diesen zweiundzwanzig Monaten gemacht? Es wäre der richtige Zeitpunkt, das gelebte Leben gleichsam aus der Vogelschau zu überblicken und dann entschlossen in die eigne Tiefe hinabzusteigen. Er aber ist unfähig, sich zu solcher Gewissenserforschung zu sammeln. Wenn er seine Gedanken zu ordnen versucht, erscheint ihm sein Dasein als eine wirre Anhäufung unzusammenhängender Einzelheiten, als ein Scherbenhaufen, unter dem seine *Lebensregeln* verlassen daliegen ...

Zweiundzwanzigster Januar: Wieder drei Wochen vorüber – drei verlorene Wochen, ohne ein entscheidendes Neues von außen oder eine Wandlung im Innern.

Wie wird er sterben? Es vergeht kein Tag, ohne daß Maximus sich diese Frage stellt und sein Befinden beobachtet. Keinerlei Anzeichen. Ihm scheint, er ist gesund und kräftig, die viele Tätigkeit und Bewegung tut ihm gut. Und wohin soll er sich sterben legen? Hier in sein Bett, in Muzius' Nähe, oder in sein Haus in Rom? Wird er die Mutter wiedersehen und die Seinen, Paulus, Benedikta und die andern, oder wird man ihn verurteilen, allein zu enden? Vielleicht wäre es an ihm, seine Wünsche zu äußern. Wenn es so weit ist, wird man ja sehn.

Und falls es nicht wahr wäre – ? Aber das kann nicht sein, da ja Grazian pünktlich zur vorbestimmten Frist gestorben ist.

Miserere ist zumute, als treibe er steuerlos in schwankem Kahn. Kein Ufer zeigt sich, wo er landen könnte, keine Klippe ragt aus der Flut, kein Ruder ist zur Hand. Lautlos trägt ihn die Strömung, doch weiter vorn ist ein Abgrund, wo das Wasser in jähem Sturz ins Bodenlose hinabbraust. Schnell und schneller treibt das Gefährt diesem Abgrund zu; Miserere späht suchend umher und findet keine Hilfe.

Muzius, leidend und wortkarg, liegt oft wochenlang da wie in Betäubung, die nur manchmal von plötzlichen Schmerzanfällen unterbrochen wird. Er erteilt die nötigen Anweisungen, antwortet zerstreut auf das Gerede, womit ihm Apollonius mit gewohnter Geschwätzigkeit den Kopf verstopft. Allein mit seinem Lieblingsjünger, sieht der Kranke ihn an mit der stummen Zärtlichkeit eines Vaters am Sterbebett des geliebten Sohns; kaum aber begegnet sein Blick dem des andern, zieht er ihn zurück, um nicht weich zu werden. Und Maximus, erschüttert vom Anblick dieser besieigten Heldenkraft, hat nicht den Mut, ihn mit dem eigenen Jammer zu verstören.

Einen Arzt ließ Muzius nicht zu, da er sich in Gottes Hand wußte, doch eines Tages verlangte er nach einem Priester und wählte, aller Verschiedenheit der Mentalität zum Trotz, den Abt Bruno; vielleicht aus Hochachtung, vielleicht gerade, um sich zu demütigen und sein inneres Widerstreben zu überwinden. Bruno kam gegen Abend und ging stracks ins Zimmer des Kranken, ohne nach rechts und links zu schauen. Beim Hinausgehen aber warf er einen Blick stillschweigender Mißbilligung auf die ungleiche Gruppe, die neben drei Mönchen auch drei Frauen umfaßte, darunter zwei in jugendlichem Alter. "Die da", sagte er, auf Julia weisend, "ist wohl die werdende Mutter? Seid wachsam. Mehr sage ich nicht. Im übrigen mache ich dich darauf aufmerksam, Maximus, daß Tiberius mir wegen Gallus alles erklärt hat und daß er gänzlich unschuldig ist; er hatte nur zum Guten gehandelt, eben, um die Sache vor

Muzius zu bringen. Gallus ist zu mir gekommen und hat sein Arianertum abgeschworen. Wohl ist das nur ein Schritt, doch ich weiß nicht, ob dieser Mann noch zu weiteren fähig sein wird. Der Sinnestrieb ist stärker als Furcht und Reue, wenn man ihn nicht abtötet. Und um ihn abzutöten, muß man Gewalt anwenden. Bedenke es. Bedenkt es alle. Alle, sage ich." Mit diesen Worten wandte er sich und ging mit erhobener Stirn und fliegender Kutte hinaus.

Lucilla war nicht wohl. Ihr Gesichtchen schien noch schmaler geworden, die Wangen zeigten rote Flecke, und sie sang nur noch wenig und widerwillig. Abends schleppte sie sich mühsam heim, die Haare zerzaust, manchmal sogar mit aufgelöstem Gewand. "Mich dünkt," bemerkte Apollonius, "daß Lucilla die in jeder Lebenslage, sonderlich aber in einer Gemeinschaft wie der unsern unentbehrliche Schamhaftigkeit über Gebühr hintansetzt. Eine allzu sorglose Kleidung ist verwerflich, um nicht zu sagen anstößig. Du solltest sie ermahnen, Maximus."

"Warum ich?"

"Du verstehst die Weiber besser zu nehmen als ich."

Als Maximus ihr die Sache zart andeutete, wurde das Mädchen feuerrot und erklärte gereizt: "So, du denkst also schlecht von mir, Miserere!"

"Ich denke nicht schlecht von dir, Kind; diese Dinge haben nur mit dem äußeren Schein und Anstand zu tun."

"Sag nicht Kind zu mir. Warum hast du mir das nicht früher gesagt?"

"Ich hatte es selbst nicht bemerkt."

"Aha, hat's dir Apollonius aufgetragen?"

"Das ist nebensächlich", erwiderte Maximus, der mit Mühe ein Lächeln unterdrückte.

"Ich hätte mir's denken können, daß der alte Schleicher im Spiel war! Also du hast nicht schlecht von mir gedacht?"

"Gewiß nicht."

"Gib es nur zu!"

"Aber nein, ich versichere dir's nochmal: nein!"

In der Folge achtete Lucilla mehr auf ihre Kleidung, aber sie war nicht mehr die heiter-unbefangene Lucilla von einst. Das ganze Haus war nicht mehr dasselbe: Muzius' Krankheit warf einen Schatten darüber. Pius erschien mürrischer denn je; Konstanze, verwirrt und haltlos, vermochte sich nach so vielen Aufregungen nicht mehr zurechtzufinden; einzig Julia hütete mit kindlicher Unbewußtheit die Frucht in ihrem Schoß.

Maximus fühlte sich jetzt durch das Leben im Haus bedrückt. Er flüchtete ins Freie, wo die milde Luft dieses Winters ihm die Brust weitete. Ja, er liebte die Straße um ihrer selbst willen: ankommen, sei es daheim, sei es dort, wo er zu tun hatte, hieß mit der

Wirklichkeit zusammenstoßen; der Weg aber, das ziellose Wandern, bedeutete Freiheit des Denkens und Fühlens, Gelöstheit der Bewegung, Überraschung des Unvorhergesehenen ...

Ein Schlag aufs Herz – ihre Gestalt, ihr Schritt: *Monika*. Monika, die ihm entgegenkommt, Monika mit Benedikta. Eben strebte Miserere gedankenlos zu seiner Arbeit; vor der unerwarteten Erscheinung hat er keine Zeit, einen Entschluß zu fassen, er ist wie gelähmt; und die beiden Frauen sind schon zu nah, als daß er ausweichen, umkehren könnte. – "Miserere!"

Sie wissen nicht, was sagen. Maximus möchte in den Erdboden sinken, das Herz rast, es jagt, doch zugleich werden seine Schläge schwächer, kommen wie aus weiter Ferne; das Hirn, ohne völlig das Bewußtsein zu verlieren, sieht machtlos der Auflösung aller Denkgemeinschaften, dem Versagen aller Willenskräfte zu; sein Blick trübt sich, die Beine tragen ihn kaum mehr.

"Miserere," ruft Benedikta, "ist dir nicht gut – ?" Und da er nicht zu antworten vermag, läßt sie ihn auf ein Mäuerchen niedersitzen und eilt, ein wenig Wasser zu holen. Bevor sie zurück ist, erreicht ein belebender Strom sein Hirn, überschwemmt es, gibt ihm die Klarheit des Blicks und der Gedanken wieder. Nachdem der Anfall überwunden ist – es war ein ähnlicher, wie er ihn schon zwei- oder dreimal zuvor gehabt hat, nur stärker –, wird sich Maximus bewußt, daß er mit Monika allein ist; er weiß nicht, was beginnen, bleibt auf dem Mäuerchen sitzen, den Kopf gesenkt, und sucht sich zu sammeln.

"Ist dir besser?"

"Ich glaube."

"Bin ich schuld?"

Eine unbestimmte Bewegung des Kopfes und der Schultern, die besagen kann: *Wer weiß es?* oder: *Was liegt daran?* Maximus möchte gehen, aber er weiß nicht, ob die Beine ihm gehorchen. Monika, nachdem sie die verlassene Straße entlang gespäht hat, setzt sich neben ihn und legt ihm unwillkürlich die Hand auf den Arm. "Vergib – ", flüstert sie. Sie haucht es nur, wie immer, wenn sie zur Seele sprechen will. Miserere kennt diese lispelnden Laute, dies unendlich weiche, leichte Mitschwingen der Lippen, das wie ein Flügelschlagen des Wortes ist. Aber er wagt nicht, ihr ins Gesicht zu schauen; sein Auge bleibt auf die Hand geheftet, die immernoch auf seinem Arm ruht.

"Hab ich dir so weh getan – ?"

"Jetzt eben? Nein."

"Und früher – ?" Abermalige ausweichende Bewegung von Kopf und Schultern. Maximus denkt nichts, benommen von dieser Stimme, dem Atem dieser Frau, die ihm so nahe ist, dem Zauberhauch, den sie ausströmt, halb Wärme, halb Duft, Ausstrahlung ihres ganzen Seins. "Miserere, haßt du mich?"

"Nein." – Dann, nach einer Weile: "Schaudert dich nicht vor mir? Rieche ich nicht schon nach Verwesung?"

"Geliebter – "

Wieder fühlt Miserere, daß das Herz ihm langsam fortgetragen wird gleich einer Barke auf sanfter Woge. Sein Empfindungsvermögen verzeichnet zugleich die weiche Wärme ihrer Hand, die sich durch den Ärmel hindurch dem Arm mitteilt, traulich wie eine Berührung. Einmal war sie sein, diese Hand mit den zart-beweglichen Fingern – so beweglich, daß es war, als hätte ein jeder sein eigenes Leben und vervielfache die Liebkosung in seiner Bewegung. Wen werden sie seither gestreichelt haben, diese Finger? "Was hast du in all der Zeit gemacht?" fragt er.

"An dich gedacht."

"Und an keinen andern – ?"

"Bist du denn noch immer derselbe, immer von Mißtrauen vergiftet?"

"Auch du bist noch immer dieselbe und antwortest nicht auf meine Frage."

"Miserere, du bist häßlich."

Ohne das Auge zu heben, spürt er Monikas ernsten Blick und sieht die Kerbe im Mundwinkel, die sich in Momenten der Bitterkeit bildet. Sie hat die Hand weggenommen, und für ihn ist das, als ziehe sich alle Lebenswärme zurück von dem Punkt, wo vordem die Berührung war. *Gleich wird Benedikta wiederkommen, und alles ist zu Ende.* "Leg deine Hand wieder hin", murmelt er so leise, daß sie nicht versteht und er die Bitte wiederholen muß.

"Ist es nicht unrecht?"

"Es ist das letzte Mal."

Monika legt die Rechte nicht mehr auf den Ärmel, sondern auf seine bloße Hand und streichelt sie mit einer kaum merklichen Bewegung der Finger, indes sie ihn immernoch unverwandt ansieht und sagt: "Liebster, quäl dich nicht."

Benedikta hat Mühe gehabt, in dieser armseligen Vorstadtgegend trinkbares Wasser zu finden; nun eilt sie zurück, ängstlich besorgt, nicht nur Miserere beizustehn, sondern auch ihn nicht mit Monika alleinzulassen, falls er aus der Ohnmacht erwacht. Dabei weiß sie selbst nicht, wie sie sich verhalten soll – diese Liebe hat sie immer verwirrt. Allen beiden will sie wohl, hat sie zwar stets (Monika mehr noch als Maximus) aus ihrer sittlich-religiösen Überzeugung mißbilligt, doch zugleich menschlich bedauert, und die Vorstellung, Monika könnte Miserere vergessen haben, wäre ihr unfaßbar. Benedika würde mit Freuden alles tun, um die Sache in Ordnung zu bringen; statt dessen vermag sie kaum einen klaren Gedanken zu fassen. Endlich ist sie da mit dem Wasser. – Die beiden haben sich erhoben; *er ist also erwacht*, denkt Benedikta – *was werden sie einander gesagt haben?* "Ist dir besser, Miserere? Trink ein wenig ..."

Er trinkt und murmelt dann: "Jetzt geh ich – " Aber Benedikta, die seine Blässe bemerkt, bittet ihn, noch einen Augenblick auszuruhen. Er wendet den Blick von Benedikta zu Monikas ernstem Gesicht. "Wie ihr wollt." Er setzt sich wieder auf die Mauer. Jetzt bereut Benedikta schon, was sie in der ersten Aufwallung des Mitleids gesagt hat: Sie könnten ihn wohl allein dort lassen, sich zu erholen. Er schweigt, und auch Monika schweigt – aber wie sollten sie noch länger vor dem sitzenden Mönch stehen, ohne zu reden?

"Was treibst du bei Muzius?" fragt Monika, nur um das Schweigen zu brechen. Ohne an Antwort zu denken, ohne den Blick zu heben, sagt Miserere: "Zehn volle Monate habt ihr mir kein Lebenszeichen gegönnt."

"Um dich nicht abzulenken", erklärt Benedikta. "Das war nicht etwa Nachlässigkeit, sondern gebotene Zurückhaltung. Wir alle, die dich lieben, haben lange darüber nachgedacht und das gemeinsam so beschlossen."

"Denk doch," fügt Monika hinzu, "wenn selbst deine Mutter nicht gekommen ist, durften wir es tun?"

Miserere bedenkt, daß in der Tat die Mutter sich nicht einmal hat blicken lassen, und gewiß nicht aus Gleichgültigkeit. Er hätte ja nach abgelaufener Klausur in den letzten Monaten Besuche empfangen können – hat er vielleicht nach der Mutter verlangt? Der Vorwurf war erst jetzt in ihm hochgestiegen, als er Monika wiedersah, in einer jener Anwandlungen von Bitterkeit, da man das Bedürfnis hat, sich unglücklich und mißhandelt zu fühlen. "Meine Mutter, das begreif ich", sagt er. "Aber ihr –!"

Benedikta versteht wohl, daß dies *ihr* einem an Monika gerichteten *du* gleichkommt. Sie möchte ihm widersprechen und kann doch nicht offen reden; sie fühlt, daß Monika sich nicht verteidigen kann und fühlt sich selbst überflüssig. Sie ärgert sich über sich und ist voller Mitleid, wenn sie Misereres gequältes Gesicht sieht; sie möchte die beiden nicht allein lassen und schämt sich doch, gleichsam Wache zu stehen, um sie zu hindern, sich ein letztes Wort zu sagen ... ehe der Tod sie trennt. Was soll sie tun? In ihrer Verwirrung fällt ihr immerhin ein, daß sie ja den Becher zurückbringen muß, und sie entfernt sich hastig, ihn vage vorweisend.

"Versteh mich recht, Liebster", sagt Monika, kaum daß sie allein sind; sie setzt sich wieder neben ihn, legt ihr Hand auf die seine. "Ich konnte doch nicht zu Muzius kommen oder dir unterwegs auflauern. Hätte ich dir dadurch nicht alles erschwert? Mit welchen Gefühlen ich dich verlassen habe, weißt du, ich hab's dir geschrieben. Lies den Brief noch einmal – du hast ihn doch noch?" Miserere schüttelt den Kopf. "Hast du ihn zerrissen?"

"Wie kannst du das glauben! Ich hab ihn Muzius aushändigen müssen."

Sie schauen sich in die Augen, und wie gewöhnlich ist er's, der den Blick zuerst senkt. Er läßt ihn auf dem Mund ruhn, der ihn die Liebe gelehrt hat; Monika merkt es und

lächelt. Er verharrt eine Minute lang schweigend, dann flüstert er, wie für sich: "Wie werde ich nun schlafen können?"

"Denk nicht – vergiß mich, wirf mich weg."

"Höre ..." Er stockt unsicher, dann faßt er Mut: "Auch wenn du mich betrogen hast, sag mir, daß es nicht wahr ist."

Monika nimmt die Hand fort. "Aber es ist nicht wahr, Miserere; du mußt doch wissen, daß es nicht wahr ist! Fühlst du denn nichts?"

Der Klang ihrer Stimme scheint ihn zu beruhigen. "Später, wenn ich tot bin, bist du frei, zu tun was du willst ... Wenn ich nur von jener Welt aus nicht zusehn muß!"

"Miserere, unter andern Umständen würdest du Strafe verdienen, doch so ... Du weißt, ich bin nicht fähig, mich zu verteidigen. Mußt du mich denn besitzen, um zu fühlen, daß ich dein bin? Wie wollte ich wohl imstande sein, dich zu verraten – ?"

Miserere möchte noch etwas anderes sagen; etwas Sündhaftes, das er nicht einmal denken dürfte, – aber er kann es nicht unterdrücken. Er weiß, er wird es bereuen, doch er kann nicht anders: "Und falls ich nicht sterbe? Denk: wenn ich nicht sterbe – ?"

"Miserere, so dürfen wir nicht reden – uns jetzt nicht versprechen, ins Gewesene zurückzufallen. Wie willst du, daß Gott – "

"Antworte: Wenn ich nicht sterbe – ?"

"Du bist immer derselbe, immer herrisch und eigensinnig ..." Monikas Miene verwirrt sich.

"Monika, bevor Benedikta zurückkommt, antworte mir. Bist du frei? Falls ich nicht sterbe ..."

Er ist dicht bei ihr, sucht angstvoll in ihrem Blick. Sie lächelt.

Diesmal findet Benedikta die beiden so nah beieinander sitzen, daß ihr die Sache bedenklich erscheint; sie fühlt sich gezwungen, einzugreifen. Sie leidet unter dieser verfehlten Lage. Aber Maximus darf sich nicht abermals an die Liebe verlieren. "Jetzt siehst du schon besser aus, Miserere. Wir müssen gehen."

Gehorsam, fast willenlos, streift Monika ein letztes Mal in scheuer Liebkosung Misereres Hand, drückt sie fest und steht auf.

"Miserere ..." Vor dem blassen jungen Gesicht in der schweren Kutte, das verlassen und verloren dreinschaut, verliert Benedikta ihre Festigkeit. Sie legt ihm beide Hände auf die Schultern, sieht ihn mit tränenerfüllten Augen an, küßt ihn mütterlich: "Leb wohl, Miserere. Wer weiß ... Gott segne dich." Und wendet sich, die Hände vor den Augen, durchschüttert von unterdrücktem Weinen. Monika, ohne ein Wort, indes Benedikta abgewandt dasteht, drückt Miserere an sich, als wolle sie ihn nie mehr lassen, lehnt den Kopf an seine Schultern, küßt seinen Hals, will ihm die Lippen

reichen, fühlt aber, daß dies sein Verderben wäre. "Nein, nein," flüstert sie, "leb wohl", und reißt sich los. Sie hat Benediktas Arm ergriffen; sie gehen.

Maximus folgt ihr mit dem Blick, und mit jedem Schrittt, den sie sich entfernt, fühlt er, wie das Herz in seiner Brust kleiner wird und zusammenschrumpft. Dort vorne biegt die Straße nach rechts, verliert sich. Die beiden Frauen sind schweigend an jenen Punkt gelangt, Monika bleibt stehn, sendet Miserere einen Blick leidenschaftlicher Liebe zu und streckt die Hand nach ihm aus.

Miserere war eine Weile reglos sitzengeblieben, wie betäubt. Die Versuchung überkam ihn, Monika zu folgen, sie einzuholen. Doch was dann? Sie war nicht allein, er konnte nicht mit ihr sprechen, und wer weiß, welchen Weg die beiden Frauen eingeschlagen hatten. Gesenkten Hauptes auf dem Mäuerchen sitzend, fühlte er noch Monikas Liebkosung und ihre Umarmung, spannte sich mit seinem ganzen Sein der entwindenden Freundin nach, fiel dann wieder in düstere Verzweiflung zurück. So, wie sie ihn begrüßt und verabschiedet hatten, und wie sie bewußt kein einziges Mal zu ihm gekommen waren, mußten sie beide fest an seine Verurteilung glauben. Alle betrachteten ihn schon als einen Toten, und Monika war zärtlich gewesen nur, weil der Zufall ihr Miserere über den Weg geführt hatte. So war es also: er war verurteilt, und jene alle lebten ihr eigenes Leben, Benedikta mit Paulus, und Monika ... mit wem?

Wäre sie ihm erspart geblieben, diese Begegnung, es wäre besser gewesen. Nun spürte er erst, wieviel Asche die Monate auf das Feuer von einst gehäuft hatten. Abgelenkt durch das tägliche Tun, eingeschläfert vom Mangel an Versuchung, waren die Sinne ruhig geblieben, und selbst in der Vorstellung hatten andere Bilder und Beängstigungen das Empfinden der Liebe verdrängt. Weit mehr als an Monika hatte er an sich selbst gedacht, und noch jetzt beim Wiederfinden war die Eifersucht stärker gewesen als die Liebe.

Längst hatte Maximus die Mauer verlassen und wanderte ziellos vor sich hin. Auf einmal kam ihm zu Bewußtsein, daß es spät sein mußte; er zwang sich, die Gedanken zu sammeln, und ging an seine Pflicht. Als er nach erledigter Arbeit wieder allein war, fühlte er sich ruhiger. Die Woge, die durch die unerwartete Begegnung in ihm hochgestiegen war, ebte wieder ab, und die bloße Vorstellung einer Monika, die im Kreis ihres eignen Seins befangen lebte, während er war, der er war, genügte, sie ihm ferner erscheinen zu lassen, undeutlicher, gleichsam verdunkelt. Der alte Zauber, der sich vor wenigen Stunden erneut hatte, verflüchtigte sich wieder. Ein Verurteilter kurz vor der Hinrichtung beginnt keine Liebesgeschichte mehr.

Doch falls er nicht starb? Jetzt kam ihm die Frage wieder in den Sinn, die er Monika zuletzt gestellt, und das stillschweigende Versprechen, das er ihr entrissen hatte. Eine ungeheuerliche Sünde war es, wenn er nun darüber nachdachte, so groß, daß er nicht

wußte, wie er sie Muzius würde beichten können; doch die brennende Ungeduld, womit er ihr dies Versprechen abgefordert, hatte mit Stolz mehr zu tun als mit Liebe, am meisten aber mit dem instinktiven Wunsch zu quälen. Je später es wurde, desto mehr ängstigte ihn der Gedanke, mit diesem Geheimnis vor Muzius treten zu sollen. Er zögerte so lange wie möglich, aber nach Dunkelwerden mußte er sich doch zur Heimkehr entscheiden, wobei er es nach seiner Gewohnheit den Umständen und der inneren Stimme überließ zu entscheiden, wie er sich verhalten sollte. Zu Hause hielt er sich von Muzius möglichst fern.

"Welche Traurigkeit in der Luft heut abend", rief Lucilla.

"Traurigkeit?" erwiderte Apollonius. "Weiberfaxen. Mir ist zumute wie gewöhnlich, ganz und gar wie gewöhnlich."

Miserere ging früh zu Bett. Aus Lucillas Zimmer drang durch die Wand ihr Lieblingslied zu ihm:

"Die Federn auf dem Kopfe
ein Liebesseufer sind ..."

Worte ohne Sinn, doch in der Stimme, die seit einiger Zeit leicht abbrach, als hatte sie nicht mehr fest am Leben, schien Trauer mitzuschwingen, und der letzte Ton verlor sich in der Tiefe. Miserere ließ sich von linder Schwermut wiegen.

"Hör schon auf, du Närrin!" schrillte Apollonius.

Am nächsten Morgern hielt Muzius, nachdem er Apollonius verabschiedet, Miserere zurück. Kaum daß sie allein waren, setzte er sich mühsam auf dem Strohsack auf und begann: "Schau mir ins Gesicht. Du hast diese Nacht nicht geschlafen. Was ist dir gestern widerfahren?"

Maximus schrak zusammen. "Wer hat mich gesehn?"

"Ich. Ohne mich von diesem Lager zu rühren, habe ich dich gesehn. Du bist mit Monika zusammen gewesen. Wo?"

"Ich habe sie zufällig getroffen. Sie und Benedikta."

"Sieh mir ins Gesicht. Hast du sie allein gesprochen?"

"Da ich ohnmächtig war, ist Benedikta um Wasser gegangen."

"Willst du mir ins Gesicht sehen oder nicht? Was hast du ihr gesagt?"

"Ich habe sie gequält ..."

"Und dann?" Schweigen. "Du verdienst die Gnade nicht", schloß der Heilige mehr traurig als erzürnt. "Selbst wenn der Herr dir das Leben verlängerte, würdest du wieder von vorn anfangen. Ihr habt es euch gestern versprochen – nicht wahr?" Schweigen. "Gestern abend habe ich sofort vermutet, daß du mir etwas verbergen wolltest. Ich habe die ganze Nacht daran gedacht, und vielleicht hat dein Gewissen zu dem meinen gesprochen oder Gott hat mich erleuchten wollen; jedenfalls habe ich alles

wie durch Offenbarung geschaut. Außerdem ist dein Gesicht aufrichtiger als du. Und zu denken ... – Geh einen Augenblick in dein Zimmer." Er drückte die Hand gegen die Hüfte.

"Muzius, geht es dir schlechter?"

"Geh, sag ich; ich werde rufen."

Gegen die Tür gepreßt hörte Miserere eine ganze Weile die zuckenden Bewegungen des Heiligen, den gewiß ein Anfall gepackt hatte. Als er gerufen wurde, saß Muzius nicht mehr aufrecht auf dem Strohsack, sondern lag zusammengesunken da, und in dieser Haltung erschien sein Antlitz noch bleicher, der Leib noch geschwollener. "Und zu denken," wiederholte er, als sei nichts geschehen, "daß du von Gott einen neuen Aufschub forderst! Schöne Sache – die Fristung eines sündigen Lebens! Solang ich da bin, würdest du vielleicht das Joch tragen, doch in wenigen Wochen oder Monaten, wenn ich nicht mehr bin – "

"Sag das nicht!"

"Keine Rührung. Glaubst du, mir liegt am Leben? Ich bin nur noch ein fauler Sack. Und dann brauche ich Ruhe. Was wollte ich sagen? Früher hab ich Gott hundertmal gebeten, dir den Verfallstag hinauszurücken; jetzt tät ich's nicht mehr."

"Dann bist du's, der mich verurteilt."

"Tor!" rief der Heilige mit einer Bewegung der Ungeduld. Er wartete, bis er sich gefaßt hatte, dann fuhr er fort: "Gott ist's, der nicht will. Er weiß, wie du bist." Die verschleierte Stimme, der emporgewandte Blick erweckten den Eindruck, als berate er sich mit einem dort oben. "Maximus," begann er nach einer Weile, "wiege dich nicht in eitler Hoffnung. Am zweiten März wirst du sterben."

Es gelang Miserere, keine Bewegung zu zeigen. Erst nach geraumer Zeit fragte er mit einer Stimme, die von weither kam: "Woher weißt du es?"

"Ich weiß nicht woher, aber ich weiß es." Muzius schwieg einen Augenblick, dann sagte er mild: "Leider habe ich nicht mehr die Kraft zu beten, wie ich sollte, doch wenn ich das Gefühl hätte, erhört zu werden, würde ich's nochmal versuchen. Schon um deiner armen Mutter willen, die mich täglich darum bittet. Glaubst du, sie hat dich vergessen? Sie sucht dich nicht auf, um dich Gott zu überlassen, wie sie meint, doch wenn du nicht da bist, kommt sie immer wieder und beschwört mich. Trotz allem, ich wiederhole es dir, würde ich's nochmal versuchen. Siehst du, wie schwach ich bin?"

"Wenn es so ist, Muzius, um Gottes willen, versuch's; verlaß mich nicht – versuch's noch einmal!"

Mit plötzlicher Energie richtete der Heilige sich auf und rief: "Soll ich es dir sagen? Ich habe von deiner Mutter gesprochen, damit du weißt, daß sie unaufhörlich an dich denkt – es ist herzerreißend. Jetzt sag ich dir, daß ich auch heute nacht bis zur Erschöpfung für dich gebetet habe. Dabei ging es mir schlecht."

"Und das Ergebnis?"

"Gott will nicht."

Maximus fuhr auf, vermochte aber noch einmal, sich zu beherrschen. "Will nicht?" sagte er. "Nun denn ... Nein, Muzius, ich will nicht lästern, doch diese Unerbittlichkeit jedem Flehn gegenüber, dies hartnäckige Festhalten an einem grausamen Spruch versteh ich nicht. Und du, kannst du's vielleicht verstehen?"

Muzius schweig lange, bevor er antwortete. "Maximus," sagte er endlich in seltener Gelassenheit, "ich habe bis jetzt gelebt, indem ich zu wirken strebte und nicht zu denken. Nun bin auch ich dem Ende nahe. Versuche mich nicht."

Miserere kauerte sich neben das Lager auf den Boden, nahm die Hand des Kranken zwischen die seinen und neigte die Stirn darüber. So blieben sie lange, ohne zu sprechen. Stille. Frieden. Allmählich gingen Misereres Atemzüge gleichmäßiger. Muzius lag reglos mit offenen Augen da, die freie Hand gegen die Hüfte gepreßt, um den Schmerz zu unterdrücken und den allzu knabenhaften Jünger nicht zu wecken, der wie ein Kind zu seinen Füßen schlief.

Miserere tauchte vom Schlaf auf in einem langsamen Erwachen, glitt durch ein fast lyrisches Gefühl von Frische, als habe er in jenen wenigen Minuten eine ganze frühlinghafte Lebenszeit im Traum neu gelebt. Reglos, um den Zauber nicht zu brechen, suchte er den letzten Saum der entschwindenden Vision zu haschen, doch schon trugen ihn die erwachten Sinne in die Wirklichkeit zurück; und als ihm plötzlich der schwarze Schatten seines Daseins vor die Seele trat, hob er den Kopf, dehnte die steifgewordenen Glieder, und ohne ein Wort zu Muzius, der immernoch gedankenvoll mit wachen Augen zur Decke emporstarrte, ging er in sein Kämmerchen und warf sich, das Gesicht in die Hände vergrabend, auf sein Bett.

Später mußte er sich doch aufraffen, die täglichen Pflichten zu erledigen, Heimgekehrt, sprach er kaum ein Wort und zog sich zeitig in sein Zimmer zurück, wo er sich tiefer Erschöpfung hingab. Wieder sang nebenan Lucilla ein traurig-eintöniges Lied; und draußen begleitete sie der Nordwind, bald lauter, bald leiser brausend. Miserere überließ sich dem Rhythmus der klagenden Weise, die sich schwermütig hinzog und nicht enden zu wollen schien. – Plötzlich gellt Apollonius' Stimme dazwischen und Lucilla schweigt. Jetzt ist die Einsamkeit um Miserere noch tiefer, doch die Mattigkeit ist von ihm gewichen, und der lange gebändigte Aufruhr der Empörung reckt sich empor. Dort hinter der Wand links schwillt Apollonius' Atem an, der eingeschlafen ist. *Den halten keine Sorgen wach!* Der friedliche Schlummer des Gefährten erbittert ihn noch mehr. Wie ein Gefangener möchte Maximus gegen die Türen schlagen, damit ihn jemand höre und befreie. *Ist es zu glauben, daß Muzius nichts tun kann? Es genügt, daß er will, mit allen Kräften will; man müßte nur nochmals versuchen, ihn dazu zu überreden. Aber*

wie den Mut finden, mit ihm zu sprechen? Miserere springt auf, um zu ihm zu gehen; er zögert, wirft sich wieder aufs Bett, schnellst nochmals hoch. Ein Gedanke: schreiben, dem Heiligen schreiben. Warum nicht? Ihn erschüttern, ihm begreiflich machen ... Und wenn es nichts nützt, so wird es doch eine Erleichterung sein. Nur die Worte finden können! Er sitzt da, das Pergamentblatt auf den Knien. Das Wichtigste ist, den rechten Anfang zu finden. Die Seele rauscht auf, das Gehirn ist in Gärung, die Flut wallt über, fast hört er ihr Dröhnen; es ist, als wolle sie hier und jetzt hervorbrechen. Vorwärts – wie beginnt man?

Muzius, laß mich sprechen. Hiob ... Er hielt inne, da die Berufung auf Hiob ihm abgedroschen schien; aber schließlich war es lächerlich, etwas Originelles suchen zu wollen, um sich auf der Schwelle des Todes an einen Mann wie den Heiligen zu wenden. Der erregte Geist forderte eine Stimme, ganz gleich welche, wenn sie nur mitreißend war. Er begann aufs neue:

Muzius, laß mich zu dir sprechen. Hiob hat gewagt, Gott zu fragen, weshalb er ihn heimsuche, und Gott ließ seine Stimme erschallen, nicht, um sich zu rechtfertigen, sondern um ihm einen Begriff von seiner Macht zu geben; zuletzt aber erstattete er ihm doppelt wieder, was er ihm genommen. Der Gott, der Hiob gehört hat, würde vielleicht auch mich hören, vermöchte ich nur so laut zu schreien, daß meine Klage zu ihm dränge; vor allem aber würde er dich hören, wie er andre Male getan hat. Du müßtest nur so zu ihm reden, wie du es vermagst.

Ich sage allein dies: vor zwei Jahren war ich ein unschuldig Sterbender; wär ich damals gestorben, ich weiß nicht, warum ich nicht unter die Seligen hätte aufgenommen werden sollen. Unglücklicherweise fühlte ich gerade auf der Schwelle der Ewigkeit das Feuer der Jugend in mir aufglühn; und so habe ich mich bewogen und dich bewogen, die Gnade zu erbitten. Gott hat uns erhört; doch zugleich mit der Gnade sandte er seinen Urteilspruch. Er konnte mich sterben lassen und mich in seinen Himmel aufnehmen, aber er hat mich gerettet, um mich zu verderben. Bis dahin hatte ich keine klare Vorstellung von dem, was das Erdenleben sei, und auch jetzt wieß ich noch nicht, ist es ein Segen oder ein Fluch; ich weiß nur, daß ich es fortan in meinem Innern spüre, ja, daß ich erst seitdem mein Leben fühle. Vorher war, was mir durch die Adern rann, wie Wasser, Milch oder Öl; jetzt ist es eine prickelnde Glut, die mich zwingt, ihr zu gehorchen. Erst in der Krankheit hat sich mein Geist wirklich der Welt erschlossen, als wäre ich damals zum zweitenmal geboren; und Gott hat die Verantwortung für diese zweite Geburt auf sich genommen, denn es ist klar, daß alles, was ich seither getan habe, nicht von mir abhängt. Ich hatte die Gnade erfleht, um mich auf den Tod zu bereiten; Gott hat getan, als wolle er mich erhören, und statt dessen ...

Er sprang auf, tat ein paar Schritte, kehrte zurück, las das Geschriebene, setzte sich wieder hin und fuhr fort:

Ich habe da eine furchtbare Lästerung ausgesprochen; ich verwerfe sie, doch ich streiche sie nicht durch, damit du dir einen Begriff von meinem Zustand machen kannst. Achte auch nicht auf die fortwährenden Wiederholungen; mein Kopf kreist beständig um denselben Gedanken, das Herz ist mir übervoll ...

Im Grunde hatte er das Wesentliche gesagt. Fragen, Klagen, Verwahrungen: die Worte wechselten kaum, das Gefühl blieb sich gleich. Mochte der Sturm eine Woge nach der andern emportreiben, es war immer das gleiche Wasser. Und doch konnte er so nicht schließen.

Ich mag schwach sein – wenn du mich bei der Hand hältst, ist mir, als sei ich geborgen, doch kaum allein, treibe ich wieder hilflos auf hoher See. Wem es natürlich ist, sich vom Leben loszulösen, dem fällt es leicht; wer aber nicht so veranlagt ist, wie soll der in sich die Kraft finden, sich freizumachen? Das hieße fordern, der Baum solle sich selbst entwurzeln. Leben ist Natur, ist für jeden Menschen ein gegebener Kreislauf, der eine bestimmte Entwicklung und eine bestimmte Durchschnittsdauer bedingt; und ein Mensch, der jene Dauer nicht erreicht, ist beraubt. Geschieht dies durch Zufall – gut; geschieht es jedoch nach dem kalten und wohlüberlegten Ratschluß eines höheren Willens, der nicht nur die Frist verkürzt, sondern sie noch dazu ankündigt auf eine Weise, als sei sie ein Geschenk, so ist das unmenschlich. Wenn ein Christ so gegen ein wehrloses und unschuldiges Wesen verführe, was würdest du sagen?

Verdamme mich nicht um dessentwillen, was ich äußere. Es wäre sinnlos, Gedanken verhehlen zu wollen, die die göttliche Allwissenheit mir doch in jedem Augenblick im Herzen liest. Gott, der die Kühnheit von Hiobs Worten verwies, doch seine Redlichkeit lobte, kann mir nicht zürnen. Auch du, sähest du mich, würdest mich nicht einen Empörer schelten, sondern in mir das Opfer erkennen, das vor der Hinschlachtung die letzte flehentliche Bitte wagt. Du stehst oben und ich rufe zu dir aus der Tiefe.⁹ Ich denke an Clemens, den ich im September tot vor mir sah, und schaudere; ich sehe mich selbst, wie ich in wenigen Monaten sein werde, verwest, mit nacktem Schädel und entfleschten Gliedern, indes im aufgetriebnen Leib die Würmer hausen. Begreifst du, was es heißt, sich jung und gesund zu fühlen und vor sich das Grauen der nahen Auflösung zu haben?

Ich weiß, du denkst, für mich sei das Leben Monika und folglich die Sünde, doch dem ist nicht so. Ich habe das Leben geliebt, eh ich wußte, was das ist, eine Frau, und ich könnte auch vergessen ... – einen Augenblick hielt er inne – ich könnte auch vergessen, daß Monika lebt, und bleiben, der ich bin. Die Anhänglichkeit ans Leben gehört untrennbar zur Tatsache des Lebens selbst wie das Gewicht zur Materie. Glaub mir: ich, der ich dir schreibe, bin kein Frevler und kein Genießer, ich bitte nicht, mich vergnügen zu dürfen, sondern ganz einfach, weiter da zu sein. Es ist meine innere Natur, die sich gegen die Vernichtung sträubt, und es ist die große Natur selbst, die nach mir greift und mich in ihre Arme zieht. Ich fühle mich als Sohn dieser

⁹ De profundis clamavi ad te Domine ... (psalm 130)

gesegneten Erde, die beladen mit Übeln sein mag, aber doch immer Nährerin all dessen bleibt, was es Teuerstes auf der Welt gibt: Brüderlichkeit, Liebe, Hoffnung. Wer hat je denken können, diese Erde könnte ihren Kindern die Pein der Hölle vorweisen und die Qualen und Flüche der Verdammten in ihrem Schoß hegen, indes draußen die Sonne mit solcher Unschuld lacht? Eine so heuchlerische Erde könnte nicht die ewige Mutter sein. Laß Bruno das glauben – du, Muzius, kannst es nicht.

Während er so schrieb, fühlte Maximus, wie er in einen Ton verfallen war, der weder seiner Lage noch dem Charakter des Heiligen angemessen schien, doch die Erregung in seinen Sätzen riß ihn fort. Er sprang auf, lief durchs Zimmer, setzte sich wie besessen wieder zum Schreiben hin..

"He, Maximus, was ist mit dir", rief, durch die Unruhe wach geworden, Apollonius vorwurfsvoll von nebenan. "Mein lieber Junge, jag doch nicht so herum! Bist du aufgeregt?"

"Ein wenig."

"Hör auf mich: treib den Teufel aus!"

Sonderbare Rede ... – Miserere versank in Nachdenken. Ob er wirklich vom Teufel versucht wurde? Er blickte forschend umher, wie er in den Monaten der Klausur im Kloster zu tun pflegte, als er allnächtlich den Gesichtern entgegenharrte, die die Zellen der ersten Eremiten bevölkerten; doch rings war nur Frieden und Schweigen. Vielleicht sollte er ein wenig ins Freie gehen, um Apollonius die Möglichkeit zu geben, wieder einzuschlafen. Leise schlich er hinaus und setzte sich auf die Treppenstufe unters Tor. Die frische Nachtluft erquickte ihn. Es mußte sehr spät sein, der tiefen Stille nach; jedes Ding war in Schlaf versenkt, und Maximus überließ sich träumend der Vorstellung, er allein wache über der schlummernden Erde. Ein Schauer wehte ihm an die Brust, sodaß er sich fester in die Kutte wickelte. Auch der Wind wachte, mit ihm und mit den Sternen; doch es war nicht das Brausen von vorhin, nur ein Hauch, der ihm leise durch die Haare strich, auch er ohne Stimme. Doch nein. Wenn man genau hinhorchte, trug der Wind gleichsam ein fernes Flüstern mit sich, so gedämpft, daß es an der Grenze des Gehörs zu erklingen schien, dort vielleicht, wo der Sinn endet und die Einbildung beginnt. Konnte dies der ferne Tiber sein oder der Anio? Manchmal verlor sich das Flüstern, dann wurde es wieder vernehmlich wie ein tiefes, eintöniges Rauschen. Wenn das Verklingen der Zeit eine Stimme hätte, so müßte sie klingen: *Komm mit, komm mit ...* Ist es das rinnende Wasser? Miserere gibt sich hin, der Strom der Töne trägt ihn fort. *Komm mit ...* Ist es das Wasser? Ist es die Zeit? Ein neuer Schauer faßt ihn an; leise kehrt er ins Haus zurück, setzt sich wieder hin und schreibt:

Es ist tiefe Nacht, und die Erde bietet dem gestirnten Himmel ihr verlassenes Antlitz dar. Die Sterne winken mit ihren Lichtern, als hätten sie eine Botschaft mitzuteilen, doch die Erde

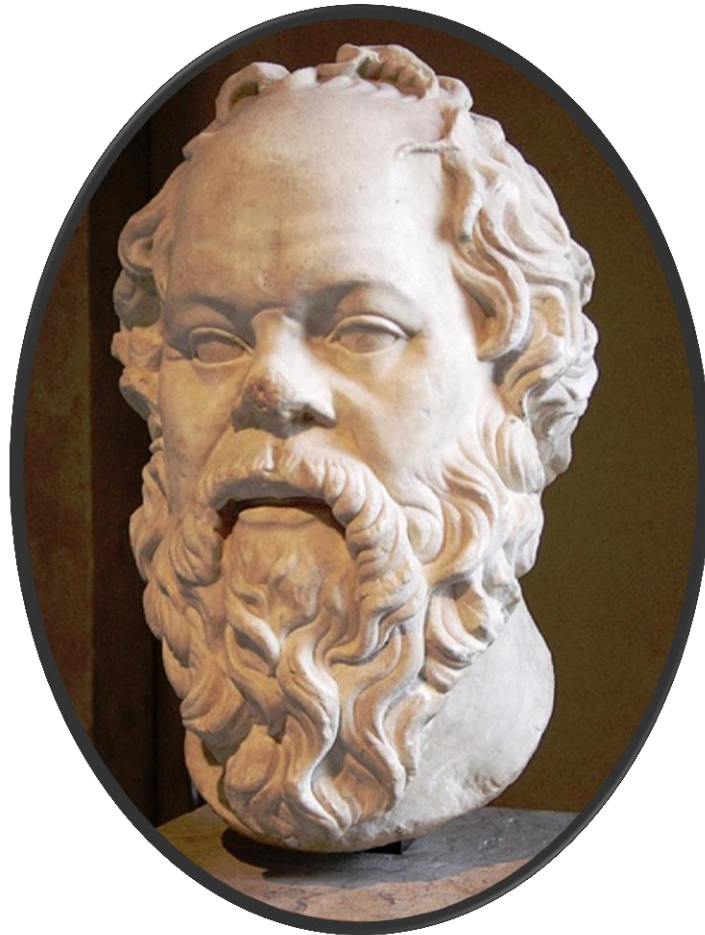
vermag nicht zu verstehen noch zu erwidern; und vermöchte sie's auch, was könnte sie sagen? Daß sie allein ist und friert. Unter der Sonne fühlt sie sich beschützt; vor dem Sternenabgrund schaudert ihr. Was wollen ihr Sirius und Orion sagen? Wohin zieht die Milchstraße? Gen Westen ergießt sie schweigend ihre königliche Flut; auch die Sterne, die ihre Ufer säumen, steigen einer nach dem andern nieder und senden vom Rand des Horizonts einen letzten Gruß zur Erde hinüber, und diese arme, frosterstarrte Erde sieht seufzend dem Entgleiten zu und sehnt sich nach der Gesellschaft des Mondes, wenigstens des Mondes, der im Vergleich zur unendlichen Leere des Alls doch einen nahen, getreuen Trost bietet.

Ich weiß nicht, warum ich dir die Nacht beschreibe. Ich würde diese nichtssagenden Zeilen durchstreichen, hätte ich mir nicht vorgenommen, mich gehen zu lassen, damit du mich fühlst, wie ich mich fühle, einsam wie die Erde in der Nacht, nein: wie Andromeda, wenn sie, an den Felsen gebunden, dem Tod entgegenharrt; oder wie Philoktet, ausgesetzt auf der öden Insel mit seiner eiternden Wunde, von allen gemieden, da die Menschen das Unglück fliehen. So geht es auch mir: niemand wünscht mich herbei. Umso besser übrigens – besser allein sein; die Gleichgültigkeit der andern empört mich, ihr Mitleid reizt mich. – Ich horche, ob Hilfe naht, und nichts dringt zu mir als der Gesang der Sirenen; die Sinne, angelockt und gelähmt zugleich, winseln wie Jagdhunde an der Leine; die Hoffnung will auffliegen, gleich aber sinkt sie wieder herab wie ein Vogel in der Unterwelt, den der Leichengeruch betäubt.

Verzeih die Abschweifung. Meine ganze Jugend war begleitet von den Bildern der Phantasie, die mir in der Einsamkeit Gefährten waren und mich in einen Zustand versetzten, über den ich jetzt, in der Erinnerung, lächle. Ist es möglich, bin ich wirklich selbst der Knabe aus jener Zeit des Überschwangs? Womit habe ich diese Zeit gefüllt, zwischen erster Jugend und dem Ende, das mich erwartet? Ein abgebrochenes Leben, nichts für die andern geleistet, nichts für meine eigene Läuterung. Meine Schuld? Gesetzt, ich hätte nach meiner Begnadigung der Welt den Rücken gekehrt und mich in zitternder Angst um mein Seelenheil abgeschlossen, wäre das wirklich so verdienstvoll gewesen? Ist es recht, daß ein Mensch, für menschliche Gemeinschaft geboren, die eigenen Brüder und Schwestern verleugnet und lebt, als wäre er nicht? Oder hätte ich mit dir in der Welt wirken sollen? Ich hätte versagt, ich fühl's; wenn in diesen letzten Monaten die Versuchungen mich nicht überwältigt haben, so war's, weil ich schon geprüft war. Doch es ist überflüssig, bei diesen Dingen zu verweilen, als wäre der Zweck meines Briefes, mich zu rechtfertigen. Du sagst immer, ich brauche mich nur an Gott und seinen Priester zu wenden, auf daß meine Sünden mir erlassen werden, und wenn ich mich heute, dreißig Tage, ich wiederhole: dreißig Tage vor Ablauf meiner Frist, nicht zu diesem Schritt zu entschließen vermag, so geschieht das nicht aus bösem Willen, sondern weil ich nicht anders kann, weil ich unwillkürlich mich noch als Kind dieser Erde empfinde, statt nach dem Jenseits zu trachten. Immernoch habe ich mich nicht in mein Los ergeben, immernoch neigt meine Seele mehr zur Empörung als zu zerknirschtem Verzicht, unfähig, sich zu überreden, ihr geschähe recht, unfähig zu glauben, Gott könne das Gute heischen und das Böse tun, von den Menschen

Nächstenliebe fordern und selbst gegen seine Geschöpfe wüten, grausam sein und geliebt sein wollen. Nein, ich will nicht lästern, ich will dir nur die Sinnlosigkeit meiner Verurteilung beweisen. Dem Glauben und der Hoffnung entsage ich nicht. Herr Gott, du bist gewiß gut und menschlich; gewähre mir, meine Stimme zu dir zu erheben, ohne mich der Lästerung zu zeihen. Du bist langmütig: zerschmettere den Unseligen nicht, der zu dir fleht. Wenn ich Gefahr laufe, mich zu vergehen, bewahre mich vor der Schuld, doch höre mich: rette mich vor dem Tod. Was ist das für dich? Ein Blitz deines Willens, ein Wimpernzucken, ein kaum gedachtes Ja; für mich ist's alles, für dich weniger als nichts. Und du willst mich nicht retten?

Muzius, bete noch einmal für meine Rettung – dringe! – siege! Gott will nicht, sagst du. Klopfet an und es wird euch aufgetan, sagt Christus. Versuch's. Ich tue alles, was du willst: ich lebe im Dienst der Nächstenliebe; ich arbeite mit aller Kraft neben dir, ich halte mich fern den Versuchungen, ich gehorche dir blindlings. Du aber hilf mir. Ich gebe mich in deine Hände ganz und gar, mit Leib und Seele. Ich bin ein lebloses Ding: mach mich lebendig. Hörst du mich? Hörst du deinen Sohn?



256

BÜSTE DES SOKRATES
1. Jahrhundert, Louvre, Paris
Foto: eric gaba (Wikimedia)

TRÖSTUNGEN DER PHILOSOPHIE

Sowie er den Brief beendet, legte Miserere sich nieder, doch die übermäßige Erregung jagte ihm noch ein Prickeln über die Haut, die Worte, die er geschrieben, tanzten in seinem Kopf herum und jeden Augenblick fiel ihm ein neuer Ausdruck oder ein Gedanke ein, der noch hinzuzufügen wäre. Man müßte aufstehn, sich das aufzeichnen; aber lohnte es die Mühe? War Muzius morgen guter Stimmung, so kam es auf ein Wort mehr oder weniger nicht an; war er aufgebracht, so würde er die Epistel ohnehin nach den ersten Zeichen wegschleudern. Diese Vorstellung, daß sich doch nichts mehr tun ließ, beruhigte Maximus endlich und ließ ihn Schlaf finden.

Er erwachte mit wirrem Kopf und hatte Mühe, sich zu besinnen. Da war er wieder, der unablässige, unentrinnbare Gedanke, der nachts an seinem Lager Wache hielt und morgens gleich beim Erwachen von ihm Besitz nahm! Heute aber war auch noch der Brief zu überlesen. Zunächst wartete er, daß Muzius ihm seine Anweisungen für den Tag erteilte, doch Muzius, wie schon am Vortag, gab ihm keinen Auftrag. Er war weder gleichgültig noch schroff, schien nur keine Lust zum Sprechen zu haben.

Miserere barg die Rolle in der Kutte und verließ das Haus allein. An der einsamen Straße angelangt, wo er zwei Tage zuvor Monika und Benedikta getroffen hatte, setzte er sich auf das Mäuerchen und las den Brief in aller Ruhe durch. Zu lang und zu überschwenglich für einen Mann wie Muzius; und dann diese heidnischen Anspielungen auf Andromeda und Philoktet und diese halben Lästerungen! Einen neuen Brief zu schreiben widerstrebte ihm; ihn einfach für sich zu behalten, hätte seiner gewohnten Unlust zum Handeln zwar entsprochen, aber andererseits war dieses Pergament für ihn die letzte Hoffnungsstimme; – sie zu unterdrücken hieße, sich in die Verurteilung zu fügen. Er entschied sich, erst Rat zu holen. Wenn er Apollonius ausschloß, der ihm dazu nicht geeignet schien, blieb nur Paulus. Ihn hatte er viele Monate nicht gesehen, und ihm so unerwartet mit einem derartigen Begehren zu kommen, ging etwas gegen seine Schüchternheit, aber das mußte in Kauf genommen werden. Paulus aufzusuchen bedeutete immerhin, die Entscheidung hinauszuzögern und sie einem andern aufzubürden.

Bei Paulus und Benedikta, in jener Atmosphäre geschwisterlichen Verstehens, fühlte er, wie ihm die Seele weit wurde. Alle hatten Mitleid mit ihm ... alle bis auf einen, den einzig Mächtigen, den Allmächtigen. Nach den ersten Begrüßungsworten verfiel Miserere in nachdenkliches Schweigen. "Haltet ihr mich für kleinmütig – ?" fragte er endlich.

"Kleinmütig?" antwortete Paulus. "Warum denn? Es ist die Natur, die sich in dir gegen eine widernatürliche Lage auflehnt, denn die Vorbedingung zu einem annehmbaren Dasein besteht darin, nicht zu wissen, wann ein gewisses Übel hereinbrechen wird. Unser Leben beruht Tag für Tag auf der Hoffnung. Müßten wir so leben wie du, Miserere, mit dem offenen Grab beständig vor Augen, wir würden wahnsinnig oder vielleicht heilig, sicher aber wären wir keine Menschen mehr."

"So erkennst du also an, daß meine Lage unmenschlich ist?"

"Wer könnte es leugnen? Für deine Situation wird die menschliche Vernunft niemals ... – ich wollte schon sagen, eine *Entschuldigung*, doch sagen wir besser: eine *Erklärung* finden können. Trost, nicht eine Erklärung, kann dir nur aus der Religion kommen, sei's durch die Hoffnung, Gott möge dir doch noch Aufschub gewähren, oder durch die Vorstellung, daß der vorgewußte Tag dir die Möglichkeit gibt, dich auf den letzten Schritt zu bereiten, während so viele andere ohne die Möglichkeit der Reue sterben müssen."

"So wäre ich denn ein Bevorzugter? Aber dann muß man schließen, daß im großen Schöpfungswerk der Mensch nur Opfer ist. Warum werden diejenigen geboren, die schon zur Verdammnis vorbestimmt sind? Warum müssen sie die Verantwortung für ihre Taten tragen, wenn sie ohne eignes Zutun auf die Welt kamen und die sind, die sie sind?"

"Fragen, auf die es vom Anbeginn der Zeiten keine Antwort gibt. Einmal habe ich gedacht – "

"Was für eine Überraschung!" Septimia und Sabina, für den Winter Paulus' Gäste, kamen in diesem Augenblick aus der Stadt zurück. Septimia umarmte den Neffen mit wortreicher Zärtlichkeit, während Sabina sich stirnrunzelnd zur Seite wandte. "Miserere!" rief sie. "Ich konnte nicht wissen ... Doch ihr habt zu reden; ich geh wieder."

"Und warum?" fragte Septimia. "Setz dich her, bleiben wir ein wenig beisammen."

"Nein, ich gehe", wiederholte sie. Die Furcht zu stören und der Stolz drängten sie zu gehen; doch sie rührte sich nicht. "Komm auch du, Septimia; es ist Maximus lieber, siehst du es nicht?"

"Warum sagst du das?" fragte Miserere. "Bleibt doch, ich freue mich darüber."

Sabina setzte sich.

"Einmal", nahm Paulus den Faden wieder auf, "habe ich einen Dialog entworfen, der an den alten Gedanken anknüpfen sollte, die Welt sei nicht unmittelbare Schöpfung des höchsten Wesens, sondern eines Zwischengotts, eines Demiurgen. Eines Tages wendet sich eine Seele, die sich als unschuldiges Opfer fühlt wie du, an den höchsten Gott, und dieser fordert den Weltenmeister auf, sich zu rechtfertigen und über die Sittlichkeit und Unsittlichkeit der Welt Rechenschaft abzulegen. Das Opfer wohnt der Unterredung bei und begreift nichts davon; es versteht nicht einmal die Sprache, in der Gott und Demiurg miteinander verhandeln; doch als der oberste Richter, nachdem er alles gehört, ihm versichert, der Schöpfer habe recht, und was er getan habe, sei gut, ergibt er sich darein."

"Ich aber", rief Miserere, "kann mich nicht ergeben; ich kann mir nicht einmal" – er ballt gequält die Hände – mich selbst tot vorstellen!"

"In deinem Alter kein Wunder. Und leider ist Ergebung etwas, was sich nicht lehren noch lernen noch auf Wunsch hervorbringen läßt. Auch sie ist ein Geschenk Gottes, das er gewährt, wem er will."

"Mir hat er sie nicht gewährt. Ist das nicht ungerecht? Sag, wie erklärst du dir, daß Gott, während er das Übel mit vollen Händen austeilt, derart mit der Ergebung geizt?"

"Lieber Junge, damit sind wir wieder bei einer Frage angelangt, auf die kein Mensch dir jemals Antwort zu geben vermöchte. Ich sage nur das eine: Wenn es sich um die Frage der ewigen Gerechtigkeit handelt, so ist der Mensch wohl kaum eines Urteils fähig, schon aus dem triftigen Grunde, daß er hierbei voreingenommen ist und folglich schlecht urteilt. Bedenke außerdem: wenn wir rechnen, können wir die Zahlenreihe unbeschränkt handhaben, doch wir können das Unzählbare im Bewußtsein nicht fassen; wir wissen ungefähr, was ein Tag, eine Stunde, ein Jahr ist, aber darum sind wir noch keineswegs imstande, uns eine klare Vorstellung von der Ewigkeit zu machen; wir haben einen ziemlich deutlichen Begriff davon, wie lang eine Elle oder eine Meile ist, doch derartige Maßeinheiten bringen uns nicht weiter, wenn es sich darum handelt, das Unendliche zu erforschen oder uns eine auch nur einigermaßen befriedigende Vorstellung davon zu machen. Dasselbe gilt für die ewige Gerechtigkeit. Ebenso wie die Zahl, der Raum und die Zeit ist auch sie der menschlichen Fassungskraft unzugänglich; und wir mit unserm beschränkten Urteilsvermögen, das kaum den Bedürfnissen des Zusammenlebens und dem Aufbau unserer Gedankenwelt genügt, wir mit unserer armseligen Vorstellung von irdischer Gerechtigkeit haben den Schlüssel nicht, um das Wesen der höchsten Gerechtigkeit zu erschließen. Wir können nur mutmaßen, eine ewige Gerechtigkeit, wiewohl unserem Verständnis unzugänglich, müsse sein, so wie wir, ohne sie zu begreifen, die Unendlichkeit der Zahl, des Raumes und der Zeit voraussetzen."

"Ja, aber mir inzwischen ..." Miserere brach ab, da er merkte, daß ihm die Stimme nicht gehorchte. Auf seinem Schemel vorgebeugt, die Hände auf den Knien gekreuzt, fühlte er plötzlich gegen die Brust den steifen Druck der Schriftrolle. Gedankenverloren zog er sie hervor und legte sie auf den Boden.

Ein Schweigen folgte, das Paulus endlich brach. "Mein armer Miserere, wenn du um Trost zu mir gekommen bist, – wie schlecht steh ich dir bei! Und doch ahnst du nicht, wieviel ich über deine Situation nachgedacht und wie oft ich mich gefragt habe, was ich in deiner Lage empfinden würde. Nun denn, ich bin überzeugt, wenn ich mich ausschließlich dem menschlichen Verstand überlasse und nicht aufhört, mir die sittliche Berechtigung meines Loses erklären zu wollen, dann stünde ich genau da, wo du heute stehst. Entsinnst du dich jenes Abends, es sind nun viele Monate her, da wir bei Tisch über diese Dinge sprachen und ich, während ich mich als Anhänger der Vernunft bezeichnete, ihre Unfruchtbarkeit verkündete? Heute gestehe ich dir, daß ich mich mit meiner Vernunft immer hilfloser und ohnmächtiger fühle. Ich erwäge das Geheimnis des Menschenlebens nach allen Richtungen, ich betrachte seine Unsicherheit, seine Eitelkeit, doch wenn ich den ganzen berückenden Zauberbau Stein um Stein abgetragen habe, so entdecke ich, daß es meiner Vernunft nicht gelungen ist, den Instinkt zu überzeugen. Ich habe versucht, mich selbst zu überzeugen, das übermäßige Hängen am Leben käme nur daher, daß es uns zu sehr verwöhnt hat und daß für Menschen wie dich und mich (die wir uns beide dieses Hängens am Leben schuldig machen) viele Dinge anders würden, wenn wir uns eines Tages ernstlich in den Strom des Daseins stürzen und mit Kraft um unser tägliches Brot kämpfen müßten, wie es der Mehrzahl der Sterblichen geschieht. Zweifellos sind wir vom Schicksal Begünstigte, was sogar etwas Demütigendes hat. *Eine schöne Sache, das Leben – sage ich mir – für den, der außerhalb der Strömung am schützenden Ufer steht; doch wer hat es uns eingeebnet, wer es uns schön gemacht, wer sichert es uns, dies selige Ufer unserer träumenden Müße?* – Versuch doch, dich in die Lage des Menschen auf Erden hineinzudenken, dieses gebrechlichen Wesens, das als einziges unter den Geschöpfen weder Panzer noch Fell, weder Stoßzahn noch Krallen besitzt, nur eben einen Schimmer Verstand im Schädel! Stell dir dies jämmerliche Wesen vor, wie es, preisgegeben einer erbarmungslosen Natur, auf nur zwei Beinen das Gleichgewicht hält, wie es vor Frost schaudert, wenn es nicht in Wolle gehüllt ist, nicht leben kann außer in künstlicher Hülle, wie es Sonne, Feuer, Licht braucht und allein mit der Nacht an allen Gliedern zittert wie ein Rohr im Wind, angerührt vom Schauer des Alls! Wenn wir dann aber die Wunder betrachten, die dieses armselige Geschlecht gewirkt hat, dann verstehen wir, was Menschenleben wirklich heißt. *Leben* – das bedeutet für die meisten Menschen, Seele und Muskeln verhärten, Krankheit, Hunger, Mühsal und Pein ertragen, vor Müdigkeit umfallen und doch arbeiten, sich zerbrochen fühlen und

doch arbeiten, Erfahrungen mit brennenden Wunden bezahlen, den Schmerz fruchtbar machen, Enttäuschungen und Glücksumschwünge durchmachen, wahllos mit anderen Menschen umgehen müssen, ihr Unglück teilen, sinnlose Kriege kämpfen und leidenden Gehorsam, Schläge, Verstümmelungen, Gefangenschaft und Schlimmeres auf sich nehmen. Was ist, verglichen damit, das bequeme Dasein, das du und ich ersehnen? Es verhält sich zu dem der allermeisten Menschen wie der Traum zur Wirklichkeit: Spiel ohne Verantwortung, ohne Pflicht, ohne Kampf."

"Glaube nicht," unterbrach Maximus, "daß ich mich dem Leid der Menschheit nicht mitverbunden fühle."

"Ich bin davon überzeugt, und ich empfinde ebenso; doch ich fürchte, unsre Verbundenheit ist wesentlich gefühlsmäßiger, fast möchte ich sagen: ästhetischer Natur. Das eine ist's, über dem aus der Tiefe aufsteigenden Dunst zu schweben, ein andres, in voller Wirklichkeit auf der Erde zu kriechen unter Staub, Schweiß und Schmerzen, unter unedlen Dingen und abstoßenden Berührungen, und sich mühselig den tausend Plagen zu beugen, die der Dichter gern mit einem glänzenden Gleichnis abtut. Wir setzen die Worte für die Dinge und bringen es allzu schnell fertig, unser Gewissen zu beruhigen. Menschen wie du und ich kennen dieses Andere nicht. Doch alle Menschen, kann man sagen, lieben das Leben; selbst die Hinfälligsten lieben es, selbst die Verzweifelten. Auf einen, der sich selbst tötet, kommen Tausende und Abertausende, die nicht weniger leiden als er, doch weiterleben und vor der Wahl zwischen einem gehetzten Dasein und dem Frieden des Todes lieber die schlimmste Pein auf sich nehmen, nur um länger auf dieser Welt zu bleiben. Und warum das?"

"Weil sie dem Trieb gehorchen – ?" sagte Bendikta.

"Ja. Die selbstherrliche Natur besiegt jede andere Kraft in uns. Ich kann mich noch immer nicht damit abfinden, und von Zeit zu Zeit nehme ich den unnützen Kampf wieder auf. Ich versuche zum Beispiel, das Leben sachlich danach zu werten, was es wert ist, oder besser: den Ablauf der Tage danach abzuschätzen, was er uns wirklich bringt. – Erinnerst du dich an das Dichterwort über den winzig kleinen Teil des Daseins, den wir wirklich leben, und an Senecas Abhandlung über den selben Gegenstand? Lies sie nochmal und vertiefe diese Gedankengänge, die nur darum selbstverständlich scheinen, weil sie so wahr sind. Ich für meinen Teil versuche oft und oft, vom Besonderen zum Allgemeinen¹⁰ vorzudringen und in meiner Wertung nicht jene abgeleiteten Begriffe, die wir *Dasein* nennen, zu berücksichtigen, sondern die tatsächliche Wirklichkeit, die ich als Ablauf der Tage bezeichnen möchte. Und dabei

¹⁰ In der deutschen erstausgabe steht es andersrum: "vom Allgemeinen zum Besondern". Vermutlich ein Übersetzungsfehler; gemeint ist hier Induktion, nicht Deduktion. "Deduktion ist schon bei Aristoteles als „Schluss vom Allgemeinen auf das Besondere“ verstanden worden (...). Dem stellt Aristoteles die Induktion als Gewinnung von allgemeinen Aussagen aus der Betrachtung mehrerer Einzelfälle (...) gegenüber (...)." (Wikipedia)

werde ich mir durchaus bewußt, daß ich den größeren Teil meiner Zeit damit verbringe, nicht ich zu sein. Wenn ich schlafe, liegt mein Leib ausgestreckt da, seine selbsttätigen Verrichtungen wickeln sich regelmäßig weiter ab, doch die Sinne sind wie müde Wächter an der Schwelle, die sie bewachen sollten, eingenickt, und nur bei einem ernstlichen Alarm schrecken sie bestürzt auf zu ihrer Pflicht. Und ich, wo bin ich, wer bin ich indessen? Bin ich der Bewußtlose, der sich dem Abenteuer der Träume überläßt, oder der Tyrann, der erwachend mit hartem Schritt heraustritt, die nächtlichen Bilder zersprengt, sich des Körpers und des widerstrebenden Geistes bemächtigt und sie aufs neue ins Joch zwingt? Jeder von uns führt im Schlaf und im Wachen zwei ganz verschiedene Existenzen und nennt jene Traum und diese Wirklichkeit, doch es wäre wohl vorstellbar, daß umgekehrt das, was wir Leben nennen, ein künstliches Gebilde ist, der Tod dagegen die Heimkehr der verbannten Seele ins wahre Leben, von dem der Traum uns als eine Art Herold kündete.¹¹ Auf alle Fälle gibt die natürliche und angenehme Leichtigkeit zu denken, mit der wir meistens vom Wachen in den Schlaf übergehen, und der schmerzliche Riß, mit dem wir widerstrebend vom Schlaf ins Wachen zurückkehren. Ist dies aber so, dann sollte, wer den Traum liebt, auch den Tod lieben."

"Wenn das kein Paradox ist!" sagte Septimia vorwurfsvoll.

"Möglich, aber du mußt doch zugeben, daß du während rund eines Drittels deines Lebens nicht weißt, daß du du bist, und daß du jedenfalls, solange du schläfst, ein Du bist, das mit dem Du des Tages nur in losem Zusammenhang steht und das sogar in jedem Traum als ein anderes erscheint. – Und denke auch, Maximus, an die Zerstreuungen, die Unruhe, die an dir nagt; denk an die Träumereien, die dich an die Schwelle des Traumes führen, denk an die Stunden, da wir uns treiben lassen, an die andern, da wir in dumpfe Trägheit versinken, mit leerem Hirn und lahmen Gliedern. Denke, wie oft du dich selbst begreifen möchtest und dich nicht findest, wie oft du die Gedanken in eine bestimmte Richtung lenken willst und sie nicht gehorchen und abschweifen; denk an Sorgen, Aufregungen, Unglücksfälle. – Du wirst vom Zorn gepackt und siehst die Welt in bebender Raserei; der Zorn fällt ab, und der andere Maximus blickt beschämt in eine zur Vernunft zurückgekehrte Welt. Du wirst von Liebe erfaßt und fühlst dich in eine höhere Sphäre entrückt; die Leidenschaft läßt nach

¹¹ *Theaitetos*: Und wahrlich, Sokrates, es ist sehr schwierig, durch was für ein Kennzeichen man es beweisen soll. Denn es folgt ganz genau auf beiden Seiten dasselbe. Denn was wir jetzt gesprochen haben, das können wir ebensogut im Traume zu sprechen glauben; und wenn wir im Traume über etwas zu sprechen meinen, so ist ganz wunderbar, wie ähnlich dies jenem ist.

Sokrates: Du siehst also, daß das Bestreiten nicht schwer ist, wenn sogar darüber gestritten werden kann, was Schlaf ist und was Wachen. Und da die Zeit des Schlafens der des Wachens ziemlich gleich ist und die Seele in jedem von diesen Zuständen behauptet, daß die ihr jedesmal gegenwärtigen Vorstellungen auf alle Weise wahr sind, so behaupten wir eine gleiche Zeit hindurch einmal, daß das eine, dann wieder ebenso, daß das andere wirklich ist, und beharren beidemale gleich fest auf unserer Meinung. (PLATON: THEAITETOS)

und du bist wieder auf der Erde, verwundert über die eigne Tollheit. – Bedenke ferner: wie wenig wiegt jener Teil deiner Vergangenheit und deiner Erfahrungen, der eine deutliche Spur in deinem Gedächtnis hinterlassen hat, im Vergleich zu der gewaltigen Masse der möglichen Erinnerungen! Oder denk an die Dinge, die du hörst und siehst, ohne sie wirklich zu sehen und zu hören, an die Wege, die du achtlos gehst, an die Bücher, die du, kaum gelesen, vergißt, an die Handlungen, die du unbewußt oder mechanisch vollbringst. – Wieviel Stunden des Tages kannst du behaupten, wirklich Du zu sein, bewußt und verantwortlich? Zieh die ersten Kindheitsjahre ab, die Stunden des Schlafs, die Unterbrechungen des Bewußtseins, die Zeiten des Leidens und der Qual, der Mutlosigkeit und Langeweile, und sag mir, auf wieviel Stunden, die wert sind, gezählt zu werden, sich ein Dasein beschränkt!"

"Und doch", erwiderte Maximus, "ist die Macht der Gewohnheit unwiderstehlich und bringt selbst in den widerspruchsvollsten, kaum erträglichen Lagen ein Gefühl vom Wert und von der Dauer der Persönlichkeit hervor, das zweifellos einem Bedürfnis entspricht."

"Richtig", betätigte Paulus. "Das ist der Punkt, wo Senecas schöne Reden und meine eigenen schönen Gedankenfolgen ins Leere fallen. Es ist die Macht der Gewohnheit und vor allem, wie ich früher sagte, ist da jene blinde, tierische und göttliche Gewalt, die wir Trieb nennen. Und wer hat uns diesen Lebenstrieb gegeben? Gott. – Gott gibt uns das Leben; dann gibt er die Vernunft, die das Leben entwertet und abtötet; dann den Trieb, der die Vernunft wertlos macht und das Leben lieben lehrt; und zuletzt schickt er uns in den Tod, der alles hinwegnimmt."

"Paulus," unterbrach Benedikat, "hast du für Miserere keine frömmen und mutmachenderen Worte?"

"Aber ich wiederhole doch immerzu, meine ganze Philosophie ist zusammengestürzt! Dabei hielt ich mich für einen Stoiker. Jetzt habe ich verstanden, daß der Stoizismus für sich allein keinen Bestand hat. Entweder wird er von der Entsagung gestützt, dann ist er nicht Philosophie, sondern persönliche Charaktereigenschaft; oder es trägt ihn der Glaube, dann ist er nicht Philosophie, sondern Religion."

"Und warum suchst du nicht Halt im Glauben?"

"Auch der Glaube ist ein Geschenk, das verliehen wird und das wir nicht aus uns selbst schaffen ..."

"So kommst du also zu dem Schluß, für Maximus sei kein Trost möglich?"

"Vielleicht gibt es einen, wenn du ihn nicht von der Vernunft forderst, sondern in jener Schicht irrationaler Möglichkeiten suchst, die auf dem Grund jeder Seele ruhen; ich meine die Fähigkeit zum Hoffen. So schwach er sein mag, Miserere, auch du trägst diesen Samen in dir. Pflege ihn sorgsam, leg in dies Werk alles, was du bist und kannst, und such nicht das Licht dort, wo es nicht zu finden ist! Du siehst ja, ich habe

dir nur eitle Lehrbegriffe vorzusetzen, weil ich nichts anderes habe und weiß; ich bin nur ein armes, vernünftelndes und darum unvernünftiges Wesen ..."

"Und ich", flüsterte Miserere, "bin weniger als ein Mensch. Ich bin nur ein Sterbender."

Sabina hatte nicht ein einziges Mal den Mund geöffnet. In einem bestimmten Augenblick war sie innerlich erglüht; dann wieder hatte sie sich abgewandt, da ihr dieser ganze Wortschall vergeblich schien. *Zuviel Allgemeinheiten*, dachte sie. *Keiner findet das rechte Wort. Es brauchte anderes, um ihm Mut zu machen. Man müßte sich erbiehen, mit ihm zu sterben. Das wäre etwas. – Warum darf ich's nicht?* Die Religion verbot es; und doch, konnte es eine echtere Tat der erbarmenden Liebe geben? Sie empfand Miserere als schwach, als unbegreiflich der Erde verhaftet, und in ihrem Gefühl für ihn stritten sich leidenschaftliche Zärtlichkeit und Erbitterung. *Wären wir zusammen gewesen, er und ich, es wäre nicht dahin mit ihm gekommen. Ich hätte ihn gestärkt, hätte wohl das rechte Wort für ihn gefunden.* Aber alle diese philosophischen Betrachtungen, wozu konnten sie dienen? Zu nichts, wie Paulus selbst eingestand. Man mußte ganz anders, viel einfacher, eindringlicher zu Maximus sprechen, und der Augenblick war günstig, jetzt, da alles schwieg; doch dazu müßte man ihm ins Gesicht sehn und das war da Schwerste.

Sie überwand sich. "Miserere," sagte sie – sie war aufgestanden und blickte ihn an, doch ihre Brauen runzelten und glätteten sich beständig – "hast du dir je diese einfache Frage vorgelegt ... Es ist dir eine bestimmte Frist gesetzt. Tritt das Ereignis ein, so folgt daraus, daß Gott ist, daß er durch Muzius' Mund gesprochen hat und dich jenseits des Todes erwartet; du hast dich also nur zu bereiten und weißt, ein seliges Leben liegt vor dir. Tritt das Ereignis nicht ein, so heißt das, daß deine Qual umsonst war; du wirst fortan sorglos leben können, wirst ... wirst dich vergnügen können, wie du magst." Sie brach ab, bestürzt, daß sie sich den letzten Satz hatte entschlüpfen lassen.

"Endlich!" rief Septimia. "Endlich einmal ein gescheites Wort!"

"Ich denke nicht daran, mich zu vergnügen", antwortete Miserere.

"Verzeih mir, ich habe mich schlecht ausgedrückt. So war es nicht gemeint."

"Deine Frage ist richtig," fuhr Maximus fort, "aber sich unvorbereitet dem Tod nähern, geht nicht an, und um sich vorzubereiten, muß man sich ins Schlimmste ergeben haben, und ich ... ich kann mich weder bereiten noch ergeben. Du verachtest mich gewiß –"

"Wie kannst du das glauben?"

Das Schweigen, das nun folgte, wurde von Paulus unterbrochen. "Hattest du dies für mich bestimmt?" fragte er, auf die Rolle deutend, die neben Maximus auf der Erde lag.

Nach Paulus' Reden und Sabinas Worten zögerte Maximus, der sich des Briefes schämte, ihn zu zeigen. Seine Unschlüssigkeit war so offensichtlich, daß Paulus hinzufügte: "Wenn du lieber nicht darüber sprichst ..."

"Vielleicht stören wir", sagte Sabina wiederum und stand auf. "Ich gehe."

"Du störst nie, Sabina; bleib, bitte." Maximus sprach diese Worte mit ungewohntem Eifer. Sabinas Gegenwart machte ihn schüchtern, flößte ihm aber zugleich ein seltsames Feuer ein. "Lies, Paulus", schloß er mit plötzlichem Mut. Er reichte ihm die Rolle und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen.

"Darf ich's auch sehn?" fragte Benedikta; und als Maximus schweigend nickte, lehnte sie sich über Paulus' Schulter, um mitzulesen. Sabina hatte sich wieder gesetzt und versank in stummes Brüten. Paulus las schweigend; als er zu Ende war, überließ er die Rolle Benedikta, die den ersten Teil nochmal lesen wollte.

"Ich vermute, du würdest gern meine Meinung darüber zu hören, welchen Eindruck der Brief auf Muzius machen könnte", sagte Paulus. "Wahrscheinlich wird er, wenn er auf Andromeda und Philoktet stößt, dich für verrückt erklären –"

"Und für einen Schönredner, nicht wahr?"

"Möglich, allerdings versteht man unter Schönrednerei meist mangelnden Gehalt, du dagegen drückst hier bestimmte Empfindungen aus mit einer Erregung die in dieser Situation unvermeidlich war und durch die vorgebrachten Ketzereien noch verstärkt wird. Muzius wird dich andonnern, wenn du vor ihm stehst, aber er verwirft dich darum gewiß nicht – er ist zu menschlich."

"So hart kann er gar nicht sein!" rief Benedikta und hob das ergriffene Antlitz.

"Beruhige dich", versetzte Paulus. "Wenn Muzius könnte, er ließe ihn noch hundert Jahre leben, indes er im Paradies, auf ihn wartend, vor Ungeduld vergeht ..."

"Ich merke wohl," sagte Miserere, "daß zumindest einer von euch mich für kleinmütig hält ..."

"Aber nein", riefen Benedikta und Septimia.

"Miserere," sagte Sabina mit einer Stimme, die fest sein wollte, doch den inneren Schmerz verriet, "wirf mir nicht einen Gedanken vor, den ich nie ausgesprochen habe!"

"Und den du auch nicht in dir hegst –?"

"Den ich auch nicht in mir hege, ich versichre es dir."

"Und du, Paulus, was rätst du mir?"

"Empfindest du noch so, wie du heute nacht empfandest, als du dies schriebst? Bist du so verzweifelt darüber, daß du sterben sollst? Und falls Muzius dir neue Gnade erwirkte unter der Bedingung, du müßtest das ganze Leben Mönch bleiben, würdest du das annehmen?"

"Ja. "

"Und wenn er dir nur vier Monate erwirkte und du müßtest dich verpflichten, sie wieder so zu verbringen wie im letzten Frühjahr, in Schweigen und Einsamkeit begraben, würdest du trotzdem annehmen?"

"Ja – "

"Dann geh sogleich, bring ihm den Brief."

Maximus wandte einen schuldbewußten Blick in die Runde. "Aber die Religion, der Glaube ..." flüsterte er. "Und doch, ja, Paulus, ich glaube, ich würde annehmen. Ich schäme mich, aber der Lebenstrieb ist stärker als die Scham, ist stärker als alles. Mir ist wie in einem Wirbel. – Ein Monat noch, verstehst du? Denk, was ist ein Monat! Und wenn mich jemand verurteilt ..."

"Maximus," erwiderte Sabina traurig, "wie soll ich dir's beweisen, daß es nicht wahr ist?"

"Geh", riet Paulus. "Wälze dir diese Last von der Seele. Nimm nicht erst lange Abschied; wir sehn uns wieder." Er begleitete ihn hinaus.

Sabina hatte das Gesicht in die Hände vergraben. "Weinst du?" fragte Benedikta, sich ihr nähernd. "Nein, Benedikta, ich bete."

Maximus trat in die Kammer des Heiligen, erkundigte sich nach seinem Befinden und fragte, was es zu tun gäbe. Muzius ging nicht darauf ein. Ein Augenblick der Unschlüssigkeit – Miserere wäre am liebsten weggegangen, fühlte aber, jetzt oder nie müsse er's wagen. Er zog die Rolle hervor, legte sie aufs Bett.

"Was soll das?" fragte der Kranke.

"Lies es in Ruhe. Es ist ziemlich lang."

Während Muzius die Rolle öffnete und die ersten Zeilen zu entziffern begann, schlich sich Miserere hinaus. Ihm war, als würde er zurückgerufen, doch er wandte sich nicht um und verließ rasch das Haus. Zielloos wanderte er umher, im Aufruhr der Gedanken und Empfindungen. Paulus' Reden hatten ihn nur noch tiefer in bittere Auflehnung hineingetrieben; Sabinas wenige Worte aber, ja ihre bloße Gegenwart hatten ihn verwirrt. Was hatte sie gemeint? Und wieso hatte er sie auf verdeckte Weise angeklagt, ihn falsch zu beurteilen? Er meinte stummen Tadel in ihrer Haltung zu fühlen, nun aber warf er sich seinen Verdacht und seine eigne Demütigung vor. Weshalb sollte er sich so klein machen, wenn er in seinem Brief doch nur ein unveräußerliches Lebensrecht behauptet hatte?

Ohne es gewollt zu haben, fand er sich auf der einsamen Straße wieder, wo er Monika begegnet war. Er setzte sich auf das Mäuerchen von damals und ließ die Gedanken schweifen, indes seine Augen verloren zu Boden blickten. Da gewahrte er eine Ameise, die sich ruckartig vorwärts kämpfte, ein Korn schleppend, das viel größer war als sie selbst. Misereres rechter Fuß befand sich auf ihrem Weg; er hob ihn hoch. *Noch einen*

Augenblick, dachte er, und das Tierchen ist an dieser Stelle. Was würde Muzius sagen, wenn ich kaltherzig und grundlos beschlösse: an dieser Stelle, hier neben diesem Stein, werde ich den Fuß sinken lassen und die unschuldige Ameise zertreten? Und doch, ebenso verfährt Gott mit den Menschen, verfährt er mit mir.

"Ei, wen trifft man da?" Miserere zuckt mißmutig zusammen und fragt sich, ob ihm der Teufel gerade jetzt diesen Tiberius über den Weg laufen läßt. "Wohnt nicht Monika in dieser Gegend?" fragt Gallus' Freund. "Arme Frau!" Tiberius' Stimme klingt harmlos, doch von der Seite blinzelt er lauend zu Maximus herüber. "Ich glaube nicht, daß sie dich vergessen hat ..."

"Was willst du damit sagen?"

"Sei nur nicht gleich so gereizt! Du siehst ja, ich scherze nur. – Weißt du eigentlich, daß Andreas gestorben ist, unser Mitbruder?"

"Armer, lieber Andreas! Wann ist er gestorben?"

"Vor einer Woche. Ein goldenes Herz, jawohl! Ein bißchen beschränkt, aber zweifellos ein Heiliger. Im Grunde zu beneiden. Ach ja, ich war eigentlich auch für ein solches Leben geschaffen. Du kennst mich zu wenig und hast dich damals durch Clemens gegen mich einnehmen lassen. Er muß zu dieser Zeit schon krank gewesen sein, denn wir waren sonst immer die besten Freunde. Der Arme, er hing auch am Leben; er überschätzte es nicht, aber er schätzte es. Ich wette, er fühlt selbst im Paradies ein wenig Heimweh nach der Erde. Wer weiß, während wir hier von ihnen reden, sprechen sie vielleicht auch gerade von uns. – Aber eigentlich ist es doch unangenehm zu denken, daß andere über uns sprechen, und nicht zu wissen, wie."

Miserere stellt sich jene beiden Seelen im Jenseits vor, wie sie über ihn redeten und sich fragten, ob er im Stand der Gnade sterben und in Monatsfrist zu ihnen gesellt würde oder ... Ihm war, als sähe er Andreas in seiner gelassenen Heiterkeit, während Clemens neben ihm unruhig fragt: *Aber worauf wartet der Junge noch? Wie soll das enden?* – Einen Clemens auf Erden zu finden, nicht so spät, um ihn gleich wieder zu verlieren, wie es ihm geschehen war, sondern in der ersten Jugend, um ihn recht lange an der Seite zu haben, welcher Trost, welcher Halt müßte das sein! Ein solcher Mann braucht nicht erst den Mahner oder Richter zu spielen; seine bloße Gegenwart genügt, um Ehrfurcht und Achtung einzuflößen.

Tiberius' schrilles Lachen ruft ihn zurück: "Wie wird sich der arme Andreas jetzt die Zeit vertreiben, da er nicht mehr die Knoten seiner Matte zählen kann? Er wird wohl Sterne zählen."

"Glaubst du denn nicht, daß in Gottes Himmel auch den einfältigsten Seelen der Sinn erschlossen wird?"

"Wer weiß? Aber der Gedanke macht mir Spaß: Andreas vor dem Rätsel des Ewigen."

Misereres Geist wandert zurück zu Paulus' Rede. Er sieht den für die Schöpfung verantwortlichen Weltenmeister vor Gottes Angesicht gerufen, um Rechenschaft zu geben, und etwas tiefer unten zwei Seelen, die der Unterredung beiwohnen: Clemens, breit und väterlich, hält Andreas untergefaßt, der hingeeben dem Gespräch folgt und nicht eine Silbe davon verliert, während sein ehrliches Antlitz sich dann und wann dem Gefährten zuwendet, als wolle er sagen: *Wie merkwürdig! Und wie klar sich der Demiurg ausdrückt, und wie gut man jetzt alles versteht! Antonin mit seiner ganzen Weltweisheit wußte doch eigentlich nichts.*

Ein Augenblick, und die Vision ist verschwunden. Nur Tiberius steht da neben Miserere, und aus dem trüben Grund seiner Seele steigt ein Gedanke auf, dem er nicht Gehör leihen will, der aber im Hinterhalt lauert und nur darauf wartet, sich vorzuwagen.

"Und Gallus," fängt Tiberius wieder an, "hast du ihn nicht mehr gesehen? Weißt du, daß er Witwer geworden ist? Bruno hat sich in den Kopf gesetzt, einen Mönch aus ihm zu machen."

"Ein schöner Mönch!"

"Das weiß man nie. Du kennst ihn nicht. Damals hast du mich verdächtigt, während ich doch nur mitgekommen war, ihn zu überwachen. Gallus' ganzer Mut rührt bloß von seiner Riesengröße her. Seine Bärenkraft läßt ihn die Menschen verachten als etwas, das er zwischen den Fingern zerreiben kann, aber er hat verdamnte Angst vor dem Tod und dem Jenseits, wo die Faust nichts nützt und wir wahrscheinlich alle gleich groß sind. Du hast ihn ganz richtig bei seiner schwachen Seite gepackt, und ich versichere dir, er hat deine Worte nicht vergessen. Und jetzt, da er ein bißchen herzleidend ist, könnte einer wie du ein Lamm aus ihm machen."

"Ich würde ihn nötigen, Julia zu heiraten."

"Tu's doch. Soll ich ihn dir schicken?"

"Wie du meinst", schloß Maximus, nicht sehr erbaut von der Aussicht auf einen neuen Kampf mit Gallus. Und dann war da dieser nagende Gedanke in seinem Innern, der immer quälender wurde ...

"Also – ", begann Tiberius, um sich zu verabschieden.

"Leb wohl", antwortete Miserere. Doch er konnte der Versuchung nicht widerstehen:

"Was wolltest du übrigens vorhin sagen, als du von Monika sprachst?"

"Nichts, nichts, ich habe nur gescherzt. Wirst doch nicht eifersüchtig sein, hoffentlich. Arme Monika ... da ist nichts zu sagen. Ich weiß gar nichts." Das klang ehrlich; aber die Hängebacken und die Wülste unter den Augen schienen gar zu salbungsvoll. Was glauben?

Miserere verließ ihn. Er haßte Monika, zuckte verächtlich die Achseln und fuhr fort, an einem Gefühl zu würgen, das im Grunde nicht Liebe war, nicht einmal Eifersucht,

sondern Groll gegen die Frau, die sein gewesen war ... *ganz sein ... wir zwei sind eins ...* und jetzt, statt mit ihm und gleich ihm zu leiden, ihre Tage hinlebte, wer weiß wie, zweifellos ruhige Tage mit der Aussicht auf eine ungestörte, unbefristete Zukunft. Allmählich aber vermengten sich diese Gedanken mit den anderen, schweren, die ihn immer beschäftigten, und sie allesamt verebten in einem Gefühl tiefer Trostlosigkeit, einem unsäglichen, auch körperlichen Ruhebedürfnis. – Es mußte eine Kirche in der Nähe sein, in der ersten Straße rechts. Er bog um die Ecke, trat ein. In dem dämmernden Raum kniete nur eine alte Frau in dunkler Tracht, ganz in sich zusammengekauert. Er zog die Kutte enger um den Leib, setzte sich auf eine Bank. Noch erregt von all den äußeren Eindrücken, vermochte er nicht zu beten, doch es tat ihm wohl, so still und unbeweglich dazusitzen. Sein Blick wanderte von dem reglosen Rücken der Alten zu den Flämmchen der Lampen, deren goldene Strahlenkränze in ihm wie festliche Feuer bald länger, bald kürzer aufglommen, indes die Stille ihn immer tiefer durchdrang. *Eine seltsame Macht, dachte er, geht doch von der Stille aus. Manchmal lastet sie beklemmend wie ein Alp, dann wieder umschließt sie die Seele wie mit einem magischen Kreis, als schöbe sie die Ewigkeit zwischen diese und die Welt.* Dort draußen war die Straße, nur zwei Schritte entfernt, und doch hatte sich in wenigen Augenblicken alles gewandelt. Es war, als rücke sich jedes Ding in dieser friedvollen Atmosphäre zurecht. Selbst das Liebeserleben mit Monika glitt in immer fernere Fernen. Wohl konnte er sich noch die Umstände, den Beginn, die glühendsten Augenblicke zurückrufen, doch die Leidenschaft, die ihn erfüllt hatte, flammte nicht mehr auf; selbst Monikas Gestalt, auf menschliches Maß zurückgeführt, erschien ihm im Rahmen des Alltags, mit ihren Fehlern und Dunkelheiten: seinem Herzen noch nah, doch ohne Zaubergewalt. Die Erinnerung an die eignen Sünden erweckte in ihm nicht so sehr Abscheu und Reue als eine Art verwunderten Mitleids. Und wer weiß, ob nicht sogar der Tod weniger schrecklich war, als es schien – vielleicht nur ein einfaches Hinübergehen wie hinter eine Tür, ohne jähes Voneinanderreißen. Während er sich in Gedanken jenseits des Grabes zu versetzen suchte, sah er Bilder wieder, die vor ihm aufgetaucht waren, als er mit Tiberius sprach. Da waren Clemens und Andreas, sie warteten auf ihn dort oben, verfolgten sein Tun und Lassen und litten zweifellos in dem machtlosen Wunsch, ihm zu helfen. Aber wer weiß es, ob die Seelen der Abgeschiedenen die Taten und Gedanken der Lebenden wahrnehmen können? Die Vorstellung, daß jene beiden über ihn wachten, stärkte jedenfalls seine Seele und richtete sie auf.

Schon aber drängte sich ein andres, wenn auch nicht neues Bild vor. Er sah in jener Welt eine nachdenkliche Seele sich unablässig in Einsamkeit ergehen, dann und wann einen traurigen Blick zur Erde schickend. Die Züge des Gesichts blieben undeutlich, doch er wußte, dies war Monikas verstorbener Gatte, der dort von oben heruntersah

und litt. Würde er auch ihm nach dem Tode begegnen? Doch gewiß leiden die Toten nicht und hassen nicht. Welch unendliche Ruhe mußte es einflößen, die Erde so von oben zu betrachten! Und wie wohl täte es auch den Lebenden, sich von Zeit zu Zeit ein wenig über den Boden erheben zu können! Dinge und Menschen, so in der Verkürzung geschaut, verlören ihr gewohntes Aussehen; aufgehoben jede Berührung, aufgehoben fast alle Gerüche und ein gut Teil der Geräusche, aufgehoben das Wort – und das ganze Leben, das uns Erdgebundene mit sich fortreißt, würde uns schon von so geringer Höhe aus in seiner ganzen Sinnlosigkeit klar. Miserere fühlte seinen Geist sich weiten; ihm war, Himmel und Erde müßten in wechselseitigem Verstehen zusammenwirken. Die Alte im dunklen Gewand betete noch immer. Ihn durchdrang eine wunderbare Heiterkeit.

Doch da war der Brief, den er Muzius zurückgelassen. Und falls der Heilige ihm den Aufschub erwirkt hätte? Er sah ihn aufgereggt, triumphierend Befehle erteilen, Apollonius und Leo nach Miserere auf die Suche schicken; und jene liefen herum, jeder in der Hoffnung, ihm die Nachricht zuerst zu bringen, aber er war hier in der Kirche, und niemand wußte es. Er trat hinaus. Die freie Luft, das Tageslicht belebten ihn. Eilig schritt er seinem Haus zu, achtsam, ob ihm jemand entgegenkomme; doch da waren lauter unbekannte, gleichgültige Gesichter, und die gewohnten Straßen unverändert wiederzufinden gab ihm das Gefühl des Alltäglichen zurück, in dem die Erwartung des Wunders unterging. Wie hatte er so sehr hoffen können? Je näher er seinem Ziel rückte, desto schwächer wurde die Inbrunst. Dort lag das Haus: niemand war zu sehen. Auf der Schwelle – kein Laut.

Muzius wartete seit Stunden. Er hatte den Brief ohne Entrüstung gelesen, nur erfaßt von einer Welle der Mutlosigkeit. Was hatte er schon für Maximus zu tun vermocht, nachdem er ihm die Gnade erwirkt? In bald zwei Jahren war es ihm nicht gelungen, ihn dem ewigen Heil näherzubringen, und nun, da die Stunde der Abrechnung nahe war und dieser sein Sohn sich ihm ganz in die Arme warf, sanken ihm die Arme kraftlos herab. So elend fühlte er sich, als sei er eins mit dem schiefgelegenen Strohsack, auf dem er verdarb. Für jede kleinste Bewegung mußte er aus der Tiefe seines Wesens einen letzten Rest von Spannkraft heraufrufen, die sogleich, kaum daß die Anstrengung geleistet war, sich wieder auf ihren dunklen Grund hinkauerte wie ein sterbender Hund. Manchmal spitzte dieser Hund ein Ohr, blinzelte mit seinem Auge, hob ein wenig den Kopf und fiel wieder in sich zusammen, die Schnauze zwischen den Pfoten, todesträchtig. Er, Muzius, hätte Hilfe gebraucht, um wieder er selbst zu sein; und Maximus forderte sie von ihm. Er hatte ein letztes Mal zu Gott gefleht mit einer Anspannung, die, um wirksam zu sein, den göttlichen Willen beinahe hätte zwingen müssen; doch kaum erhoben, war der Gedanke schon flügelahm

zurückgesunken. Nicht, daß ihn das Leiden schwächte – jenes Bohren in der rechten Hüfte war sogar, gerade weil es so schmerzte, das einzig Veredelnde, das er in sich fand. Das eigentlich Unselige war das Versagen aller tätigen Kräfte. Der Wille allein vermochte nichts ohne jene Urgewalt, die ihm in den entscheidenden Augenblicken von den Lenden das Rückenmark emporstieg und gegen die Stirn andrängte wie ein Stier gegen ein Gatter.

"Miserere," rief er, sowie er ihn eintreten hörte, "komm her." Als der Jüngling neben ihm saß, schüttelte er, ohne sich auf dem Lager emporzurichten, zwei-, dreimal mit geschlossenen Augen den Kopf. "Ich habe nochmals versucht, doch Gott antwortet nicht; und mir ist, eine andre Stimme flüstere mir zu: Du sollst Ihn nicht mißbrauchen." "Ist es das letzte Wort – ?"

"Wappne dich mit Mut, Kind: ich glaube, ja. Verzeih mir. Ich habe getan, was ich vermochte." Seine Stimme klang so müde, so anders als der alte gebieterische Ton, daß Miserere tief ergriffen neben ihm niederkniete und seine Hand in die eigene nahm, wie er es manchmal getan hatte, in seltenen Augenblicken der Hingabe. "Dein Brief schmeckt bitter wie Gift", fuhr Muzius fort. "Gott wird ihn dir vergeben, doch versuche, deine Seele vom Gift der Bitterkeit frei zu machen. Und versuche, die meine nicht zu vergiften ..."

Miserere kannte sich selbst nicht wieder. Ein höherer Antrieb, ohne Verdienst, weil unbewußt, befahl ihm, Entsagung zu heucheln: Rücksicht auf Muzius? Gefühl der Ehrfurcht? Er wußte es nicht. Es war, als stehe er betrachtend sich selbst gegenüber, doch sozusagen ohne an sich zu glauben. Wie zu feierlicher Abrede drückte er dem Heiligen die Hand und sagte mit erloschener Stimme: "Muzius, ich gehorche."

Muzius erwiderte schwach den Händedruck, flüsterte: "Geh, mein Sohn, Gott segne dich. Denk an deine Mutter." Dann ließ er ihn gehn und schloß wieder die Augen.

Ach ja: die Mutter! Morgen. Für heut setzte sich Miserere auf den Torstein, den Rücken gegen den Pfosten gelehnt, die Arme um die Knie geschlungen. Ihm schien, wenn sie jetzt zu ihm kämen und ihm sagten: *Jetzt stirbst du*, er hätte nicht die Kraft, sich zu rühren. Und dabei war es gar nicht wahr – denn kaum sah er Apollonius von weitem nahen, erschrak er beim Gedanken, in ein Gespräch verwickelt zu werden, und fand sogleich den Entschluß, sich in sein Zimmer zu flüchten. Doch zur Stunde der Mahlzeit mußte er sich trotzdem blicken lassen.

"Du scheinst mir trüb", sagte der Gefährte. "Etwas Neues?"

"Nichts. Unnütz, darüber zu reden."

Apollonius senkte den kurzsichtigen Blick auf den Teller und begann schweigend in sich hineinzuschlingen.

Auch Lucilla spürte, daß Maximus eine Krise durchmachte, und beobachtete ihn heimlich. Als Apollonius zu Muzius gegangen war, wollte auch sie sich zurückziehen, kehrte aber in plötzlichem Entschluß an der Schwelle um, setzte sich an Apollonius' Platz und reichte Miserere über den Tisch hinweg die Hand hin mit den Worten: "Du hast etwas; ich mag nicht fragen. Sag mir nur, ob es dir schlecht geht."

Diese dargebotene Hand war Miserere unbehaglich. Er streifte sie ganz flüchtig mit der seinen und erhob sich. "Ich fühl mich ein wenig bedrückt. Vielleicht ist's der Südwind." "Vielleicht", antwortete das Mädchen, wenig überzeugt. "Auch ich fühle mich nicht wohl ... Ich spüre, wie die Kraft aus mir geht ... weiß nicht, was mir ist ..." Sie war bleich geworden; mit weit aufgerissenen, beinah flehenden Augen starrte sie Miserere an, dann ließ sie plötzlich den Kopf vornüber auf den ausgestreckten Arm sinken.

"Lucilla!" Maximus wußte nicht, was tun. Er legte ihr die Hand auf die Schulter, zog sie zurück, faßte wieder Mut, hob das reglose Haupt in die Höhe und sah, daß die Augen geschlossen in aschfahlen Höhlen lagen, indes ein Blutfaden aus dem Mund sickerte.

"Apollonius, komm her! Lucilla ist ohnmächtig."

Apollonius kam, beugte sich über das Mädchen, ohne sie anzurühren, kratzte sich den Nacken: "Nein, ruf die Mutter, die Schwester, wen du willst, aber ich rühr sie nicht an. Bei einem Mädchen weiß man nie."

Zum Glück bedurfte es keiner fremden Hilfe, da Lucilla von selbst zu sich kam. "Es ist nichts", sagte sie. "Mir scheint, es geht wieder besser."

"Sing heut abend nicht", sagte Maximus.

"Nein, ich singe nicht. Auch wenn ich wohler wäre, hätte ich keine Lust. Sag mir eins: wie lang dauert es noch ... Nein, ich wollte fragen: Welchen Tag haben wir heute?"

"Den ersten Februar. Warum fragst du?"

"Nur so. Hör: wenn du dich krank fühlst, sagst du's mir?"

"Warum soll ich dir's sagen?"

"Frag nicht. Versprichst du's?"

"Wenn du willst, sag ich's dir."

"Mir allein?"

"Dir allein? Warum?"

"Darum; ein Einfall. Aber nein, ich bin dumm. Du kannst es nicht mir allein sagen – " Sie zögerte einen Augenblick, als wolle sie noch etwas hinzufügen, ließ es aber sein.

Am nächsten Morgen strebte er dem Haus der Mutter zu. Es regnete in Strömen; von den Güssen gepeitscht, litt er jedoch nicht, empfand vielmehr etwas wie Genuß darin, sich von den Elementen mißhandelt zu fühlen. Als er am Abend neben Muzius niedergekniet war, der ihm sagte: *Vergifte mir die Seele nicht*, und er es über sich gebracht hatte, trotz des inneren Aufruhrs sich mit seinem Schicksal ausgesöhnt zu

zeigen, da, in diesem Kampf zwischen Lebenstrieb und Willen, hatte er zuletzt einem neuen Gefühl gehorcht, bei dem Liebe und Mitleid für den machtlosen Heiligen mitspielten, mehr aber noch ein Bedürfnis nach Würde und Maß. Der Wunsch, sich Haltung zu geben angesichts des Unvermeidlichen, und die Notwendigkeit, der Verzweiflung zu widerstehen, die ihn in den Wahnsinn zu treiben drohte, hatten sich, ein wenig wirr, immerhin mit genügender Stärke ihm aufgedrängt, um den inneren Sturm wenn nicht zu beschwichtigen, so doch zum Schweigen zu bringen. Später hatte die Spannung nachgelassen, aber die Erinnerung an jene Augenblicke der Selbstachtung war nicht folgenlos geblieben. Und nun, da er sich dem Haus der Mutter näherte, sagte er sich, auch ihr schulde er die Rücksicht, die er gegen Muzius geübt, und die einzig akzeptable Weise, den Monat hinzubringen, der ihm noch blieb, sei es, sich eine vorbildliche Haltung und einen erbaulichen Tod vorzunehmen. Schließlich war ihm gestern der Sieg über sich selbst nicht gar so schwer gefallen; vielleicht genügte es, jenen Vorrat an Willenskraft, den er immer vernachlässigt hatte, zu pflegen, und alles wurde anders? Welch fruchtbare Entdeckung! Unter den Regenschauern ausschreitend, fühlte er sich besser als sonst, menschlicher, ja: männlicher und sogar – als er an die mütterliche Tür klopfte – kühner.

273

Für Silvia war der Gedanke an Maximus die Pein ihrer Tage und Nächte. Mit der ganzen Kraft der Selbstfolterung, deren sie fähig war, wendete sie ihn unaufhörlich im Geiste hin und her und goß in die blutende Wunde zudem die Bitternis aller anderen Qualen, die ihr die Seele vergifteten, vor allem die Qual, nichts tun zu können. Einem kranken Sohn steht man bei, als Mutter; man hat die Sorge, doch auch den Trost der Nähe und die Erleichterung, handeln zu dürfen. Hier aber gab es nichts zu helfen; Maximus war fern, in einer anderen Welt, uneingedenk der Mutter. Jeden Tag fragte sich Silvia: *Wird er kommen? Und falls er nicht kommt, wie's doch zu vermuten ist, soll ich zu ihm gehen?* Die Versuchung war groß, doch wenn er fern blieb, war's ihm offenbar lieber so; und sie, halb aus dem Wunsch, ihn in Ruhe zu lassen, halb aus dem Bedürfnis, sich zu kasteien, wartete weiter. Wäre er wenigstens gefaßt gewesen, der Unglückliche, und im Geist schon ganz der Ewigkeit hingegeben, sie hätte sich weniger gequält; doch sie wußte, wie's um ihn stand, und aus ihrer kämpferischen Natur heraus hieß sie ihn einen Schwächling; was natürlich nicht hinderte, daß sie ihn sofort gegen jeden verteidigt hätte, der ihn auf gleiche Weise beurteilte. Auch ihr Gerechtigkeitsinn empörte sich und ließ sie in Gedanken mit der Vorsehung hadern und manchmal im Gespräch auch ein wenig mit Muzius. Sie war bei Bruno gewesen, der ihr mit nieselnder Stimme eine Predigt gehalten hatte über die Pflicht der christlichen Selbstverleugnung und über die unverdiente Gunst, die der Herr Maximus erwiesen, als er ihm den Tag seines Todes offenbarte. Und nun saß sie da und wartete

auf Misereres Besuch, den ihr Muzius angekündigt, mit dem festen Vorsatz, sich jedes Wort des Vorwurfs zu verbieten, ja auch die gerechtesten Klagen zu unterdrücken, wenn der Sohn nur käme, um in Frieden in ihren Armen zu sterben.

"Bist du's, Maximus – ?"

"O Mutter, ich kann dich nicht einmal umarmen. Schau: ich bin naß bis auf die Haut." Er hätte ein Wort der Kindesliebe sprechen und die Mutter in die Arme schließen mögen, stattdessen begnügte er sich, mit einem traurigen Lächeln zu ihr zu reden. Silvia küßte ihn auf die Stirn, drückte ihn neben dem Kohlenbecken auf einen Schemel und setzte sich ihm gegenüber. Ein Schweigen folgte; jedes wartete, daß das andre beginne, und diese Erwartung kühlte die Wärme der ersten Begrüßung ab.

"Du bist mager."

"Und doch fehlt mir nichts. Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, wie – es geschehen wird. Und du, geht es dir gut? Und daheim?" Als er hörte, die Schwester habe ein Kind, wunderte er sich wie über etwas Unglaubliches.

"Vergißt du denn," sagte die Mutter, "daß sie schon seit anderthalb Jahren verheiratet ist? – Und weißt du, seit wieviel Monaten ich dich nicht mehr gesehen habe? Seit fast elf Monaten. Wir könnten alle tot sein und du hättest es nicht einmal erfahren!"

"Ich bin doch sechs Monate im Kloster gewesen ..."

"Und nachher? Konntest du kein Lebenszeichen von dir geben?" Allen guten Vorsätzen zum Trotz vermochte Silvia den Groll nicht ganz zurückzudrängen. "Du sprichst mit Muzius, mit Apollonius, mit allen Leuten im Haus, du gehst hin und berätst dich mit Paulus und Benedikta, sogar mit Sabina und Septimia, – und ich bin nicht auf der Welt. Was bin ich für dich?"

"Du bist meine Mutter."

"Was ich schon davon habe! Die Schmerzen, ja; doch sonst kann sich deine Mutter bedanken. Schon damals, als du geflohen bist, um Einsiedler zu werden, – als ob du es daheim nicht ertragen könntest... und seither immer!" Ihre Bitterkeit überflutete alle Dämme. "Übrigens tu ich unrecht, mich zu beklagen. Ich sollte einfach wissen, daß es so ist. Was ist schon eine Mutter, wenn sie alles gegeben hat? Gut für die Rumpelkammer. Was sind Eltern? Abfälle, die die Kinder auf ihrem Weg liegenlassen, ohne sich auch nur umzudrehn ..."

"Wie kannst du von meinem Weg sprechen?"

Diese Worte schnitten ihre Rede augenblicklich ab. Silvia, noch nicht beschwichtigt, doch bereits beschämt, hätte eine Antwort finden mögen, die dem Streit ein Ende machte, doch jede Gefühlsbezeugung war ihr zuwider. Und dann, war es nicht unnatürlich, den Sohn vor sich zu haben und vom Wesentlichen schweigen zu sollen?

Wieder stieg Bitterkeit in ihr auf. "Gut", sagte sie. "Reden wir nicht mehr davon. Du magst selbst angeben, wovon zu sprechen erlaubt ist."

"Mutter", erwiderte Miserere leise.

"Mutter, Mutter! Du rufst mich an, um mich zum Schweigen zu bringen, aber hast du mich je gerufen, um mich da zu haben, mir ein Wort der Liebe zu schenken? Ein volles Jahr lang hast du dich nicht um mich gekümmert, so werde ich wohl ein Recht haben –"

"Wenn du in solcher Verfassung bist, wäre es nicht besser, die Auseinandersetzung auf einen ruhigeren Zeitpunkt zu verschieben?"

Silvia gab keine Antwort. *Ich verliere ihn*, dachte sie. *Ich verliere ihn. Um im Streit recht zu behalten, verliere ich ihn. Jetzt haßt er mich gewiß. Es wäre ihm vermutlich lieber, mich nicht wiedergesehen zu haben, mich nie mehr wiederzusehen.* – Sie fand keinen Ausweg aus der Sackgasse, in die sie sich verrannt hatte.

Miserere seinerseits quälte sich nicht minder. *Ich bin ein unwürdiger Sohn. Mutter hat ganz recht. Seit zwei Jahren fast verzehrt sie sich in Sorge, denkt nur an mich, und ich habe mich nicht um sie gekümmert. Wie können solche Abgründe zwischen zwei Seelen sein? Und ich spiele das Opfer, ich, der ich mir vorgenommen hatte, gut zu ihr zu sein, sie zu trösten ...*

Er näherte sich der Mutter, hob ihren Kopf in die Höhe, zog sie an sich. "Mutter, vergib mir! Sei nicht verzweifelt, ich bin nicht so, wie du denkst. Ich habe dich unendlich lieb. Du darfst nicht glauben, ich sei unfähig, dich zu verstehn, wisse nicht, was in dir vorgeht. Versteh auch mich, höre mich, selbst wenn ich stumm bin. Ich scheue mich, mein Gefühl zu verraten, – versuch, mich schweigend zu begreifen."

Silvia drückte den Sohn ans Herz; kaum wagte sie zu glauben, dies sei nun wahr. Als er schwieg, blieb sie noch ein paar Augenblicke so, den Kopf an seine Schulter gelehnt, ein Wort des Dankes, der Zärtlichkeit flüsternd. Dann löste sie sich plötzlich von ihm, und instinktmäßig den günstigen Augenblick erfassend, bat sie: "Bleib bei mir!"

"Ja, ich bleibe bei dir", erwiderte Maximus mit solcher Selbstverständlichkeit, daß sie, verwundert über den leichten Sieg und von Rührung ergriffen, ihn nochmals in die Arme schloß. Als sie sich wieder gefaßt hatte, begannen sie das Nähere zu erörtern. Silvias armer Kopf sah schon Verwicklungen aller Art voraus. Zwar würde es wohl nicht so schwer sein, Muzius' Zustimmung zu erlangen; schwieriger war es zu vermeiden, daß Miserere, einmal daheim, von Bekannten und Neugierigen belästigt würde.

Dann schwiegen sie beide lange Zeit, die Gedanken auf den nahen Schicksalstag gerichtet: vier Wochen. Silvia widerstrebte es, eine falsche Zuversicht zu zeigen; auch mußte der Sohn sich ja doch auf den Tod bereiten. Es gelang ihnen nicht mehr, ein Gespräch in Gang zu bringen, so viel stärker war, was ihren Sinn bewegte, als alles, was sie hätten sagen können.

"Du bist mir doch nicht mehr böse, Mutter?"

"Nein, Kind. Ich war es auch nicht zuvor."

"Wir dürfen nie mehr uneinig sein, nie. Morgen komme ich wieder und dann werden wir beraten, was zu tun ist." Aber das Weggehn fiel schwer, weil die Mutter ihn wieder wortlos an ihre Brust gedrückt hielt.

Muzius riet ab von Misereres Übersiedelung ins Haus der Mutter, wenigstens die nächste Zeit; er fürchtete die Zerstreungen, hoffte wohl auch, ihm durch seine Gegenwart zu nützen. Erfüllt von der Notwendigkeit, sich auf den großen Übergang vorzubereiten, widmete sich Maximus nun nicht weiter den Werken der Nächstenliebe. Doch die Hauptschwierigkeit blieb immer die gleiche: sich zu sammeln; er hatte weder Übung noch Kraft zur Sammlung. Maximus überlegte, vor allen Dingen gelte es, sein unsinniges Hängen an der Erde zu besiegen, und so hatte er sich zweierlei vorgenommen:

Erstens wollte er Sabinas Gedankengang nachfolgen, sich also klarmachen, der Tod zum anberaumten Zeitpunkt müßte für ihn Gottes Dasein verbürgen und damit ein Beweis für die Unsterblichkeit der Seele sein, folglich auch für eine Fortdauer der bewußten Persönlichkeit. Umgekehrt würde er, falls er den entscheidenden Tag überlebte, keinerlei Gewähr mehr für eine Zukunft nach dem Tod besitzen. Allerdings befriedigte ihn diese Schlußfolgerung nicht. Ihm kam es nicht so sehr auf ein ungreifbares ewiges Leben an als auf das Leben gerade auf dieser Erde, und er hoffte auf die Unsterblichkeit der Seele aus dem natürlichen Bedürfnis nach Erhaltung der Persönlichkeit; er war jedoch außerstande, sich selbst anders vorzustellen als mit allen sinnlich wahrnehmbaren Anzeichen und Eigenschaften eines irdischen Ich.

Zweitens wollte er sich vor Augen halten, daß er in vierzig oder fünfzig Jahren doch sterben müßte, selbst wenn die göttliche Gnade ihm einen unbefristeten Aufschub gewährte. Er könnte sich also vorstellen, diese oder fünfzig Jahre seien schon vergangen und er sei ein alter Mann. Wäre er mit viel Phantasie begabt gewesen, so hätte ihm dieser Gedanken vielleicht genutzt; doch Miserere war unfähig, sich als Greis zu sehen. Und dann bedachte er, daß in einem Siebzigjährigen der Lebenstrieb zweifellos geschwächt wäre und daß dessen Sehnsucht nach dem Vergangenen wohl weniger quälend sein müsse als der heiße Lebensdrang, der in ihm bebte.

Die deutliche Vorstellung der Höllenqualen wäre ein guter Weg zur Demütigung gewesen. Doch etwas in ihm lehnte sich gegen den Gedanken auf, ein so wenige Jahre umfassendes, allen Versuchungen preisgegebenes Leben sollte mit ewiger Verdammnis bestraft werden und auf die Ungerechtigkeiten dieser Welt sollte die weit größere Ungerechtigkeit einer Buße folgen, die unendlich viel härter war als die Schuld. Darum überwog in ihm die Furcht vor dem Tod selbst stets eine Furcht vor

jenseitiger Strafe. Morgens vor dem Aufstehn, wenn er an den Tod dachte, stellte er sich manchmal vor, er liege bereits in den letzten Zügen; unbeweglich, mit geschlossenen Augen ausgestreckt, veranstaltete er dann eine Art Probe: er setzte die Atemzüge herab, suchte die Gedanken zu dämpfen und das Licht der Persönlichkeit auszulöschen, indem er eine Zone der Stille um sich schuf und sich einbildete, er sei ein Fisch, der unmerklich im Meer versinke, oder ein durchsichtiges Weichtier, das allmählich das klare Gefühl für seine eigene Gestalt einbüße, als verschmolzen an den Grenzen des Leiblichen die gelösten Sinne immer mehr mit dem flüssigen Lebensraum. Plötzlich aber nahm der vermeintliche Sterbende mit dem Finger an den Schläfen, an der Brust ein lebendiges Pochen wahr; der Rhythmus des Atmens drängte sich dem Bewußtsein auf und das genügte, ihm die Empfindung des eigenen Seins und der eigenen zeitlichen Dauer wiederzugeben.

Wenn er sich vorstellte, er sei tot, sah er die anderen sein Bett umstehn und unterschied einzelne Gebärden; er fragte sich, ob auch Monika da sein würde und mit welcher Miene; ob Muzius ihm würde beistehn können und ob das Ereignis im Haus der Mutter vor sich gehen würde oder in dem des Heiligen. Suchte er dann mit dem Geist ins Jenseits vorzudringen, so betrachtete er nicht das mögliche innere Geschick der eignen Seele, sondern blieb bei den äußeren Umständen stehen, indem er sich eine Begegnung mit den Seelen von Clemens und Andreas in einer nebelhaften Welt vorstellte oder Monikas Gatten, wie er auf und an wanderte, eingehüllt in strenge Trauer.

Kurz, was er sich auf keine Weise näherzubringen vermochte, war die Tatsache des Todes an sich, ohne die zufälligen Begleiterscheinungen. Ihm schien, er bleibe tief unter dem unerhörten Schicksal zurück, das sich in ihm verkörperte, und das beschämte ihn, denn er ging davon aus, daß nur ein starker, sittlicher Mut, unerschütterlich dem Gedanken des Abschieds und des Jenseits zugewandt, seinen letzten Tagen Sinn und Würde zu verleihen vermöge.



278

WANDMALEREI AUS DER CALIXTUS-KATAKOMBE, ROM
frühes 4. Jahrhundert n. Chr.
(Gemeinfrei durch Wikimedia)

DÄMMERUNG

"Maximus, Dingelchen will dich."

"Dingelchen? Welches Dingelchen?"

"Nun ja, Dingelchen, wie heißt sie doch ... Domitilla ... Petronilla – "

"Apollonius, das tust du mit Fleiß."

"Lucilla, nun ja: Lucilla. Sie braucht dich."

"Wozu?"

"Weiß ich's? Weibersachen. Aber bei mir verfängt das nicht. Doch du mußt hingehn – sie hat nur noch wenige Tage zu leben und da kannst du nicht nein sagen."

"Wenige Tage – ?"

"So sagt sie."

Seltsam, dachte Maximus, wie jemand gläubig und zweiflerisch zugleich sein kann, wie er das Gute tun kann, ohne zuviel unter dem Bösen zu leiden, und an der Welt aus Neugier Anteil zu nehmen vermag, ohne echte Leidenschaft. Gewisse Aussprüche von Apollonius waren beunruhigend. Er sagte etwa: *Das Gute, das einer unter dem Ansporn des Mitleids tut, ist eine Erleichterung, die er seiner eigenen Gemütsbewegung gewährt, folglich eine Form der Ichbezogenheit, um nicht zu sagen der Selbstsucht. Nur das ohne inneren Anteil getane Gute ist verdienstlich, da es einer uneigennützigem Auffassung der menschlichen Verbundenheit entspricht. Du, Maximus, bist zu empfindsam. Gott ist unempfindsam: barmherzig, aber unempfindsam, denn sonst hätte er eine Welt ohne Schmerz geschaffen.* – Darauf wußte Maximus nichts zu erwidern. Dieser sein Gefährte hatte viele gute Eigenschaften, man mußte ihn gern haben, aber er hätte nicht verwirrender sein können.

Als Miserere eintrat, verlangte Lucilla hartnäckig, daß die ganze um ihr Bett versammelte Familie sich entferne. Sobald sie gegangen waren, richtete sich ein wenig auf dem aufgestützten Ellbogen hoch; die Bewegung entblößte ihren mageren Hals und den Brustansatz. "Bleib liegen", sagte Maximus. Sie gehorchte; ihr Gesicht, ihre Augen glänzten fieberisch.

"Warum hast du alle fortgeschickt?" fragte Miserere. "Was sollen sie nur denken?"

"Danke schön", sagte das Mädchen. "Mir geht es schlecht, und du sorgst dich um die anderen. Laß sie doch denken, was sie mögen." In der Erregung schwellen ihre

Halsadern und das Antlitz rötete sich. "Und wenn du mich so behandelst, kannst du auch gehen. Laß mich allein." Er rührte sich nicht. "Da ich so krank bin," hob sie nach einer kleinen Weile wieder an, "hab ich nicht das Recht, einen Priester zu rufen?"

"Ich bin nicht geweiht, bin kein Priester."

Lucilla richtete sich wieder auf: "Ja, aber dann –"

"Bleib liegen."

"Du bist langweilig." Sie fing wieder an: "Das ahnte ich nicht. Erklär mir doch ... Da würde eine Frau, die dich ... kurz und gut, eine Frau, die einen wie dich gern hätte, würde die eine Sünde begehn?"

"Was für Reden!"

"Gib Antwort."

"Nein, wenn sie es reinen Herzens täte, wär es keine Sünde."

Lucilla streckte sich, sah zur Decke empor. Ein Schweigen folgte.

"Aber was wolltest du eigentlich von mir?"

"Nun ja, es hat ja keinen Sinn", murmelte die Kranke, als spräche sie zu sich selbst. "Ich wollte ... Schick mir einen Priester. Muzius wird nicht können, Apollonius taugt nicht; such du mir einen. – Aber hör, was ich dir sagen wollte: Wenn es mit mir zu Ende geht, erinnre dich, daß ich von dir Abschied nehmen will."

"Wenn du es wünschst ..."

"Wie du das sagst! Liegt dir denn gar nichts daran? Jedenfalls bitte ich dich darum." Stille. "Noch etwas. Wenn ich vor dir sterbe ... vielleicht ist's dumm. aber das schadet nichts: wenn ich vor dir sterbe, wirst du, wenn die Reihe an dich kommt, im Paradies nach mir suchen?"

"Du denkst zu sterben und bist nicht verzweifelt – ?"

"Sehr – ach, wie sehr! Und doch, ich weiß nicht: ich leide so, und da ... Aber nennst du das mir Mut machen?"

"Du hast recht. Verzeih. Ich bin ein Unseliger."

Sie lächelte schwach. "Ich hab's immer gedacht, weißt du, daß du mehr an der Erde hängst als ich. Ich sang und scherzte und du warst immer schwermütig, doch im Innern, wer weiß, was du da fühltest. Du bist einer von denen, die alles in sich verschließen. Auch jetzt sitzt du da und weißt mir nichts zu sagen."

"Was sollte ich sagen?"

"Muß ich dir's in den Mund legen? Du verstehst auch gar nichts ..." – Wieder Stille. –

"So antworte mir doch, Miserere: im Paradies, wirst du mich suchen?"

"Gut, ich werde dich suchen."

"Endlich! War das so schwer?" – Stille. – "Und wird's dir Freude machen, mich zu finden? Rede doch, Mann Gottes! Muß man dir alles vorsagen?"

"Gewiß wird es mir Freude machen."

"Gut. Jetzt ruf die andern." Maximus war schon an der Tür, als sie ihn zurückrief. "Warte! – Komm her ..." Sie hatte sich wieder hochgezogen, rot im Gesicht, mit fieberglänzenden Augen. "Komm näher. Noch näher. Hab keine Angst, ich rühre dich nicht an. – Drück einen Kuß hierher!" Sie wies auf das Kissen, auf die Einbuchtung, die noch die Spur ihres Kopfes bewahrte.

"Aber was sagst du da?" Miserere wich zurück.

"Was ist denn dabei? Ich denke an nichts Böses. Du rührst mich ja nicht an. – Sag nicht nein. Denk, bald bin ich tot. Tu's mir zuliebe."

"Ich kann doch nicht."

"Willst du's nicht mir zuliebe tun, so tu's aus Barmherzigkeit. Eine Barmherzigkeit kannst du doch einer Sterbenden nicht verweigern. – Schau, tu so. Lehn nur einen Augenblick dein Gesicht hierher – so, so – noch einen Augenblick. So. Danke. Du bist gut gewesen, Miserere. Jetzt ruf die andern." Sie verkroch sich unter der Decke, rollte sich auf der rechten Seite zusammen, drückte die fieberheiße Wange fest an das Kissen, genau da, wo Miserere seine Wange hingelehnt hatte, und gab sich mit geschlossenen Augen und geballten Fäusten der Seligkeit hin.

Die Mutter trat ein, geistesabwesend wie gewöhnlich, dann Julia mit ihrem Kindergesicht und der geschürzten Oberlippe, ahnungslos heiter und gleichgültig wie immer, seit sie mit dem Eingeständnis ihrer Schwangerschaft sich von der Last des Geheimnisses befreit hatte. Als letzter tastete sich Pius herein, setzte sich mürrisch in eine Ecke und versank in ein brütendes Schweigen. Mit Lucilla grollte er, weil sie ihn weggeschickt hatte, und vor allem, weil sie krank war; der Mutter wußte er nichts zu sagen; und mit Julia hatte er, seit er alles erfahren, kein Wort mehr wechseln wollen.

"Nun? Nun?" Apollonius wartete ungeduldig.

"Sie glaubt sich verloren und wünscht einen Priester."

"Aber du bist ja kein Priester!"

"Ich hab es ihr erklärt. Sie wußte es nicht."

"Soll ich zu ihr?"

"Eigentlich hat sie gesagt, sie möchte lieber – einen von auswärts."

"Bist du denn von auswärts? Weiber! Ich möchte wirklich wissen, was du besonders Anziehendes für sie hast."

"Was soll ich denn haben?" Maximus war selbst erstaunt über die Regung von Eitelkeit, die ihn bei Apollonius' Bemerkung anwandelte.

"Wer kann es sagen? Vielleicht das Todesurteil, das über dir schwebt. Und dann jenes gewisse Etwas, das von dir ausgeht ... Laß gut sein, ich meinte nichts weiter. Achte nicht drauf." Er hatte sagen wollen: *jener Geruch von Sündhaftigkeit*, hatte aber an sich gehalten, da ihm der Ausdruck plötzlich unzulänglich schien. *Gestank* von

Sündhaftigkeit, wäre richtiger. Unglaublich, wieviel Nachsicht einer gewissen Gattung von Sündern entgegengebracht wurde! Gegen Maximus war sogar ein Heiliger wie Muzius schwach, während er ihm, Apollonius, zweimal täglich als sündhafte Völlerei vorwarf, was doch nur eine durch löbliche Mühen angestachelte gesunde Eßlust war. Maximus aber wußte nicht, was er denken sollte. Wo waren nun alle guten Vorsätze zur Sammlung und Vorbereitung auf ein würdiges Ende? Eine Achtzehnjährige hatte genügt, ihn aufs neue zu verwirren. *Ich denke an nichts Böses*, hatte sie gesagt. Aber darunter barg sich doch etwas, und er hatte es nicht einmal geschafft, die richtige Antwort zu geben; noch jetzt stand er unter dem Bann des Erlebten, befangen durch jene plötzliche Enthüllung von etwas, das er vielleicht früher schon dunkel geahnt, wobei er jedoch nie in Gedanken zu verweilen gewagt hatte. Er sah Lucillas Augen wieder, vernahm die gebieterische Zärtlichkeit ihrer Stimme, und abermals faßte ihn eine rauschhafte Welle irdischer Eitelkeit. Konnte es eine anstößigere Regung geben für einen Todgeweihten vor einem Sterbelager? Und was für ein Einfall von Apollonius, ihm von Frauen und seiner Wirkung auf sie zu sprechen! Gewiß, Monika hatte ihn maßlos geliebt. Und vielleicht auch ... – Das Bild Sabinas, ihre Haltung bei der letzten Begegnung zuckte ihm durch den Sinn.

Die schädlichen Dünste zu zerstreuen, kehrte er zu seiner Lebenstabelle zurück. Vier Wochen, nein, siebenundzwanzig Tage noch vor sich: das war die Wirklichkeit! Und eine andre Wirklichkeit war Lucillas schwere Krankheit. Sollte auch sie so jung dahin müssen? Und war es nicht sonderbar, jene Verabredung, die sie ihm fürs Jenseits aufgetragen hatte?

Ein neuer Impuls begann in ihm Gestalt anzunehmen: Lucillas und sein Geschick könnten verbunden sein, und falls sie stürbe, wäre dies ein Zeichen, daß auch er an dem vorbestimmten Tag sterben müsse; würde sie jedoch genesen, so dürfe auch er auf Weiterleben hoffen. Dies Gefühl der Verbundenheit schuf eine neue Erwartung und half ihm über die nächsten Tage hinweg. Zwar erlaubte ihm die Schicklichkeit nur flüchtige Besuche im Zimmer der Kranken, doch im Geiste war er viel dort. In tiefer Andacht betete er für ihre Rettung – etwas Seltenes für ihn, der sich beim Gebet so leicht ablenken ließ; doch inzwischen fragte er sich, ob er, wiewohl er sich ehrlich bemühte, selbstlos zu bitten, auch eigennützig genug sei, wenn er zu Gott für die Kranke flehte mit dem Hintergedanken, ihr Tod müsse auch den seinen nach sich ziehen.

Zum Glück begann es Lucilla wieder besser zu gehen und er selbst fühlte sich kerngesund. Der milde Februar, in dessen Luft schon Frühlingsahnung schwang, und die günstigeren Nachrichten über des Mädchens Zustand riefen eine erwartungsvolle Stimmung in ihm hervor, die den Todesgedanken ein wenig zurückdrängte.

Manchen Morgen, wenn er sich unbeschwert durch Pflicht im Freien erging, fand er das Gefühl der Weite und Freiheit wieder, das ihn am Tag seines Weggangs von Brunos Kloster erfüllt hatte. Alles wurde kostbar, die kahle Erde, die glänzenden Wasserläufe, die Feinheit der Luft, die Frische des Lichts. Oft beobachtete er beim Gehen den eigenen Schatten, den Gefährten seiner Einsiedlerzeit, ihm seither zum stummen Zeugen seines ganzen Lebens geworden, zum schuldlosen Mitschuldigen mancher guter und schlechter Taten, und er redete zu ihm wie zu einem Freund: *Wo wirst du in einem Monat sein? Was wird mit dir geschehen?* Fragen, die keine Fragen waren, bloß Stimmen der Schwermut.

Eines Tages fand er sich unvermutet auf den Wegen, die er zur Zeit seiner Liebe mit Monika gegangen war. Weiterwandernd, überließ er sich eine kleine Weile der Wehmut der Erinnerungen, bald aber wandte er dieser verräterischen Landschaft entschlossen den Rücken. Ein anderes Mal, als er den Anio entlangschritt, war ihm, als flüsterten die rastlosen Wellen ihm beschwörend zu: *Komm mit, komm mit*, wie in der Nacht, als er den Brief an Muzius geschrieben. Und er sah sich als Leichnam dem Spiel der Wellen anheimgegeben, floh entsetzt und landete zuletzt bei Paulus, wie seit einiger Zeit öfters. Er suchte ihn zu den Stunden auf, da er keine fremden Menschen anzutreffen vermutete; manchmal tat's ihm wohl, Paulus und Benedikta sprechen zu hören; dann wieder, wenn er zu traurig gestimmt war, saß er nur still in einer Ecke und wechselte kaum ein Wort mit den beiden, die seine Qual achteten. Nach einer halben Stunde ging er dann wieder, wie er gekommen war; er hatte sich nicht ausgesprochen, doch die bloße Gegenwart der Freunde richtete ihn auf.

Eines Morgens, es war **716-14**, als Maximus bei Lucilla eintrat, fiel ihm eine Veränderung an ihr auf. Das dreieckige Gesichtchen mit dem spitzen Kinn und der breiten Stirn wirkte winziger als sonst, wie es so inmitten des dichten schwarzen Haars ins Kissen gesunken lag; der feine Schwung des jugendlichen Näschens war zu einem blassen Knorpel zwischen zwei scharfen Furchen geworden und die starr aufwärts gerichteten Pupillen schienen des Schauens müde; nun aber senkten sie sich, begegneten Miserere und erhellten sich zu einem schimmernden Lächeln. Die Lippen murmelten: "Ich hab dich erwartet. Es geht schlechter. Mir ist, ich habe nur noch ein ganz klein bißchen Leben in der Brust ... es sinkt und steigt, treibt auf und ab mit dem Atem ..."

"Sprich nicht."

"Aber es tut nicht weh. Horch ..." – sie holte mühsam Atem – "wenn du krank wirst, quäl dich nicht darum. Sterben ist gar nicht so schlimm, weißt du. Und vielleicht ist's besser so. Vielleicht atmet sich's nachher freier."

"Ermüde dich nicht. Ich komme später wieder ..."

"Denkst du auch an dein Versprechen? Ich denke immer daran. Du wirst mich suchen ... ich dich auch, weißt du. Am zweiten März. Doch wenn du kannst, stirb nicht, armer Mann. Mußt du aber dennoch sterben, so erinnere dich an mich, laß mich nicht verzweifeln. Ich bin ja so klein, so allein ..."

"Jetzt ruhe wieder." Maximus ging. Lucilla sah im unverwandt nach, bis die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte; dann wandte sie wieder den Blick nach oben, und das Licht, das darin aufgeglänzt war, erlosch. –

Miserere wanderte ziellos vor sich hin und suchte umsonst, die Gedanken abzulenken. Die Anzahl der ihm verbleibenden Tage, genau zwei Wochen, stand ihm unverrückbar vor der Seele. Er fühlte sich wohl, doch er sorgte sich um Lucilla. Die Veränderung in ihrem Antlitz, das traurige Lächeln ihres Blicks hatten ihn so getroffen, daß er nicht den Mut gehabt hatte, sie zu fragen, wie sie die Nacht verbracht. Jetzt beim Gehen empfand er eine Last, einen Druck, der sich schwer auf Stirn und Brust legte. Zwei- oder dreimal war er versucht, umzukehren und nach Hause zu eilen; er widerstand, doch in einem bestimmten Augenblick folgte er, zögernd erst, dann immer hastigeren Schritts, dem inneren Drang. Zusammenschreckend, erblickte er schon von weitem schon Pius, der neben der Haustür reglos an der Mauer lehnte. Noch nie war er so dagestanden. "Pius," rief Maximus angstvoll aus, kaum daß er ihn erreicht hatte, "was ist geschehn?"

"Weißt du's noch nicht? Du hast's gut. Tot ist sie – das ist geschehen!"

"Tot – ?" Miserere packte ihn am Arm.

"Tot, jawohl, tot!" schrie der Blinde, als rede er zu einem Schwerhörigen. "Laß mich in Ruhe." Er machte seinen Arm los. "Verstehst du, was das heißt?"

"Wie sollte ich nicht – "

"Nein, nichts verstehst du. Nicht, was es für mich bedeutet. Was fang ich jetzt an? Wer begleitet mich? Sie freilich wird jetzt schon im Paradies sein, denn sie hat sich's verdient, das Paradies, wenn's eines gibt, weil sie gut zu mir war. Aber ich, was tu ich? Wäre's nicht besser, wenn Julia gestorben wäre? Wozu ist die auf der Welt, diese garstige – "

"Sprich nicht so!"

"So, ich soll nicht so sprechen? Natürlich, ich wußte es ja, du verstehst mich nicht. Niemand versteht mich, Aber darum denkst du doch auch, es wäre besser, wenn jene andere gestorben wäre."

Maximus ging zögerlich nach dem Zimmer der Toten. Neben der Schwelle saß Julia, die übliche Näharbeit in der Hand, und hob kaum ihr selbst im Schmerz ausdrucksloses Gesicht. Konstanze, die neben Lucillas Leiche kniete, stand auf, als sie Miserere eintreten sah, ging ihm entgegen und berichtete ihm unter strömenden Tränen, daß ihre Tochter schon nachts einen Blutsturz gehabt habe; am Morgen sei sie

dann ruhiger gewesen, doch nach Misereres Besuch habe sich ihr Zustand verschlimmert; sie habe mit den Fingern an der Decke gezupft, die Augen wie suchend verdreht und die Lippen bewegt. Endlich habe sie die Mutter herangewinkt und ihr mühsam zugeflüstert: *Wenn ich ihn nicht mehr sehe, grüß ihn von mir.*

Wen?

Miserere. *Sag ihm, ich erwarte ihn.*

Du erwartest ihn? Wo? Wann?

Er weiß schon. Und nach einer Weile habe sie hinzugefügt: Erinner dich, daß er mich suchen soll. Wenn ich kann, komm ich ihm entgegen. Wie werden wir's anstellen, uns zu finden? Es wird so weit sein ... Dann, wie für sich: O Gott, werden wir uns finden? Wird er mich erkennen? Und wieder zur Mutter gewandt, fragend: Bin ich so verändert?

Und bis zuletzt habe sie immer wieder vor sich hin gemurmelt: *O Gott, o Gott, wie werd' ich's anfangen, so klein und allein ...*

Maximus hat nie einen Toten gesehen, Clemens ausgenommen, der friedlich wie ein Schlafender dagelegen hatte. Aber Lucilla! Friedlich dies arme, zerstörte Etwas, diese eingefallenen Schläfen, diese hohle Brust, die ein übergroßes Gewicht zermalmt zu haben schien? Mit jedem Atemzug, jedem Lufthauch, den er in sich zieht, fühlt Maximus Lucilla toter werden, fremdartiger als leblos, erschreckender als starr, ein Ding wider die Natur, gegen das sein ganzes Wesen sich sträubt. *Es ist eine Schmach* – sagt er innerlich – *eine Schmach! Gott im Himmel, das ist es, was du aus mir machen willst?* Er geht hinaus, und als er neben dem Blinden ist, der immernoch unbeweglich am Türposten lehnt, legt er ihm wortlos die Hand auf die Schulter.

"Laß mich in Ruhe!" ruft Pius rau. "Ich will keine Trostsprüche. Ich will kein Mitleid! Ich will, daß man mich allein läßt, allein wie einen Hund."

Miserere erreicht drei Schritte weiter den Eingang seines eigenen Hauses, wo er sich auf die Stufen niederkauert. Stumm, in sich verschlossen, bleiben sie beide jeder auf seine Schwelle, Maximus mit gesenktem Kopf und gebeugtem Rücken dasitzend, der Blinde aufrecht an die Mauer gelehnt, das trotzig verzerrte Gesicht gen Himmel gereckt. Sie merken nicht, wie die Stunden vergehn – die Zeit scheint aus Schweigen gemacht, doch ihre Gemüter beben von stürmischen Gedanken.

"Was treibst du da?" fragt der Blinde endlich.

"Und du?"

"Du hast ein Haus ... aber ich, mit dem Tod im Zimmer ..."

Neues Schweigen.

"War sie schön?" fragt Pius.

"Vielleicht ... ich weiß nicht."

"Und jetzt, ist sie sehr verändert? Wie ist sie?"

"Ich kann's dir nicht sagen." Miserere findet keine Worte, um das Entsetzliche dieses jungen Gesichts wiederzugeben, aus dem alles sich zurückgezogen hat: Blick, Atem, Ausdruck; dieser Mund, der einmal sang, scherzte, lachte und jetzt daliegt: zwei gepreßte Kiefer, die man aufbrechen müßte, wollte man sie öffnen, und dann sähe man das Grauen einer leblosen Zunge. Und die Augen – nicht auszudenken die verglasten Pupillen unter den wachsweißen Lidern, diese fahlen Züge, dies Bild des Jammers! Ein toter Hund verwandelt sich weniger als ein Mensch ...

Der Himmel hat sich verdunkelt und immernoch rühren die beiden sich nicht. Am liebsten bliebe Miserere endlos so sitzen, sieben Tage und sieben Nächte lang, wie die Freunde Hiobs, ohne ein Wort zu reden, aber Pius muß seine Empörung herausschreien. "Ein schöner Gott, dein Gott!" ruft er mit einemmal. Die Lästerung fällt auf Misereres Herz wie ein Stein in einen Teich. "Du antwortest nicht?" fährt der Blinde fort. "Vor drei oder vier Monaten sind wir doch Christen geworden – und das ist der Dank."

Noch aus der Tiefe der eignen Verzweiflung heraus fühlt Miserere, daß dies nicht so hingenommen werden darf. "Sterben etwa", sagt er, "unter deinen heidnischen Göttern die jungen Menschen nicht?"

"Wenn das falsche Götter waren, so versteht sich's; ist deiner aber der wahre Gott, warum macht er das? Und dabei soll er doch gerade der Gott der Armen sein, der Unschuldigen! Ich nenne das den Mord der Unschuldigen. Die arme Kleine da sang, wie sie's verstand, schwatzte vielleicht zuviel, etwas trüg war sie auch, aber sie war unschuldig." Schweigen. "Und ich, was fang ich jetzt an?"

"Du denkst nur an dich. Gott, der für die Seelen sorgt, hat Lucilla gewiß ins Paradies gerufen."

"Was für Eile hatte das? Wer hat's von ihm verlangt?"

"Wenn du so redest, geh ich."

"Geh nur."

Miserere rührt sich nicht. Auch er ist angefüllt mit Bitterkeit – vielleicht ist das der Vorgesmack des Todes. Er ist angewidert von Pius, aber auch von sich selbst, denn er sieht, daß er nicht versteht, genau wie Pius. Daß er geladen ist mit Empörung genau wie jener, und daß alle seine tapferen Entschlüsse zusammengestürzt sind. Lucilla ist tot, jetzt ist es gewiß, daß in zwei Wochen auch er sterben wird, daliegen wird als abstoßender Leichnam, indes die Seele verloren durch den Weltenraum irrt. Wo ist Lucillas Seele nun? Wohl gar hier, neben ihm auf dieser Schwelle, angstvoll, ohnmächtig, – will ihn rufen und hat nicht Stimme, will ihm die Hand auf die Schulter legen und hat nicht Leib. Ein Schauer rieselt ihm den Rücken hinab. Und doch, wie dürfte er Pius' Worte unwidersprochen lassen? Was für ein Gaukelspiel, sich aufzuraffen ohne Hoffnung, zu trösten ohne Vertrauen! "Wenn du nicht glaubst," sagt

er, "hat es keinen Sinn, dich gegen Gott zu ereifern, und du kannst dir die Lästerung sparen. Glaubst du aber, gehst du davon aus, daß die Guten jenseits des Grabes ein seliges Leben erwartet und Gott deine Schwester dorthin gerufen hat, so hast du kein Recht zu klagen. Es wäre Selbstsucht zu fordern, der Herr solle dir deine Schwester opfern."

"Geschwätz! Der Herr hat die ganze Ewigkeit für sich; was kam's ihm darauf an, mir Lucilla nicht noch ein paar Jahre zu lassen? Ich bin arm und blind. War ich nicht schon unglücklich genug?" Er bricht ab, denn von der Straße her hört er zwei jugendliche Stimmen sich nähern in eifrigem Gespräch; sie beachten Maximus und Pius nicht, gehen lachend vorüber.

"Narren!" ruft der Blinde.

"Unwissende, solltest du sagen", erwidert Maximus. "Alle müßten dort eintreten und das Totenlager sehen; und dann lache, wer kann."

"Ich frage bloß," fängt Pius wieder an, "ob ich nicht schon unglücklich genug war, daß Gott jemand andern auf meine Kosten glücklich machen mußte."

"Daß du unglücklich bist, weiß ich ja ..."

"Warum widersprichst du mir dann? Kannst du mir vielleicht sagen, was mir nun bleibt, um mein Leben zu fristen? Julia – was mir die schon nützt!"

"Immerhin ist sie deine Schwester. Und dann sind doch auch wir da. Das heißt, Muzius ist da, der dich gewiß nicht verläßt. Und da Gott dir die Gnade der Bekehrung erwies, hast du auch die Zuflucht des Gebets, der Ergebung, der Hoffnung."

"Was sagst du da? Hoffnung? Was sollte ich wohl hoffen! Hoffst du vielleicht? Hast du dich denn ergeben, du?" Miserere schweigt. "Antworte, sag ich: hast du dich ergeben? Verstehst du den Sinn? Weißt du ein Warum? Dann sag es mir. Aber du weißt keins! Du findest auch keine Antwort." – Miserere schweigt noch immer. Er möchte allein sein, sich stumm in seine finsternen Gedanken verschließen, doch Pius ist unerbittlich: "Nun? heraus mit der Antwort!"

"Genug!" bricht Maximus endlich los; seine Züge sind verkrampft, der Blick trübe. "Frag nicht länger, ich antworte nicht, – nein, ich kann nicht antworten. Es muß ein Warum geben, sie sagen, es gibt eins, aber ich kenne es nicht."

"Und warum offenbart Gott es nicht, wenn er gerecht ist?"

"Ich weiß nicht, ich weiß nicht!" wiederholt Maximus immer erregter. "Glaubst du etwa, mir hat Gott ein Warum offenbart? Gott ist allmächtig, er kann sich die Freiheit nehmen, uns in dieser Qual zu lassen, ohne daß er sich verpflichtet fühlt, Rechenschaft abzulegen. – Gott nimmt dich und mich genauso wichtig wie eine Fliege. So ist es. Genügt dir das?"

"Ein schöner Gott!"

"Was ist hier los?" Unbemerkt von den beiden, ist Apollonius von seinem Rundgang zurückgekehrt. "Was gibt's? Streitet ihr?"

Maximus sieht ihn verwirrt an, als erwache er plötzlich zum Bewußtsein. "Streiten? Nein. Warum sollte ich mit diesem Unglücklichen streiten, der seine Schwester verloren hat?"

"Wie? Lucilla ist tot?"

"Tot! Tot!" schreit der Blinde.

"Nicht möglich!"

"Sag das deinem Gott. Wir klagen ihn an."

"Bist du wahnsinnig? Einen Gott anklagen, der am Kreuz geblutet hat für uns alle, für dich –"

"Ich brauche kein Blut. Ich brauche das Augenlicht und ich brauche Lucilla. Ich brauche einen väterlichen Gott, einen wirklichen Vater. Denk doch: ich blind, Lucilla mit achtzehn Jahren gestorben, und die Dirne dort, Julia ... Begreifst du meine Lage? Bin ich vielleicht wie ein Sohn behandelt worden, ich? Ich habe ein Anrecht auf das Augenlicht wie du, wie ihr alle. Ich will das Licht! Und ich will Lucilla!" Das Antlitz des Blinden ist entstellt vor Wut. "Ich will Lucilla, hörst du? Man hat sie mir gemordet!"

"Das ist ja grauenhaft", wehrt Apollonius entsetzt ab. "Ich kann nicht gestatten ... Und du, Maximus, läßt ihn reden?"

"Apollonius, ich habe keine Kraft mehr, ich verzage."

"Gebt acht, Kinder, ihr tut mir leid, doch wenn ihr einen Rat wollt, bittet sogleich den Herrn um Vergebung, duckt euch und seid still. Gott hört euch, auch wenn er nichts entgnet, und seine Rache kann furchtbar sein."

"Rache?" ruft der Blinde. "Was hätte er an uns zu rächen? Was hat ihm Lucilla Böses getan? Was habe ich ihm getan?"

"Und ich?!" wiederholt Maximus wie ein Echo. "Es fehlte noch, daß er, nachdem er uns so verfolgt, sich obendrein an uns rächen will!" Da erschauert er, preßt den Kopf zwischen die Hände. "Nein, nein, ich will nicht lästern. Herr Gott, vergib uns! Pius, wir beide sind jetzt verstört, aber wir werden zur Besinnung kommen und Vergebung finden. Vergebung und Vergeltung, ich weiß es gewiß; Pius, ich verspreche es dir."

"Ich möchte wissen, wann!"

"Frag nicht. Vertraue, wie ich vertraue."

"Endlich!" ruft Apollonius. "Endlich ein christliches Wort! Ich hoffe, Gott wird euch euer Rasen von vorhin nicht anrechnen. Auch ich, müßt ihr wissen ..."

Auch Apollonius kann sich der Bestürzung nicht entziehen. Immer zerstreut und geistesabwesend, hat er nie ernstlich geglaubt, Lucilla könnte sterben, und jetzt trifft ihn die Wirklichkeit des Todes zugleich mit der Entdeckung, daß er doch eigentlich

auch an dem Mädchen geangen hat und wie unvorstellbar es ist, sie nicht mehr ihre törichtten Liedchen trällern zu hören, ihr keine Predigten mehr halten zu können. – Über eine kleine Weile wird auch für diesen wunderlichen Maximus hier die Stunde schlagen ... Apollonius schaut ihn an, wie er aufgelöst dasitzt, und es gibt ihm einen Stich ins Herz. Auch ihm ist er zugetan auf seine Weise. Und Muzius drinnen, mit dem Schmerz in der Hüfte ... "O Herr, es ist furchtbar! Wir Armen! Armer Apollonius!" Er bückt sich, legt dem Freund die Hand auf die Schulter, und als der sich müde erhebt, schließt er ihn in die Arme. Miserere fühlt, wie ihm etwas in die Kehle steigt. Lange erwidert er die Umarmung, dann sagt er mit gebrochener Stimme: "Ich gehe noch etwas ins Freie. Ich muß Bewegung haben."

Er ging zu Paulus.

"Ihr dürft mich nicht falsch beurteilen, nicht meinen, ich dächte lediglich an mich. Ich bin so verzweifelt über Lucilla." Er sprach langsam, stockend, als hole er Stück für Stück sein innerstes Gefühl heraus. "Das heißt, es ist nicht eigentlich Verzweiflung, was ich empfinde; – ich weiß selbst nicht, was es ist, weiß nur, daß mir die Arme sinken. Wenn es je ein Wesen gab, das jung im Geiste und zum Leben geschaffen war, so war's Lucilla. Und daß sie nun dahin ist, fort in die kalte Nacht des Unbekannten, so blaß, so klein, mit ihrer zarten Brust, mit diesem keuchenden Atem, diesem Husten ..."

Er hielt inne, fuhr dann ruhiger fort: "Verzeiht, ich rede, als ob die Unglückliche ihren Husten und ihre Gebrechlichkeit ins Jenseits hinüber nehmen müßte. Aber hättet ihr diesen Leichnam gesehen! Ein solches Ende ist so unnatürlich, daß ich mich nicht mehr zurechtfinde. Konnte Lucilla sterben, so plötzlich, von einem Augenblick zum andern, so ist dem Tod alles erlaubt. Noch heute morgen sah ich sie, sprach sie, fühlte sie Wunsch und Neigung in der Seele; und jetzt ist sie eine leere, schaurige Hülle, schlimmer, unendlich schlimmer, als wär' sie nie lebendig gewesen. Wie kommt es, Paulus, daß ich nicht einmal mehr die Kraft habe, mich aufzulehnen? Mir scheint, alles ist gleichgültig."

Doch Paulus vermochte ihn nicht aufzurichten, war er doch selbst in Mutlosigkeit versunken. Er war wie der Zuschauer, der vom Ufer aus machtlos dem Schiffbruch des liebsten Freundes beiwohnen muß und weiß: früher oder später wird das Steigen der Flut ihn selbst mitreißen. Wo blieb seine Weisheit angesichts der Größe und Furchtbarkeit des Menschenloses? So fand er, um Maximus zu trösten, weder oberflächliche noch tiefe Worte. "Nun wohl," sagte er endlich, "ist es nicht vielleicht besser, du hast dich schon in alles gefügt?"

"Leidende Ergebung hilft nicht viel; ich möchte mit dem Tod ausgesöhnt sein."

"Dagegen sträubt sich die Natur. Auf dem Weg des Denkens könntest du dich wohl ein wenig von der Erde lösen, doch ein Gedanke dringt nur in den ein, der schon

vorbereitet ist, ihn aufzunehmen; wir wöhnen, mit dem Verstand zu denken, aber wir denken stattdessen mit dem Gefühl, sodaß der Glaube selbst im Grunde nur ein Moment des Fühlens ist."

"So bleibt mir denn nicht mehr zu tun – ?"

Paulius schwieg.

"Antworte –", bat Benedikta.

Paulus fuhr sich mit der Hand durchs Haar: "Nichts."

"Wie redest du nur!" rief seine Frau.

"Wozu einander betrügen? Ich spreche zu dir, Miserere, wie man es nur selten vermag ... Der entscheidende Augenblick mußte für dich kommen – nun ist er gekommen, ist da. Benütze die Gemütsverfassung, in der du jetzt bist, um mit dir selbst zum Frieden zu gelangen. Verliere keine Zeit ..."

"Ich bin in Frieden, Paulus, – wie ein Sack voll Asche. Mag geschehen, was da will, ich habe nur den einen Wunsch: daß ein Ende sei."

"Ein Ende ... doch bist du bereit? So bereit, versteh mich, als solltest du in einer Stunde scheiden."

"Nein, das wohl nicht."

"Dann folge meinem Rat, geh zu Muzius."

"Paulus," sagte Benedikta, kaum daß sie allein waren, "du bist grausam gewesen."

"Maximus ist jetzt an einem Punkt, wo nur die nackte, grausame Wahrheit noch gilt. Und ich fühle mich selbst immer trauriger und widerstandsloser, je näher das Datum heranrückt. Immer stärker drängt sich mir die unsägliche Einsamkeit des Menschen auf. – Menschheit! Auch das ist nur eine Verallgemeinerung unseres Denkens; die einzig greifbare Wirklichkeit ist für jeden von uns eine beschränkte Zahl von Freunden und Verwandten, einige wenige Menschen, die man kennt, die den gleichen Weg mit uns wandern wie eine Karawane in der Wüste des Weltalls. Von Zeit zu Zeit sinkt einer aus der Schar zu Boden und steht nicht mehr auf, und die Überlebenden sehen sich augenblickslang voll Entsetzen an, unfähig zu begreifen; bald aber wenden sie sich wieder den Mühen und Begebenheiten des Tages zu. Ich auch, mit meinem unnützen Sokrates ..."

Zwei oder drei Tage hindurch fühlte sich Maximus zwischen Erbitterung, Niedergeschlagenheit und Hoffnung hin und her geworfen. Manchmal hätte er seine Verzweiflung herausschreien mögen, und wenn er die Menschen sah, wie sie umhergingen, ohne seiner zu achten, nur mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, schwatzend und lachend, dann betrachtete er sich als Opfer und stellte sich vor, er sei ein kleines Kind inmitten einer lauten, trunkenen Menge, die ihn achtlos mit

Füßen trat. Dann wieder sah er sich wie vor einem finsternen Abgrund; mählich wich die Erde unter ihm, und er versank, ohne zu stürzen, langsam, doch unerbittlich, mit starr aufgerissenen Augen und einem erstickten Angstschrei in der Kehle, angezogen, ja aufgesogen schier von dieser Leere schweigenden Grauens. Manche Gesichter von Vorübergehenden empfand er als Herausforderung; sah er einen Alten, der ihm heiter schien, murmelte er: "Ahnungsloser!", eine trillernde Lerche machte ihn wütend. Er verabscheute bestimmte Orte, wandte dem Sonnenuntergang den Rücken, um nicht ergriffen zu werden. Einmal wollte er in die Katakomben heruntersteigen, um sich ihrer Stimmung hinzugeben, doch schon am Eingang floh er entsetzt, als lauere in jedem Winkel der Tod. Meistens wanderte er ziellos, bald langsam wie ein Schlafwandler, bald mit großen, zornigen Schritten. "Ich bin der Landstreicher des Todes", sagte er laut zu sich, und gleich danach schalt er sich einen Schönredner. Oft auch saß er stundenlang auf der Schwelle, das Kinn in den Fäusten, und verzehrte sich. Rief man ihn, so tat er, als höre er nicht. Er wollte allein sein. Sein Ich genügte, um ihn zu quälen, und nicht Ruhe noch Rast, nicht Zuflucht noch Dunkelheit entzogen ihm jemals dem Schicksal, seinem Feind.

Eines Abends war er todmüde auf der Schwelle in bleiernem Schlaf gesunken, aus dem er erst tief in der Nacht mit einem Schauer aufschreckte. Rasch zog er sich in seine Kammer zurück und dachte beim Hinlegen: *Sicher hab ich mich erkältet; ich muß mich vor Krankheit hüten. Bisher bin ich gesund ...* Lange lag er noch wach, aber dann schlief er trief und traumlos. Am Morgen, als er die Augen aufschlug, war die zehrende Bitterkeit der letzten Tage wie weggeblasen. Was für ein Wunder war geschehen? Er konnte wieder klar und ruhig denken. *Muzius, Paulus, Benedikta haben mich lieb, aber ich lasse mich bei niemandem blicken, Und Mutter, was wird sie denken? Seit Lucillas Tod war ich nicht mehr bei ihr.*

Seine Gedanken kehrten zu der Abgeschiedenen zurück. Sie, ja, wie heiter-ergeben war sie gestorben! Ihre unschuldige, unberührte Seele war gewiß im Paradies – *wir nehmen sie mit, die arme Kleine* – und wartete auf ihn, Miserere. Fast kam es ihm vor, am anberaumten Tag nicht zu erscheinen, würde Verrat gegen sie bedeuten. Die Aussicht, sich in jener Gesellschaft wiederfinden zu können, war ein irdischer Gedanke, der ihn etwas von der Erde loslöste. Was war denn auch die Erde nunmehr für ihn? Vier oder fünf geliebte Menschen, sonst nichts.

Paulus hatte recht: *Der entscheidende Augenblick ist gekommen; er ist gegenwärtig, ist da.* Zwei Jahre waren ihm versprochen, doch wie genau zwei Jahre? Wenn er heute nacht gestorben wäre? Verzichteten wir nicht allabendlich, indem wir einschlafen, auf uns selbst? Überantworten wir uns nicht dem Unbekannten? Sicher ist, daß man nie genug

bedenkt, welch fürchterlicher Schritt das Einschlafen ist – die Wachsamkeit einstellen, sich selbst nicht mehr behüten, nicht mehr da sein!

Am nächsten Morgen (720–10) trat er vor den Heiligen. Muzius lag auf der Seite, das Gesicht zur Wand gekehrt, blinzelte kaum zu seinem Jünger hinüber und fragte nur: "Bist du da?"

"Ich hab mich lange nicht blicken lassen. Ich war voll von Bitterkeit und wollte dich nicht damit vergiften ..."

"Glaubst du, du hast mir nicht trotzdem die Seele verwundet?"

"Vielleicht war es nötig, daß ich diese Verzweiflung durchmachte, aber ich hoffe, daß ich jetzt keinen Rückfall mehr erlebe. Es ist, als läge eine Zeit der Sinnesverwirrung hinter mir – ich fühle mich erschöpft und ruhebedürftig, aber ich begreife, das ist noch nicht die richtige Gemütsverfassung für die Stunde, die mich erwartet. Ich sollte das Ufer des Todes nicht wie ein Wrack erreichen, das die Brandung ans Land wirft, sondern wie ein freier und bereiter Geist."

Der Heilige drehte sich auf dem Lager rum und sah Miserere, der aufrecht neben ihm stand, voll ins Gesicht: "Und Gott," fragte er, "hast du ihn gefunden?"

"Ihn glaube ich nie verloren zu haben – sonst aber bin ich immernoch, fürchte ich, zu sehr im menschlichen Gefühl befangen. Da war mein Verderben. Ich bin mir bewußt, daß ich mich gegen dich, gegen meine Mutter und andere schlecht betragen habe, und ich wollte, ich könnte den Weg zurückgehn, um diese Monate noch einmal und besser zu leben. Glaub nicht, es sei Furcht vor dem Tod, die mich so sprechen läßt; es ist Reue – und doch, nein, auch Reue nicht, denn siehst du, so sehr ich empfinde, gegen Gottes Gebote gesündigt zu haben, so ist mir doch nicht, als hätte ich Ihn beleidigt ..."

"Beleidigt?" erwiderte Muzius leise, so als späche er zu sich selbst. "Wer darf das sagen? Das heißt, die Religion sagt es wohl; doch welche Art von Beleidigung wäre das? Oft denke auch ich, ein Mensch kann gar nicht so viel sein, daß er den Ewigen zu beleidigen vermöchte. – O Herr, laß mich nicht in Ketzerei verfallen! – Ich glaube alles, ich nehme alles hin; ich erlaube mir nur, einen väterlichen Gott zu denken, der ... Hilf mir, daß ich mich aufrichte." Von Eifer glühend, suchte er sich auf dem Lager aufzurichten, unterdrückte den Schmerz, holte Atem. "Komm näher." Miserere kniete neben seinem Beschützer nieder. "Ich erlaube mir nur, sagte ich, einen väterlichen Gott zu denken, der Nachsicht mit unsrer Schwachheit hat. Etwas sehr anderes dagegen ist Bosheit oder Auflehnung; und du hast dich aufgelehnt. Das ist die schwerste Schuld und du mußt sie bereuen. – Es ist nicht nötig, sich mit Gewissensbissen abzuquälen; was nottut ..."

Beim Sprechen erschien sein rauhes, mit den Furchen der Krankheit gezeichnetes Gesicht nicht häßlich; ganz Seele, strahlte es eine unüberwindliche Kraft der

Überzeugung aus. Die Rede floß nicht leicht aus dem derben Mund, dafür gewaltig und ausdrucksstark. Die kleinen grauen Augen bemächtigten sich des Zuhörers, hielten ihn fest, als sollten sie sagen: *Jetzt erkläre ich dir alles; ich weiß wie es ist, und du wirst mir recht geben.*

"Was du brauchst, um dich Gott zu nähern, ist ein weniger bitteres Gefühl als Reue. Vor allem mußt du dich von der Erde lösen. Mach dir klar, daß du sie verlassen mußt, sag ihr schon jetzt entschlossen Lebewohl, und du wirst sehen, alles wandelt sich für dich. Wer fortgeht, nimmt von den Seinen wohl unter Tränen Abschied, aber ist die Trennung einmal vollzogen, wendet er sich mit seinem Bewußtsein dem Ziel zu und dem Neuen, das ihn erwartet; die Wehmut beruhigt sich. Du sagst: *Wenn ich an die Erde gebunden bin, kann ich mich nicht von ihr losreißen; wie soll ein Baum sich selbst entwurzeln?* – Schöne Folgerung! Schneide den Wurzeln die Nahrung ab und sie werden absterben!"

"Aber nicht ich bin es ja, der die Wurzeln nährt, sie sind's, die mich nähren. Die Erde ist's, die mich hält."

"Das stimmt schon. Ich mag das Bild schlecht gewählt haben, doch du vernünftelst zu viel, und vor lauter Vernünfteln bist du ein blöder Tor. Schau mich nicht so entsetzt an; – du denkst, du bist gerade deshalb das Gegenteil eines Toren; ich sage dir: die menschliche Vernunft, für sich allein, ist Tochter und Mutter des ungeistigsten Denkens. Der bloße Verstand ist ein hinterlistiger Betrüger und die Logik ein Kunstgriff von Leuten, die nicht über den groben Augenschein hinaus zu sehen vermögen. Ich habe viel darüber nachgedacht, mußt du wissen. Antworte selbst: hat vielleicht die Logik die Welt geschaffen? Ist sie's, die Winde und Wolken bewegt und die Sonnenuntergänge leuchten läßt? Hat sie dich ins Leben gerufen? Alles, was du bist und was dich lebendig erhält, was dich rührt und begeistert, was dir schön und heilig scheint, das Beste von Welt und Leben hat nichts mit Logik zu schaffen; es ist Seele, Schönheit, Gefühl, Hauch, Eingebung, Wille. Und du, du Unsinniger, statt mit dem Schöpfer zu hadern, wenn du merkst, daß deine Logik dir nichts erklärt, mach dir lieber klar, nicht am Schloß liegt es, wenn du eine Tür mit einem falschen Schlüssel nicht aufbringst, sondern am Schlüssel. – Weißt du, was Wahrheit ist? Wir beginnen zu begreifen, wenn wir darauf verzichten, zu begreifen. Du, der du nicht imstande wärst, mir zu sagen, wie du es anstellst, zu verdauen, zu wandeln, mich anzusehn, begnüge dich, die Größe von Gottes Werk zu bewundern, und bemüh dich um ein Bewußtsein, das seiner unermesslichen Hoheit angemessen ist. Angemessen meint nicht aufgebläht und großspurig, sondern schlicht und bescheiden. Je demütiger du bist, desto eher bist du im Wahren. Wenn ich sage: *Mach dich vernunftlos*, bin ich weniger unvernünftig, als es den Anschein hat. Bist du überzeugt?"

"Ja, ja ... Nur widerstreben leider gewisse Dinge nicht so sehr der Vernunft als einem Gefühl von Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Ich frage, warum Gott – "

"Ich weiß, du siehst dich als Opfer an; doch versuche einmal, die Dinge von einer neuen Seite zu betrachten. Die dir offenbarte Frist war ein Vorrecht, das dir hätte helfen können, dich vor dem Bösen zu bewahren. Hättest du sie nicht gekannt, du hättest in diesen zwei Jahren mehr genossen, doch dann wärest du Gefahr gelaufen, dich in Sünde zu verlieren; ja, du hättest dich bestimmt verloren, denn das liegt in deiner Natur. Glaubst du also ans künftige Leben, so mußt du dir die Frage folgendermaßen stellen: Was ist besser, ein gewöhnliches Menschenleben unter der Gefahr der Verdammnis oder ein kurzes mit der Möglichkeit der Rettung? Und sogleich wird, was dir gestern noch eine Verurteilung schien, sich dir als unerhörte Vergünstigung offenbaren. Leider hat dich das Leben zu gut behandelt, mein Sohn, und darum – "

"Zu gut behandelt?! Kannst du das behaupten?"

"Reden wir deutlich: weißt du, was Armut ist? Was Hunger ist? Was harte Arbeit oder Blindheit oder dauerndes Siechtum? Hast du je Kerker, Verfolgung, Knechtschaft, Unglück erfahren? Hat dir je das Herz geblutet außer einer sträflichen Leidenschaft wegen? Laß hören, du, der sich als Opfer darstellt: solange du unter den Deinen warst, reich und sorglos, und so viel Elend um dich herum sahst, Sklaven, Verzweifelte, Unglückliche aller Art, hast du da vielleicht geklagt? Jeder läßt die Gerechtigkeit bei sich selbst beginnen... – Nach der Krankheit und der Begnadigung, da freilich hast du dich aufgelehnt, hast die Luft mit deinem Jammer erfüllt, dabei aber vom Leben das Beste genommen, was es dir bot. Prassen und winseln! In diesen letzten Monaten hier bei mir hast du doch gesehen, was für Elend und Leiden es gibt. Und du schämst dich nicht, die Welt nach dem Maß deines Unglücks zu werten?"

"Du magst recht haben, Muzius; ich bin wohl kein Opfer zu nennen, bin sogar, wenn du willst, ein Bevorzugter; aber wenn es so ist, dann verstehe ich die Welt immer weniger. Schau an: wenn ich an die Allmacht Gottes denke und an das, was dabei herausgekommen ist, so empfinde ich ein Gefühl ... ich weiß nicht, wie ich's sagen soll: ein Gefühl der Empörung – "

Zornbebend, außer sich, ballte Muzius die Faust mit einer Kraft, die er sich selber nicht mehr zugetraut hätte, und schlug den vor ihm Knienden auf die Schulter, daß er zu Boden sank. Schweigen folgte.

"Muzius," sagte Miserere, ohne sich von der Stelle zu rühren, "so hast du mich wirklich verstoßen." Der Heilige wandte sich auf dem Lager und drehte ihm den Rücken zu. "Hast du mir nichts mehr zu sagen?" fragte Maximus noch. Und da Muzius nicht antwortete, erhob er sich, um zu gehen.

"Bleib", befahl der Heilige, ohne sich umzuwenden. Er verharrte noch eine Weile so, wer weiß in welchen Gedanken gesammelt. Als er sich umwandte, war er wie verwandelt. "Komm her." Er ließ ihn wieder niederknien und legte ihm eine Hand auf die Schulter. "Vergib mir. Mir wurden plötzlich die Augen geöffnet und ich habe alles verstanden. Die Schuld liegt bei mir."

"Was sagst du da?"

"Bei mir. Monatelang habe ich nicht aufgehört, von Gott einen unsinnigen Aufschub zu fordern, während ich ihn nicht um das gebeten habe, was für dich das Wesentliche ist."

"Und das wäre?"

"Entsagung, Mut, Glaube. Siehst du, was für ein Narr ich bin? Aber jetzt, jetzt ..."
Wieder aufrecht auf dem Lager sitzend, vergißt er ganz den eigenen schmerzenden Körper; ja, sein Leib selbst ist erfaßt von dem Feuer, das der beschwörende Blick, die gebietende Stimme, die hinreißende Macht seiner Gebärde ausstrahlen. Was ist diese höhere Gewalt, die in ihm wirkt, als wäre durch ein plötzliches Wunder in seinem Bewußtsein eine Quelle leuchtender Gewißheit aufgebrochen? Ist es eine neue Gnade Gottes?

"Gott wird mich erhören, Maximus, ich weiß es gewiß; du wirst sehen, auch dir werden sich die Augen öffnen und die Welt wird dir im Einklang erscheinen. Dich selbst wirst du zu deinem wahren Maß zurückgeführt erblicken: als winzige Einheit der Schöpfung; die Spanne deines Erdenlebens wird dir deutlich werden, wie sie wirklich ist: ein unendlich kleiner Bruchteil der Ewigkeit. Dann wirst du sagen: *Wenn es so viele Unglückliche gibt, die sich klaglos in ein elendes, ja in ein furchtbares Leben schicken müssen, ohne Bürgschaft oder Verheißung für das Danach, da soll ich, dem ein wohl kürzeres, doch auf die ewige Seligkeit gerichtetes Dasein zuteil wurde, nicht entsagen lernen?* – Begreifst du jetzt? Wäre das jenseitige Leben nach Wesen und Dauer dem diesseitigen gleich oder unterlegen, so ließe sich das Opfer des Diesseins nicht verstehen; doch das Diesseitige ist nichts, das ist der springende Punkt: dieses Leben ist nichts. Siehst du also, wie groß: Gott setzt den Menschen in die Welt und sagt zu ihm: *Diene und gehorche mir auf Erden für wenige Stunden nur, für ein paar Schritte, gedulde dich zwanzig, fünfzig, achtzig Jahre, einen Augenblick lang; und dann ist die Ewigkeit dein. Ich könnte dich im Nichts lassen, aber ich habe dich eigens für diese Prüfung geschaffen. Du warst nichts und wirst alles sein, doch du mußt hier durch, durch dieses Leben mit seiner Arbeit und seiner Mühe, mußt dich eine kurze Weile klein, ganz klein machen; dann wirst du eingehn in die Herrlichkeit der Ewigkeit.* – Ist das nicht eine Vorstellung, die über jedes menschliche Maß hinausgeht? Welcher Dichter, welcher Weise hätte je etwas ähnlich Erhabenes ersonnen? – Wo bleibt da deine Logik? Dazu brauchte es unseren Gott, brauchte es Christus! Und du willst klagen! Bedenke doch: du hast zehn Tage vor dir und in diesen zehn Tagen setzt du alles gegen alles: die elende, hochfahrende Menschenlogik gegen

die Weisheit Gottes; zehn Tage gegen die Ewigkeit. Du wirst sehen, du wirst: Alles wird seinen letzten Sinn erweisen, in jeder Pein wird stärkender Wohlgeschmack sein. Du wirst sehen! Jetzt bitte den Herrn, daß er dich erleuchte, dich fühlen lasse, was ich fühle, und dieses Mal wird's mir der Herr nicht weigern, kann er mir's nicht weigern. – Geh, mein Sohn. Laß mich allein."

Am selben Tag kam Tiberius in Gallus' Begleitung zu Miserere. "Ich bringe dir", sagte er, "dies Muster an Gewalttätigkeit und Laster, das sich durch dein Verdienst bekehrt hat. Ich dachte, es könnte dir angenehm sein, den durch dich geretteten Sünder wiederzusehen, ehe du ... nun ja. Sieh mich nicht so mißtrauisch an, ich habe keinen Hintergedanken. *Ausnahmsweise einmal*, wirst du sagen."

"Ich habe es nicht gesagt."

"Doch du denkst es. Du hast mich nie leiden mögen, und du bist nicht der einzige, glaube mir. Aber vergiß nicht, nie wird ein Mensch den andern wirklich kennen, so sehr er sich auch bemühen mag. Du denkst wohl, jemand mißfällt, weil an ihm etwas Abstoßendes ist, doch du könntest dich fragen, ob so manche nicht abstoßend werden, weil sie merken, daß sie keine Zuneigung finden. Gut und brüderlich sein, wenn man überall auf Teilnahme stößt, ist weiter nicht verdienstvoll, denn dem gewinnenden Menschen kommt das Beste im Leben ungesucht entgegen, wie auf goldener Schüssel angeboten. Der unbeliebte Mensch dagegen muß sich abplagen und die Bitterkeit auskosten. Wenn dann manchmal solche Bitterkeit nach außen schlägt, bei wem ist die Schuld?" Er hielt ein und sah Maximus an, als erforsche er eine merkwürdige Erscheinung.

"Warum betrachtest du mich so?" fragte Miserere.

"Ich schaue, wie ein gewinnender Mensch aussieht; und dann schaue ich, weil mich deine verlegene Miene belustigt; und dann, weil dies vielleicht das letzte Mal ist, daß ich dich erblicke, falls Muzius kein falscher Seher ist. – Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber es wäre mir lieb, dir einen besseren Eindruck zu hinterlassen als den, den du von mir trägst. Ein Mensch ist nie ganz gut oder ganz schlecht. Glaubst du, ganz gut zu sein? Und doch wirst du ins Paradies gelangen ..."

"Könnt' ich dessen nur sicher sein!"

"Bruno behauptet freilich, du verdienst es nicht, und Apollonius murt über die Bevorrechteten, die fröhlich vom Frauengemach zu den Engelschören übergehn; ich aber erkläre, du hast dir das Paradies verdient."

"Sag mal, Tiberius," unterbrach Gallus mit seiner rauhen Stimme, "bist du bald fertig mit deinem Gerede?"

"Gleich, – doch du beende deine Lehrzeit in Christentum, indem du dich in Geduld übst. Du, Maximus, wenn du in den Himmel kommst, sag Clemens, Tiberius sei besser,

als er scheint. Siehst du, zwar hast du dir die ewige Seligkeit erworben, da bin ich sicher, als du Julia unserm Gallus hier entrissen und das erste Samenkorn der Bekehrung in ihn gesenkt hast; doch ich war's, der dann Gallus zu Bruno führte. Und kaum hattest du, Maximus, bemerkt, daß Gallus als Witwer Julia heiraten müßte, habe ich versucht, diesen Dickkopf zu bereden – "

"Gib acht, wie du sprichst!" drohte Gallus und hob die Pranke gegen Tiberius.

"Achte du auf mein geistliches Gewand", erwiderte Tiberius, ohne aus der Fassung zu geraten. "Das Ergebnis war, daß ich ihn vor einer Stunde zu Julia geführt habe, sanft wie ein Lamm, damit er sie bitte, seine Frau zu werden. Aber stell dir vor, sie will nicht!"

"Das dumme Ding erklärt, sie habe Angst vor mir!" rief Gallus wütend. "Vor Schlägen hat sie Angst, die Gans! Ich habe geschrien, so laut ich konnte, um sie zu überzeugen – "

"Und sie", vollendete Tiberius, "durch die Anmut dieses zartsinnigen Anbeters bezwungen, hat sich in den Kopf gesetzt, ihn auszuschlagen. Dann ist Pius gekommen und – "

"Wenn ich den nur einen einzigen Augenblick zwischen die Finger bekäme!"

"Hörst du den frommen Christen?" fragte Tiberius, zu Maximus gewandt. "Kurz und gut, Pius sagt, er brauche Julia, wenn erst ihre Niederkunft vorbei ist, damit sie für ihn singe. Julia singt zwar wie eine Nachtteule, doch bei dem Gedanken, in den Straßen herumschwänzeln zu können, vergeht sie vor Ungeduld. Ich habe getan, was ich konnte, Gallus ebenfalls, doch da hilft nichts. Ergebnis: du kommst ins Paradies vielleicht nur dank dessen, was du für Gallus getan hast, und da auch ich auf die ewige Seligkeit Anspruch erhebe und nicht darauf verzichten möchte, tue jetzt ich in dieser Angelegenheit mein Bestes, um die Seele dieses Missetätters zu retten."

"Bist du endlich fertig?" schnaubte Gallus. "Jetzt komm ich dran."

"Höre, – Cicero spricht!"

"Also, Maximus: Ich hab dir danken wollen, eh du stirbst. Seit ich dir begegnet bin, sind mir deine Worte unaufhörlich im Kopf herumgegangen. Tiberius behandelt mich wie einen Esel, doch ich" – er klopfte sich auf die Stirn – "wenn ich denke, dann denke ich ernstlich, Tag und Nacht. Ich habe der arianischen Ketzerei abgeschworen, das weißt du wohl. Bruno will einen Mönch aus mir machen, doch Tiberius hat mir berichtet, du fändest, ich solle Julia heiraten, und ich hätte dir gehorcht. Jetzt aber, da sie nicht will, frage ich dich: soll ich Mönch werden?"

"Bist du denn fest genug im Glauben? Und hast du dich endgültig von deinen Lastern freigemacht?"

"Laß meine Laster aus dem Spiel!" brüllte der Riese.

"Gallus, du bist ein Engel der Sanftmut!" rief Tiberius.

"Du schweig. Aber du hast recht, Maximus: Da ich dich um Rat fragte, gehen meine Laster dich etwas an. Nun denn, ich bin entschlossen, allen meinen Lastern und allen Weibern der Welt den Abschied zu geben, nur will ich erst des Glaubens sicher sein, verstehst du? – Kann ich das?"

"Hat dich Bruno denn nicht überzeugt?"

"Bruno", sprach Tiberius dazwischen, "vermag zu schrecken, doch nicht zu überzeugen. Er macht aus Gott eine Art rächenden Mars, dem man lieber aus dem Weg ginge. Für den ist der Glaube ein Ergebnis von Buße und Zucht – "

"Und ich", rief Gallus, "möchte es umgekehrt haben: ich möchte mit dem Glauben anfangen."

Hinter seiner Stirn erriet man den eigensinnigen Vorsatz, den Dingen auf den Grund zu gehen. Angesichts dieser entschlossenen Fragen, dieser trotzig-herrischen Miene wußte Miserere nicht recht, was antworten. In ihm selbst war der Glaube eher ein Seelenzustand als eine überlegte und übertragbare Überzeugung. "Du, ein reicher Mann", begann er also, "solltest dir lieber bei einem Kirchenlehrer wie Hieronymus oder Augustinus Rat holen, der dir diese Dinge weit besser erklären würde. Ich weiß nur, daß ich eine Welt ohne Gott schlechter begreifen könnte als eine mit Gott und daß mir die Verschiedenheit der menschlichen Schicksale ohne ein zukünftiges Leben unverständlicher wäre als mit dieser Voraussetzung. – Mir scheint auch, daß der Glaube an Christus eine Umwälzung in der Welt bewirkt, wie sie nur eine Wahrheit bewirken kann, und ich habe das deutliche Gefühl, die Kraft, die mich am Tag unserer ersten Begegnung aufrecht hielt, die dich zu Bruno geführt hat und dich jetzt zu solchem Fragen treibt, ist an sich schon eine Folge und eine Offenbarung jenes Glaubens, den du suchst – "

"Einen Augenblick", unterbrach Tiberius. "Ich habe den Prüfstein gefunden, der für dich, Gallus, der entscheidende sein kann, da du Wortbeweisen wenig zugänglich bist. – Du kennst doch das Schicksal, das Maximus erwartet. Nun denn, wenn du nach dem Tode Grazians auch Maximus am vorbestimmten Tag sterben siehst, wirst du dann glauben?"

"Bei Gott, ein guter Gedanke!" rief Gallus begeistert. "Bestimmt werde ich dann glauben!"

"Vezeih," bemerkte Maximus, "genügt zu deiner Überzeugung nicht schon der Fall Grazians, der dem meinen genau entspricht?"

"Nein, Grazians Fall ist doch anders. Man hat erst hinterher davon erfahren, niemand hat die Fakten geprüft – "

"Doch, ich!"

"Gilt nicht. Ich hab ihn nicht gesehen und ich glaube nur das, was ich selbst überprüfen kann. Mit mir, mein Lieber, hat man nicht so leichtes Spiel. Und dann war Grazian

immer krank, man wußte schon, daß er von einem Tag zum andern abscheiden könnte. Du dagegen bist kerngesund, stehst blühend vor mir da, ich sehe dich, fasse dich an. Bist du in zehn Tagen eine Leiche, dann ändert das alles; vor einem solchen Ergebnis bekommt die Welt einen neuen Sinn, wird selbst etwas Neues, verstehst du? Herrgott, dann sollen sie sehn, ob ich nicht imstande bin, heilig zu werden! Auf offener Straße sollen sie mich knien sehn, in Sack und Asche, – "

"Sag mir den Tag," unterbrach Tiberius, "damit ich zu dem Schauspiel kommen kann!"

" – sollen sehn, wie ich mich an die Brust schlage und anbete, bei Gott! Und nicht ich allein, unzählige andere auch, denn von dir redet die ganze Stadt und alle warten auf den Ablauf deiner Frist. Wenn du stirbst, verlierst zu zwar das Leben, doch du rettetest in deinem letzten Augenblick so viele Seelen, wie es fünfzig Brunos in fünfzig Jahren nicht fertigbringen. Das wird eine große Sache sein, sag ich dir, so groß, – schau, du wirst es mir nicht glauben, aber beinah möchte ich an deiner Stelle sein. Ich wette, sogar dieser Lump da möchte dann mit dir tauschen, nicht wahr, Tiberius?"

"Warum nicht?" murmelte Tiberius wie für sich. Auf seinem Antlitz lag ein Ausdruck der Demut, wie ihn keiner je dort gesehen.

Die Erwägung, daß sein Ende als Zeugnis für die Macht des Christentums dienen könnte, war Maximus schon vor vielen Monaten gekommen, bei jenem ersten Gastmahl in Paulus' Haus, doch damals hatte sie nur die Empörung in ihm gesteigert. Jetzt erschloß sich sein Geist einem neuen Licht: endlich fand er einen Sinn in seinem Tod.

Einen Augenblick lang regte sich in ihm etwas wie Ruhmsucht beim Gedanken an ein so vorbildliches und denkwürdiges Geschick, doch das erstickte er sogleich. Es wäre lächerlich gewesen, sich mit den Märtyrern vergleichen zu wollen, die gestorben waren, um mit ihrem Blut Beispiel zu geben und Zeugnis abzulegen; doch endlich fühlte er die Kraft, sich selbst mit größerer Achtung und seine Situation ohne Auflehnung anzusehen. Sogar Gallus, sogar Tiberius begriffen die Größe seines Loses und beneideten ihn fast! Das war eine Offenbarung; und wenn er sich erinnerte, wie Muzius ihm kurz zuvor Gottes friedenbringende Gnade versprochen hatte, und erwog, welch seltsame Wandlung in ihm jetzt erfolgt war, begann er zu glauben, es sei dabei tatsächlich eine übernatürliche Einwirkung im Spiel gewesen: Er war der Mann, den der Herr zweimal berührt hatte!

Über diese Vorstellung kam sein Sinn allmählich in ein unverhofftes Gleichgewicht. Er hatte sich für diese letzten Tage eine streng gesammelte Lebensweise und Gemütsverfassung vorgeschrieben, und wenn solche Führung auch mehr erzwungen als freiwillig war, so trug doch die ständige Wachsamkeit und selbst die Anspannung, womit er die schweifenden Gedanken zu zügeln und einzig der Vorbereitung auf den

nahen Tod zu widmen suchte, dazu bei, ihm ein Gefühl zielbewußten Ernstes einzuflößen, das ihm gut tat. Er ging nicht mehr aus und sah niemanden mehr als Muzius und seine Mutter, gegen die er sich sehr liebevoll betrug. Eben um jegliche Ablenkung zu vermeiden, hatte er sich vorgenommen, noch vier oder fünf Tage bei Muzius zu bleiben und dann zur Mutter zu übersiedeln. Nicht einmal mehr Paulus und Benedikta suchte er auf. Um das Gebäude seines Seelenfriedens aufrecht zu erhalten, mußte er sich von aller Gemeinschaft abschließen und das Bewußtsein lediglich auf das Ziel richten.

Wenn er sein vergangenes Leben durchdachte, so war es nicht die Zeit mit Monika, der er nachtrauerte; es schmerzte ihn sogar, daß er damals dem Trieb nachgegeben und sich befleckt hatte. Daß man eine so unersetzliche Prüfung wie das Leben ohne die Vorbereitung der Erfahrung bestehen muß, sodaß man den Versuchungen statt rechtzeitiger Abwehr nur späte Reue entgegensetzen kann, war bitter. Lieber erinnerte er sich der ersten Jugendzeit und der letzten Monate im Kloster in Gesellschaft von Clemens, Andreas und den andern; und das Bild der Gefährten, die ihn im Himmel erwarteten, ließ ihm die Zukunft heiterer erscheinen. Von der Erde fühlte er sich schon beinahe losgelöst; jetzt galt es, sich auch von der Zeit zu lösen, das heißt: die Zeit, also sich selbst zu vergessen.

Er hielt sich lange Stunden bei Muzius auf, selten nur einen Gedanken mit ihm austauschend, meist unbewegt vor sich hin schweigend; doch in der Einsamkeit seines Zimmers betete er, weniger in Worten als mit einem Gefühl, das sich still entfaltete. Manchmal nahm er sich vor, gründlich über sich selbst und sein Schicksal nachzudenken, und immer öfter kehrte er zu Sabinas Schlußfolgerung zurück, um sie nach allen Seiten zu wenden und zu betrachten. Wirklich, falls Gott nicht ist, ist auch die Gnade nicht, und dann gibt es keinen vorbestimmten Tag, der seiner harret; doch dann ist auch die Seele nicht – und der Tod bedeutet jene vollständige Vernichtung, vor der sein ganzes Wesen zurückschaudert. Ist Gott aber, so ist es wahrscheinlich, daß auch die Seele ist und die Schicksalsfrist ihn erwartet. Folglich hat er, will er leben über den Tod hinaus, nur den einen Weg: sich an Gott anschließen, alle Hoffnung auf ihn setzen, alles von ihm hinnehmen, selbst das nahe Ende, um sich ihn geneigt, ja verbündet zu machen. In manchen Stunden wurde diese Überlegung in ihm echter Glaube, lebendige Hoffnung, die ihn mit seelenstärkender Kraft überströmte und ihn jenen wesentlichen Wahrheiten näherbrachte, die der in irdischen Wünschen und Begierden befangene Mensch nicht zu ahnen, geschweige denn zu erfassen vermag. Er war sich bewußt, Mittelpunkt eines unvergleichlichen Ereignisses zu sein, und das versetzte ihn in eine feierliche Stimmung frommer Erwartung, die zur Sammlung einlud. Gesammelt sein hieß für ihn aber nicht so sehr bestimmte Gedanken hegen, als sich still begnadet fühlen. Es war das kein rein innerlicher Zustand, sondern gleichsam

ein Durchdrungen-Werden von außen, als atme er Frieden, Schweigen, Ewigkeit von dort ein, sodaß sein Geist sich bis in verborgenste Tiefen mit neuem Leben füllte.

Gegen Abend setzte er sich dann auf die Hausschwelle, um die Schwermut des Sonnenuntergangs zu genießen, in der sich sein Wesen wohltätig löste. Ihm war, auch er gleite mit der Sonne hinab; allmählich erlosch der ganze Himmel, Schatten fielen über die Welt, die Erde versank in Trauer. War es möglich, war es gerecht, daß die Sonne am Morgen darauf wieder aufgehen konnte?

Doch jede Nacht schreckt er zwei-, dreimal aus dem Schlaf empor mit der Vorstellung des Furchtbaren, und dann erfaßt ihn Unruhe, ihre Qual dringt ihm ins Mark und läßt ihn zuletzt in einem Zustand der Erschöpfung zurück, er empfindet sich dann nurmehr als leblose Hülle, als Gottes Abfall. *Die Himmel werden sich verbrauchen, und Gott wird sie ablegen wie ein zerschlissenes Gewand; die Himmel werden vergehen, doch Gott bleibt immer derselbe.* Der Todesgedanke reckt sich plötzlich vor ihm auf, packt ihn an der Kehle, und das Herz vergeht ihm wie ein sinkendes Schiff in den Fluten. Auf dem Bett sitzend, richtet er suchend den Blick in die Runde: Ist denn kein Ort, ihn zu verbergen, kein Halt, an den er sich klammern könnte? Gott? Doch Gott ist weit, unnahbar weit; was nützt es, über die Abgründe hinweg nach Ihm zu rufen? Bisweilen meint er zwar, Gott ganz nahe zu fühlen, ganz gegenwärtig – doch wohl nur, weil Er wartet, daß die Frist abläuft; Er ist da in diesem Zimmer, in einem Winkel, gleichsam auf der Lauer, und läßt ihn nicht aus den Augen. Einen Ort gäbe es, wo er Ihn väterlich-gütig finden könnte: er brauchte Ihn nur, wie Markus riet, im eignen Herzen zu suchen; doch dies Herz, das des Allmächtigen Tabernakel sein sollte, ist ein armes, zitterndes Vögelchen.

Miserere flüchtet zu Muzius, der oft schlaflos daliegt; er kauert sich neben dem Lager auf dem Boden, legt seine Hand auf die des Heiligen und läßt sich von dessen Willen ganz durchdringen.

Die Sonne geht unter. Wie gewöhnlich auf der Stufe der Hausschwelle sitzend, müde von einem abwechselnd in Mutlosigkeit und in ernsten, doch ruhigeren Überlegungen verbrachten Tag, läßt sich Maximus jetzt vom Strom der Gedanken treiben. Er sieht sich wie vor einem ehernen Tor, breiter als der Circus Maximus, höher als der circäische Berg, und er selbst ist unsäglich klein, ein bloßer Strohhalm zu Füßen der mächtigen, riegelstarrenden Flügel; dort harret er mit klopfendem Herzen, daß der Einlaß sich öffne, durch den er dem Unbekannten entgegenschreiten soll. Was mag ihn da drüben erwarten? Einen Anblick so schaubühnenhaft wie das Jüngste Gericht nach den Schilderungen der Apokalypse – der Thron, das versiegelte Buch der Rechenschaft, die Scharen der Umstehenden – kann er sich nicht vorstellen. Zunächst noch nicht. Erst noch einmal aufatmen dürfen, jenseits des Tors befreundete Seelen

finden, Clemens, Andreas, Lucilla, die ihn erwarten, um ihm neuen Mut zu geben, ihn in ihre Mitte zu nehmen. Doch vielleicht ist es töricht, eine so irdisch-vertraute Aufnahme zu erhoffen. Aber wie würde es stattdessen sein – ?

... Siehe, ein Spalt tut sich auf. Ein schweigender Engel winkt ihn heran, scheu tritt er näher und findet, kaum jenseits des Tors, wahrhaftig die Freunde wieder, die ihm entgegengegangen sind; doch statt ihn freudig willkommen zu heißen, betrachten auch sie ihn schweigend, mit einem blassen Lächeln, und deuten nur durch Gebärden an, daß sie weder zu ihm sprechen noch sich ihm nähern dürfen. Und alles ringsumher ist schattenhaft gleich jenen Gestalten: eine graue, grenzenlose Heide (doch kann es in der Welt des reinen Raums eine Heide geben?), verschleiertes Licht, bestürzte Stille und große Kälte. Er wendet sich um: die Torflügel haben sich wieder geschlossen; die Gefährten stehen noch da, wo er sie gelassen hat; sie machen ihm ein Zeichen weiterzugehen, und er wagt sich vor, wehrlos, mutlos, ratlos, und denkt sehnsüchtig, wie anders es sein würde, wäre Muzius mit ihm zugleich gestorben und hätte ihn über die Schicksalsschwelle und vor das Gericht geleitet. Statt dessen ist er allein, wie er nie auf Erden gewesen. Er fühlt sich ausgesetzt und verlassen in diesem ungastlichen Land, wo menschliches Urteil und menschliche Sinne nicht mehr gelten, wo nichts sich regt außer ihm selbst; vereinsamt, ohne eine Stätte, die Rast oder Obdach böte. Kein Baum, keine Hütte, ringsumher nichts als feindselige Stille, und vielleicht unsichtbare Augen, die jede seiner Bewegungen belauern, sodaß ein Schauer des Entsetzens ihn überkommt. Wo mögen all die anderen Gestorbenen sein? Gewiß frieren auch sie und drängen sich aneinander wie zitternde Schäfchen. Und der Richter oder die Richter, wer sind sie? Wird er vielleicht Christus selbst sehen mit seinen Wundmalen, mit seinem nicht zu ertragenden Blick, und ihn mahnen hören: *Die Stunde ist gekommen! Bis jetzt habe ich geschwiegen, jetzt ist's an mir ...* – ? Doch nein, das wäre zuviel. Er denkt an die Israeliten am Fuß des Heiligen Bergs, wie sie nicht wagten, das Antlitz des Herrn zu schauen, und Moses auftrugen, zu ihm zu reden. Nein, es ist unmöglich, daß Christus selbst für jeden Gestorbenen erscheint. Wer aber wird dann Richter sein? Und wird auch Satan vortreten, um gegen ihn zu zeugen? Eines Geständnisses wird es wohl nicht bedürfen, da dort ja alles, auch das Verborgenste, offenbar ist; aber einer wird doch da sein, der auf dem Richterstuhl sitzt, der ihn auffordert, Rechenschaft abzulegen über sein Leben, und ihm sein Urteil verkündet. Dem wird er alles erklären und seine Verteidigung vorbringen müssen. Doch was vermag er zu seiner Rechtfertigung zu sagen? Er bereut, das wohl; im Grunde jedoch fühlt er sich nicht besonders schuldig: die Erde war so schön und das Leben so lockend ... Irgendetwas wird er dann schon zu sagen finden; es fragt sich nur, ob es möglich ist, einem reinen Geist gewisse Dinge zu verdeutlichen. Ein nachsichtiges und verstehendes Wesen

müßte man zum Richter haben, eines, das Mensch unter Menschen gewesen ist. Ja, das wäre recht: ein Mensch, der über den Menschen richtet, und wenn er ihn verwirrt und zitternd sieht, ihn zu beruhigen versucht, ihm gut zuspricht: *Fürchte dich nicht, wir vermögen dich zu begreifen ...* Er jedoch, Miserere, ist immernoch allein, losgerissen von seiner warmen Erde, die Seele zusammengekrümmt in Frucht vor der traurigen Öde dieses Ortes, vor dem bösen Frost, der ihn erschauern läßt. Wenn nun dies für alle Zeit sein Leben im Jenseits, wenn dies seine Strafe wäre? Einsamkeit, Kälte ...

Ein echter Schauer fährt Miserere wie ein Peitschenhieb über Nacken und Rücken hinunter und weckt ihn aus seinem Träumen. Nun irrt er nicht mehr verloren durch die wüste Heide des Jenseits – er findet sich auf den Stufen der bekannten Schwelle wieder und merkt, er hat zu lang in der Abendkühle verweilt. Vor ein paar Tagen schon ist ihm dasselbe widerfahren, doch damals hat er sich dann im Bett bald wieder wohlfühlt. Auch diesmal sucht er sogleich das treue Lager auf, doch es gelingt ihm nicht, das Frösteln zu bannen. In die Kissen geschmiegt, sucht er sich mit der eignen Körperwärme vor der Kälte zu schützen, aber die Zähne schlagen ihm aufeinander. Rechts in der Brust bohrt ein Schmerz, der immer zerreißender anschwillt. *Ob das der Anfang vom Ende ist?* Das ist sein erster Gedanke, doch er hat keine Zeit, ihm nachzuhängen. Schauer über Schauer überläuft ihn, bis er ein einziges Beben und Zittern ist; der Kopf glüht, und zwischen Ohren und Schläfen rast ein Dröhnen und Sausen.

Es fehlen noch sechs Tage.



HAP GRIESHABER: TOTENTANZ VON BASEL (DER JÜNGLING)

(VEB Verlag der Kunst Dresden 1968)

730 – 0

"Muzius," beharrte Apollonius, "ich versichere dir, das ist Monika. Auch heute ist sie stundenlang vor unserm Haus auf und ab gegangen, als warte sie auf wen. Sie lauert Maximus auf. Und ausgerechnet seit drei Tagen hat er das Haus nicht verlassen. Man könnte denken – "

"Schau mir ins Gesicht. Was hat sie dir gesagt?"

"Aber ich habe doch gar nicht behauptet, ich hätte mit ihr gesprochen!"

"Wer hat dich geheißt, sie auszufragen?"

"Nicht ich habe sie ausgefragt, sie hat mich ausgefragt. Nur in bester Absicht, um Maximus warnen zu können, falls er doch ausgehn sollte, und um eine Begegnung zu vermeiden, die zu Verwicklungen Anlaß gäbe, bin ich heute, als ich sie zum drittenmal – hörst du: zum drittenmal – wiedersah, ein wenig stehengeblieben und habe sie beobachtet; sie hat es sofort bemerkt und ist fortgegangen mit einer Unschuldsmiene, die mir erst recht verdächtig war. Und da, wie gesagt, nur um Maximus zu warnen, für den Fall – "

"– bist du ... ?"

"– bin ich ihr nachgegangen."

"Ein Mönch, der einer Frau nachgeht!"

"Niemand hat mich gesehn, es gab kein Ärgernis. Und du verurteile nicht gleich ein fleckenloses, nur vom Eifer des guten Willens getriebenes Gewissen! Ich gehe ihr also nach, in einem bestimmten Augenblick aber spüre ich, daß sie mich bemerkt hat., Jedenfalls hat sie sich an ihrer Haustür umgedreht und mich gefragt: *Da du nun weißt, wo ich wohne und wer ich bin, bist du zufrieden?* Also sie hat mich zuerst angesprochen, bitte. Ich habe sogleich erklärt, daß ich nur von Teilnahme für Maximus und nicht von weltlicher Neugierde bewogen sei, doch mit Frauen einer gewissen Sorte läßt sich schwer reden: Gleich schlagen sie einen Ton von ... ich möchte sagen von höflicher Unverfrorenheit an. Kurz und gut, zuletzt habe ich doch soviel herausgebracht, daß Monika Maximus nicht sieht und nichts von ihm weiß, doch sie hat sich nicht herabgelassen, mir was zu sagen oder nach ihm zu fragen."

"Sodaß dir also das Handwerk des Spähers schlecht bekommen ist ..."

"Späher? Und wenn Maximus ihr begegnet? Ich wollte ihm klarmachen – "

"Kümmere dich nicht darum. Der Junge ... schick ihn mir lieber her. Doch nein, einen Augenblick: mir scheint ..." Er richtete sich auf, wie von plötzlicher Sorge gepackt: "Mir scheint ... Ich weiß nicht, aber etwas ist da nicht in Ordnung. Der Junge ist krank, sicher, ich fühle es. O Herr, mein Gott! Geh nachschauen, Apollonius, lauf, komm gleich wieder!"

Apollonius lief und kehrte atemlos zurück: "Es stimmt! Er ist krank, er liegt im Fieber. Ich habe ihn nichts fragen können, er redet irre."

"Und ich habe Zeit verloren!" rief Muzius.

"Obwohl er doch noch eben ruhig und gesund dort draußen saß! – Muzius, woher wußtest du, daß er krank ist?"

"Schwätz nicht lange. Hilf mir." Er versuchte, sich zu erheben, doch die Beine versagten den Dienst, und der Schmerz in der Hüfte, durch die Bewegung gereizt, schwoll krampfhaft dermaßen an, daß der Wille nicht dagegen aufkam. Mit einer Gebärde ohnmächtigen Zorns ließ sich Muzius aufs Bett zurückfallen. "Mit mir ist's aus." Gleich aber raffte er sich wieder auf: "Silvia, sofort! Hol Silvia!"

Apollonius eilte los, Muzius rief ihn zurück: "Nein, warten wir. Besser, sie schläft wenigstens noch diese Nacht. Sie kommt schon zurecht. – Du geh, wache bei ihm, abwechselnd mit Leo, laß ihn keinen Augenblick allein. Verstanden?"

"Muzius, auch du bist krank!"

"Geh schon, geh! Was säumst du noch hier, du Nichtstuer!"

Allein, die Schläfen zwischen die Hände gepreßt, betete der Heilige: "Gott, Gott, rette ihn! Rette wenigstens seine Seele, unterbrich das Fieberrasen, damit er sich ganz mit dir aussöhnen kann! Auf jeden Fall gedenke, o Herr, daß er seine Schuld bereits eingesehen und bereut hatte; gedenke, daß du ihm vergeben hattest. Laß ihn nicht leiden!"

Am nächsten Morgens kam Silvia mit einer Tragbahre herbeigeeilt, erfüllt von zorniger Verzweiflung, die sie mühsam nach außen verbarg. "Ich nehme ihn mit", kündigte sie an, ohne Muzius auch nur nach seiner Meinung zu fragen.

"Richtig. – Was ich ihm schon helfen kann ..."

Silvia betäubte ihr Qual mit Tätigkeit. Sie ließ den Kranken aufheben und mit aller Vorsicht auf die Sänfte betten, wobei sie Apollonius' Fragen und Ratschläge überhaupt nicht beachtete. Muzius empfand bitter seine Ohnmacht. Auf dem verhaßten Lager gegen die Wand gedreht, suchte er vergeblich zu beten. Er wollte nicht, daß man ihm Maximus zu einem Abschiedsgruß bringe: er fürchtete, weich zu werden. Zudem war der Junge noch immer nicht bei sich. Daheim gab Silvia, sobald der Kranke zu Bett gebracht war, ein paar kurze, herrische Befehle, dann eilte sie wieder zu Maximus, um nur noch an ihn zu denken. Doch nein: man mußte Konstantin verständigen und auch

Valeria, die sich mit ihrem Mann beim Vater in Prato aufhielt. – *Nie allein sein, nie den Sohn für sich haben dürfen!* – Schon wieder stand sie auf den Füßen, traf nötige Anordnungen, kehrte ans Krankenbett zurück. Sie glättete die Decken, kühlte ihm die Stirn, beugte sich forschend über ihn. Der Junge glühte, schien aber ganz ruhig, wie er so mit geschlossenen Augen und schweißverklebtem Haar dalag. Nur dann und wann sprach er laut vor sich hin, ohne sich zu rühren.

Silvias Gedanken wanderten zurück in die Vergangenheit. Sie sah sich wieder als junge hoffende Mutter, mitteilsamer und weniger gequält als jetzt, doch schon erfüllt von der Überzeugung, daß dies werdende Leben, das sie in sich barg, ihr allein zu eigen sei. Noch einmal erlebte sie den Schmeertz des Gebärens ... die namenlose Seligkeit, da man ihr das Neugeborene an die Brust legte, unter ihre weinenden Augen ... das überstömende Lebens- und Liebesgefühl, wenn sie es stillte ... das Glück der gesegneten Last, wenn sie es in den Armen trug ... die ersten Schrittchen ... die ersten gestammelten Worte ... die Kinderjahre, da jeder Tag ein neues Wunder schien. Später hatte sich der Kleine als ein stiller, empfindsamer Knaben gezeigt, um sich dann immer eigenartiger zu entwickeln, kindlich und frühreif zugleich, schnell bereit zu Zärtlichkeit und ebenso schnell bereit, sich plötzlich zu verschließen, mehr verträumt als nachdenklich; im Innern barg er wohl eine eigne fremde Welt. Erst hatte er sich leidenschaftlich für die Dichtkunst begeistert; dann hatte die Religion ihn ganz ausgefüllt und fortgeführt; dann die Krankheit, Monika, das Kloster, Muzius; und nun, da sie ihn endlich wieder hatte, war's nur, um ihn sterben zu sehn. Heißt das einen Sohn haben? Monika hatte ihn mehr besessen als sie. Und jetzt, jetzt, da sie ihn einen Tag oder zwei, ehe Konstantin und die andern kamen, ganz für sich haben durfte, gerade jetzt lag Maximus im Fiebertraum.

Reglos hingestreckt wie ein gefälltter Baum, die Lippen halbgeöffnet unter kurzen schnellen Atemstößen, die ihm kaum die Brust hoben, war Maximus jedoch nicht beständig im Bann des Fiebers. Hin und wieder redete er zusammenhanglose Sätze, die ein jähes Erwachen unterbrach. Dann kam er auf eine Weile zu sich, verharrte aber unbeweglich mit geschlossenen Augen, unfähig, seine Gedanken zu sammeln. In diesem Wechsel von Hindämmern und Wachen ging jedes Zeitgefühl unter; zu fragen wagte er nicht, aus Furcht, vernehmen zu müssen, die Schicksalsstunde sei schon angebrochen. Bald schweiften die Gedanken wieder ab, die Betäubung kehrte zurück mit ihrem Gefolge von Gesichtern. Er sah sich auf einer unbekanntem Heide in fahlem Licht Lucilla und Clemens entgegen; oder es schwebte ihm in einer ähnlichen Landschaft Andreas vor, der, die Hände hinterm Rücken gefaltet, das Antlitz fragend emporgerichtet, einem Zwiegespräch zwischen Gott und dem Werkmeister der Welt beiwohnte und sich manchmal beifällig an Clemens wandte, wie um zu sagen: *Das ist*

ganz klar! Plötzlich aber ließ das Keuchen des Atems sein Bewußtsein zurückkehren – ein leidendes Bewußtsein, in dem der Gedanke an den nahen Tod kein Schreckensgefühl mehr hervorrief. *Es ist aus*, sagte er sich. Der innere Klang der Worte vermengte sich mit dem Dröhnen des Fiebers, das ihm in den Ohren sauste, das Denken mit dem Kreisen des Bluts. Wie reflexhaft wiederholte das Hirn: *Es ist aus ... aus ... aus ... Wie schade, daß ich sterben muß ... sterben ... sterben ...*

Der Arzt hatte die Krankheit als ernst bezeichnet; er sagte wachsende Atemnot und Hustenanfälle voraus. Silvia überlegte, ob etwas zu tun sei. Eine innere Stimme flüsterte ihr zu, die Freundespflicht geböte, Paulus wissen zu lassen, daß Maximus schwer krank daheim liege; doch schenkte sie ihr zunächst kein Gehör. Morgen erst, – dann würde ihr Frieden ohnehin vorbei sein; doch einen Tag wenigstens den Sohn für sich allein haben – !

Paulus war indes schon benachrichtigt. Spät am Abend, er saß noch bei der Arbeit, während Benedikta bereits zu Bett lag, war plötzlich Monika erschienen und hatte ihm Misereres Erkrankung und seine Überführung ins mütterliche Haus mitgeteilt. *Woher mag sie es wissen?* hatte sich Paulus gefragt; doch die Worte wollten ihm nicht über die Lippen. "Ich habe dich verständigt," schloß Monika, "für den Fall, daß Silvia Hilfe braucht. Du wirst mir Nachricht geben. Ich kann nicht hingehn ... und ich möchte Miserere nicht im Todeskampf sehn. Ich weiß, daß nichts zu tun ist, habe es immer gewußt."

Gewiß, sagte sich Paulus, *selbst wenn Gott eine Regung des Mitleids fühlte, Er würde ihr nicht nachgeben, schon aus Folgerichtigkeit, um zu zeigen, daß Er weiß, was er will, und daß so das Wesen des Allmächtigen ist. Es ist schauerlich, unbegreiflich, und in dieser Unbegreiflichkeit liegt der Beweis für die Größe Gottes.* – Sollte er nun Benedikta wecken? Er schlich auf Zehenspitzen ins Schlafgemach, horchte, ob sie ihn nicht gehört habe, und legte sich vorsichtig nieder, um keinen Lärm zu machen.

"Bist du da?" fragte Benedikta mit verschlafener Stimme, die keine Antwort erwartete. Paulus betrachtete ihr friedvolles Antlitz und die sanfte Bewegung der Brust, die sich hob und senkte und dann still ruhte bis zum nächsten Atemzug. Sie wecken? Nein. So lag er lange mit offenen Augen da, und während seine Gedanken bei Maximus waren, der nun keuchend auf dem Bett lag, das sein Sterbebett sein würde, bei Silvia, die sich gewiß wachend verzehrte, bei Monika, die im einsamen Haus stumm die Qual ihres Innern verschloß, horchte er zugleich auf Benediktas ruhigen Atem; sie so ganz in Schlaf versenkt, noch unberührt von jenem Leid zu wissen, gemahnte ihn an die unzähligen Schicksale, die ungeahnt von den Sterblichen heranreifen, und weckte in ihm ein Gefühl der Scham, beinah das Vorwurfs über das eigne häusliche Glück.

Beim Erwachen, ehe noch Paulus sprach, las ihm Benedikta die Sorge vom Gesicht. Kaum wußte sie alles, sprang sie aus dem Bett und lief hinüber.

Hatte Silvia tags zuvor noch eifersüchtig ihr alleiniges Anrecht auf die Pflege des Sohnes verteidigt, so war sie nachts von angstvoller Erregung gepackt worden. Maximus' Atem ging immer mühsamer, von quälenden Hustenanfällen unterbrochen, indes das Fieber, nicht mehr von Schweiß begleitet, noch anstieg. In einem Augenblick der Bewußtseinshelle hatte er sich im Bett aufsetzen wollen; so gegen die Kissen gestützt, hager, fieberglühend, mit hängendem Kopf, der sich nur manchmal atemsuchend jäh aufrichtete, die Augen schreckensvoll aufgerissen, dann wieder in Betäubung zurücksinkend, aus der ihn das Keuchen des Atems und der Husten abermals emporriß, erweckte er wirklich den Eindruck eines zwischen Tod und Leben Kämpfenden. Angesichts dieser Verschlimmerung hatte Silvia sich verlassen und verloren gefühlt. Das Dunkel der Nacht steigerte noch ihre Angstqual. *Morgen werden Paulus und Benedikta kommen, doch Gott weiß wann.* Als sie Benedikta nun schon im ersten Tagesgrauen vor sich sah, glomm ein Licht in ihren Augen auf. Ihre Widerstandskraft fiel in sich zusammen, schluchzend lag sie in den Armen der Freundin und die lang gestaute Tränenflut stürzte ihr aus den Augen.

Doch als dann am Nachmittag des folgenden Tages Konstantin, Valeria und Septimia eintrafen, verließ Silvia ihren Wachposten mit einem Seufzer und einem Abschiedsblick nach dem Bett, auf dem ihr Sohn eine zweite Nacht der Betäubung und Atemnot verbracht hatte. *Nun ist's mit dem Frieden vorbei,* dachte sie, indes sie den Ihren entgegenging. Als Valeria sich ihr weinend in die Arme warf, empfand auch die Mutter zunächst eine ansteckende Rührung; doch sie faßte sich sogleich und begrüßte ihren Ehemann fast herausfordernd: "Siehst du nun? Du hast nie dran glauben wollen, jetzt ist es soweit. Wer hatte recht?!" Konstantin war zu niedergeschlagen, um zu widersprechen; die Mundwinkel hingen ihm noch trüber als sonst herab, der Hals schien dünner, der Gang schleppender. Natürlich wollte er seinen Sohn sogleich sehen. "Geht nur, geht", sagte Silvia, doch ihre Miene sprach deutlich: *Geht nicht!* – "Allerdings," fügte sie hinzu, "ihn in solchem Zustand zu sehn, bewußtlos wie jetzt, kann euch nicht viel bedeuten; und wenn er zu sich kommt, wird er erschrecken." "So sollen wir ihn überhaupt nicht sehn?" rief Valeria heftig. – "Gebt mir die Möglichkeit, ihn vorzubereiten, wartet bis morgen. Ihr habt doch wohl Zeit, nicht?"

Paulus und Konstantin gingen im Gespräch durch stille Straßen. –

"Mit den Frauen", sagte Konstantin, "kann man nicht vernünftig reden. – Ich habe immer als selbstsüchtiger Feigling gegolten, der die Augen schließt, um nicht zu sehen. Aber ich versuchte, dem Schicksal wie dem göttlichen Willen nicht vorzugreifen. Ich

wollte mir die Torheit ersparen, mir künstlich Kummer zu schaffen, wie Silvia es macht. Maximus' Los hat mich nicht beschäftigt? Ach, ich dachte an nichts anderes und sprach gerade deshalb nicht davon, weil ich schon so viel für mich allein darüber grübelte. Kann es etwas Unmenschlicheres geben als diese täglich erneute Qual der Angst, die unverändert und unausweichlich auf uns lastet und uns keine Minute des Aufatmens gewährt? Mag Unheil kommen, wenn es wirklich unvermeidlich ist, mag es unverhofft über uns hereinbrechen! Es wird uns zerschmettern, aber besser so, tausendmal besser als dies im voraus festgesetzte Unglück, das sich Zeit läßt und die Qual noch durch den Alpdruck verschärft, der uns mitten in der Nacht aus dem Schlaf aufschrecken läßt und sich uns ins Hirn bohrt. Wie soll jemand das ertragen! Und dann, siehst du, empfinde ich auch Reue, weil ich fürchte, der arme Maximus hat diese unsinnige Liebe zum Leben von mir geerbt. – Merkwürdig, dabei habe ich vom Leben doch stets die Leere gefühlt, und wenn ich mich nie habe anstrengen mögen, so war's, weil ich nicht glaubte, etwas davon könne zu etwas dienen ..."

"Mir geht es ähnlich. Ich suche mir der andern wegen ein wenig Kraft zu geben, aber wenn du wüßtest, welchen Zusammenbruch ich zugleich durchmache! Und gerade Maximus' Situation war für mich entscheidend. Da verbringt man Jahre und Jahrzehnte am Studiertisch, sinnt und grübelt, und eines schönen Tages liegt Miserere da auf seinem Bett – mitten in einer gleichgültigen Welt! – und müht sich umsonst, ein fliehendes Leben festzuhalten ... bis er in ein paar Stunden seinen nutzlosen Kampf aufgeben wird, nur weil es so bestimmt ist. Und warum ist es das? Warum widerfährt sowas ihm und nicht eher mir oder dir? Und welches andre Schicksal wird morgen mich oder dich ereilen? – Ich sehe keinen Sinn, keinen Grund, der überzeugte; und ich bin müde nachzudenken, müde des Versuchs, mit der Spanne meiner Hand die Unendlichkeit zu messen. Wie ohnmächtig fühlt man sich auf dieser Erde, wie unwissend! Man setzt uns hier aus und sagt uns nichts weiter; man nötigt uns, blind tastend uns zurechtzufinden, und fordert von uns Rechenschaft über jeden unserer Schritte ... Du warst nicht. – *Werde!* – Du kommst zur Welt. – *Du wirst schön oder häßlich, einnehmend oder abstoßend, unselig oder glücklich sein, ganz wie es mir gefällt.* – Du duldest es. – *Sei gut!* – Du kannst nicht viel anders sein, als du geschaffen bist. – *Leide!* – Du weißt nicht warum und quälst dich ab. – *Jetzt stirb!* – Du kannst nichts dagegen tun. – *Nein, bleib noch ein Weilchen; ich rufe dich ein andermal!* – Du läßt es geschehn, und wenn dich das Leben wieder ganz in seinen Bann gezogen hat, dann heißt es: *Da bin ich, jetzt stirb im Ernst!* – Du bittest um Aufschub. – *Nein! Warum, o Tor, hast du dich an die Erde gehängt?* – Du könntest erwidern, daß du dich nicht selbst auf diese Erde versetzt und darauf festgehalten hast, daß ein anderer über dich verfügte, noch ehe du geboren wurdest. – *Ich gebiete der Zeit und dem Raum, den Elementen und Gestirnen; maße dir nicht an zu begreifen!* – Du könntest wiederum antworten: Und wenn du groß bist, ist

das vielleicht ein Grund, mit deinem kleinen Geschöpfen so zu verfahren? Aber du läßt es sein. Sollen sie dich nehmen, dich forttragen, sollen sie tun, was sie wollen ..."

"Paulus," unterbrach Konstantin, "bist du's, der so spricht? Bist du's, der so lästert?"

"Nein, ich will nicht lästern; ich fühle mich so elend, daß ich nicht einmal weiß, ob ich es bin, der redet. Mir scheint, mein Wesen löst sich auf in einem leidenden Nicht-Begreifen von all- und jedem. Ich war eine Einheit, ein geistig-sittlicher Bau, und jetzt bin ich wenger als ein Trümmerhaufen. Was ist noch von mir übrig? Ein Staubkörnchen, das ich mit Mühe *Ich* nenne."

"Der Eindruck wird vorübergehn –"

"Möglich. Die Gewohnheit wird in ihr Recht treten und im Staubkorn wieder das Trugbild der Persönlichkeit entwickeln; vorerst aber ... Du müßtest mir einen Faustschlag versetzen, mir körperlichen Schmerz zufügen, um mir jetzt das Gefühl meines Selbst zurückzugeben."

Für einen Augenblick schwiegen beide.

"Und dennoch ...", hob Konstanstin wieder an, "heute spüre ich, vielleicht ist es doch nicht wahr, was ich vorhin sagte, daß nichts hier zu etwas dient. Heute, Gott weiß warum, will mir scheinen, in diesem unsäglichen Schmerz, der mich martert ... denn ich liebe ihn, weißt du, diesen meinen Sohn, liebe ihn mit einer warmen, zärtlichen, beinah selbstgefälligen Liebe, um so inniger, je tiefer sie in mir verschlossen blieb ... Und nun will mir scheinen, es sei doch auch etwas Edles in diesem blinden Leid, das mich aller Kraft beraubt und das nach Blut und Galle schmeckt. Es ist, als gewänne nach so viel nutzlosen Jahren mein unbedeutendes Dasein plötzlich Bedeutung und Wert. – Er geht von uns, so jung und jugendfrisch, und wir bleiben verlassen, gebrochen zurück; doch vielleicht erheben wir uns dadurch ein wenig, steigert etwas unsern Wert. Es mag töricht sein, was ich da sage, doch ich will nicht vernünftig scheinen. Ich will ihn im Herzen hegen, meinen Sohn, will, daß sein Tod der Gehalt meines Lebens werde ..."

Er schwieg. Auch Paulus blieb stumm. Aber sie wanderten noch lange ziellos weiter, jeder auf die Stimme des eigenen Innern lauschend.

Als Apollonius gegen Abend in Silvias Haus kam, fand er nur Septimia vor. "Das ist nun heut das dritte Mal, daß ich herkomme," sagte er, "aber es ist nicht meine Schuld. Muzius verlangt jeden Augenblick Nachricht. *Verzeih*, – habe ich ihm gesagt – *du solltest doch als erster an die Gnade glauben: die nächsten drei Tage kann Maximus nicht sterben; sicher stirbt er am zweiten März – was willst du mehr?* Er gibt nicht einmal Antwort und plagt einen weiter. Ein Besessener! Warum er mich immerzu hierherschickt, ahnt Gott allein – er weiß ja ohnehin alles."

"Aber wie kann Muzius alles von selbst wissen?" fragte Septimia.

"Eingebung. Das ist nun grade drei Tage her, wir hatten Muzius erst vor wenig Augenblicken gesund und munter gesehn; auf einmal fängt Muzius an zu schreien: *Geh und such ihn, er ist krank, sehr krank, lauf!* Ich laufe: es ist alles wahr. Wenn ich jetzt nach Hause komme und ihm berichte, Maximus hustet, Maximus hat Atemnot und so weiter, werde ich feststellen, daß er schon alles weiß."

"Wunderbar! Aber nimm mir einen Zweifel: Hat Maximus nun die Vorschriften der Religion erfüllt – ?"

"Eigentliche Bußübungen zum Erlaß seiner Sünden hat er nicht gemacht. Und Sünden hat er doch ... nun ja, ich will nichts gesagt haben, aber die eine oder andre Todsünde hat er immerhin auf dem Gewissen. Ich muß noch bemerken, daß ich ihm echte Zerknirschung nie von der Stirn habe lesen können. Ich richte natürlich nicht, ich stelle nur fest."

"Unbegreiflich", murmelte Septimia. "Aber der Junge war mir immer rätselhaft."

"Man muß zugeben," bestätigte Apollonius, "daß ein ausgesprochener Mangel an Folgerichtigkeit seinem schwankenden Geist eigen war. Auch könnte ein schon befleckter Leib, ein unreines Gewissen und ein von Leidenschaften verwirrtes Gemüt sich nur schwer der keuschen Gottesfucht und den heiligen Entzückungen des Glaubens erschließen. Die Berührung durch das Weib – "

Silvia blickte ins Zimmer, sah die beiden im Gespräch. *Da sieht man's*, dachte sie. *Maximus stirbt, ich verzehre mich, und die da schwatzen ...* Wortlos ging sie davon.

"Die Berührung durch das Weib", fuhr Apollonius fort, "hinterläßt ein untilgbares Mal und heillose Verderbnis. Und doch ... es tut weh zu denken, daß er jetzt für immer von uns geht, der arme Junge; und ihn sich tot vorzustellen, ist empörend. Das heißt, empörend nicht, o Gott: ich nehme alles zurück und nehme alles von dir hin, auch meinen und anderer Tod; doch könnte man ..."

Am nächsten Tag erlitt Silvia, von Müdigkeit, Angst und Nachtwachen erschöpft, einen Ohnmachtsanfall. Als die dringenden Bitten der Ihren sie endlich bewogen, sich ein wenig Ruhe zu gönnen, forderte Valeria für sich das Recht, sie am Krankenbett zu vertreten. Silvia zog sich mit tausend Ermahnungen ungern zurück.

Der erste Anblick des Bruders, aschfahl und entstellt, wie er war, erschütterte Valeria heftig, aber sie bezwang sich. Die Mutter hatte befohlen, ja nichts zu tun und ihn sich selbst zu überlassen; doch wenn er erwachte? Bei dieser Atemnot und dem Husten, der ihn immer häufiger anfiel, konnte er doch nicht lange bewußtlos bleiben! Wirklich wurde Maximus bald von einem stärkeren Ausbruch durchschüttelt, befreite sich, atmete tief, öffnete die Augen. Es waren nicht mehr traumbefangene Augen; Valeria erblickend, füllten sie sich mit Staunen und starrten sie unverwandt an mit einem Ausdruck, der verriet, wie schwer er sich zurecht fand. "Valeria," sagte er plötzlich mit

schwacher, doch klarer Stimme, "du hier!" Ein schwaches Lächeln huschte ihm über die Lippen. Wortlos drückte die Schwester seine fieberheiße Hand. "Wie lange war ich bewußtlos?" Er versank in Gedanken, dann fragte er unvermittelt: "Welcher Tag ist heute?"

"Der letzte Februar."

"Der letzte Februar? Dann habe ich nur noch heute und morgen – zwei Tage! Darum also bist du hier ... um mich sterben zu sehn! O, mein Unglück!" Er vergrub den Kopf in die Hände.

Valeria war verzweifelt. "Maximus, Maximus ..." Sie rief ihn an, streichelte seine Schulter, wußte nicht, was tun. "Ich habe mich geirrt, es ist nicht der letzte Februar ..."

Er schüttelte den Kopf, ohne den Kopf zu heben. "Es ist aus, aus!" stöhnte er leise.

Die Schwester war außer sich. *Meine Schuld*, dachte sie. *Ich hätte ihn täuschen sollen, ihm einreden, es sei erst der Fünfundzwanzigste. Ich habe unbedacht gesprochen und so alles verdorben. Was wird die Mutter sagen?* Sie hätte in die Erde sinken mögen. Ein unwiderstehliches Bedürfnis packte sie, sich jemandem anzuvertrauen. Neben an waren Paulus und Benedikta. Wieder sah sie auf den Bruder, der sich unbeweglich seiner Verzweiflung überließ. Konnte sie ihn einen Augenblick alleinlassen? Wie der Wind lief sie hinaus, fand die beiden, und der Anblick der vertrauten Gesichter brachte den letzten Damm zum Einsturz. Sie brach in einen Tränenstrom aus, indes sie zu stammeln begann: "Maximus ... Maximus ..."

Paulus sprang auf: "Geht's ihm schlechter?"

Valeria schüttelte stumm den Kopf und begann weinend einen verwirrten Bericht, der unverständlich blieb. "So beruhige dich doch, rede deutlicher!" Sie vermochte es nicht, so aufgelöst war sie noch. Paulus wollte eben selbst ins Krankenzimmer, als Silvia eintrat: "Was ist geschehn?" Valeria stürzte ihr in die Arme, immer lauter schluchzend. "Laß mich gehn!" rief ihre Mutter. Doch Valeria umklammerte sie nur noch fester. Endlich brachte sie hervor: "Ich habe etwas Furchtbares angerichtet! Er ist aufgewacht ... hat mich gefragt, welcher Tag heute ist, ich hab es ihm gesagt, und jetzt ist er verzweifelt!"

Silvia riß sich von der Tochter los, eilte zu ihrem Sohn, fand ihn mit einem neuen Hustenanfall kämpfend. Als es vorbei war, streckte er ihr stumm die Hand hin und schüttelte den Kopf mit einem Blick trostloser Zärtlichkeit. Silvia warf sich neben dem Bett nieder und flüsterte: "Ich weiß, man hat dir gesagt ... doch glaube nicht ..."

"Reden wir nicht davon, Mutter, und mach Valeria keinen Vorwurf. Vielleicht war es besser so. – Ich muß mich sammeln."

"Nicht einmal mit deiner Mutter willst du sprechen?" Silvia erhob sich, um sich still zu entfernen.

"Nein, bleib ganz nahe und leg deine Hand aufs Bett. Ich lege meine hinein ... Das ist genug, um sich verbunden zu fühlen. Spürst du es?" Silvia gehorchte, beglückt, daß er nach ihr verlangte. "So", sagte Maximus leise. Eine Weile schwieg er, dann flüsterte er: "Wenn es vorbei ist, Mutter, nicht weinen. Ich – " Er brach ab. Was wollte er sagen? Wahrscheinlich nichts: ein unbestimmtes Gefühl, das laut zu werden suchte. "Das tut gut", murmelte er noch. "Mir scheint, die Stille beginnt. Feierlich ist es ..." Silvia biß sich auf die Lippen, um nicht zu weinen. Auch ihr tat die innige Berührung wohl. Doch diese Valeria, wie konnte sie so unbedacht sein! Vielleicht hätte man sie vorher warnen sollen, und das hatte sie versäumt. Jetzt machte Silvia sich selbst Vorwürfe und gab sich allein die Schuld.

Miserere hatte sich auferlegt, der Mutter zuliebe sich in sein Schicksal ergeben zu zeigen, und in dieser Selbstüberwindung fand er ein wenig Halt. Kurz zuvor, als er sich unter fürchterlichen Atembeschwerden und mit jagenden Pulsen plötzlich allein gesehen hatte, war er auf den Tod erschrocken; dann aber war seine Fassung zurückgekehrt, der Atem ging freier, und der Anblick des angstvollen Muttergesichts, als sie in diesem Augenblick eintrat, durchdrang ihn mit solchem Mitgefühl, daß zwei neue Empfindungen in ihm aufkeimten: die Pflicht zur Selbstbeherrschung und das Verlangen nach einem vorbildlichen Tod. Wie in anderen Schicksalsstunden, etwa bei der ersten Begegnung mit Gallus, stellte er sich vor, Muzius sähe ihm zu, und dieser Gedanke half ihm, sich selbst zu bezwingen. Ja, hätte er Muzius nur dagehabt! Doch ihn herbeizurufen, der selbst litt, ging nicht an. Bruno? Er verharrte unschlüssig: Brunos Glaube war dem seinen so fern! Im Grunde fühlte sich sein Gewissen seit der letzten Unterredung mit Muzius ziemlich beruhigt. Zwar hätte es ihm wohlgetan, einen Priester hier zu wissen, jedoch nicht Bruno.

Aber war es nicht seine Pflicht, von der Erde Abschied zu nehmen? Die Furcht vor den Tränenausbrüchen und der Verzweiflung der Seinen hielt ihn nicht länger zurück. Vor dem Tod lösten sich die Fesseln der Scheu, und es bedeutete schon etwas Nie-Erlebtes, die Hand der Mutter in der seinen zu halten. – So hatte auch Monika ihre Hand auf die seine gelegt und sie ganz sacht gestreichelt, bei ihrer letzten Begegnung an dem einsamen Mäuerchen. Wie weit lag das schon zurück, es war wie aus einem anderen Leben! Die Vergangenheit war so gänzlich ausgelöscht in seinem Herzen, daß er sich Gottes Vergebung sicher fühlte. – Sollte er auch von Monika Abschied nehmen? Noch schwankte er; jedenfalls durfte sie nicht an erster Stelle stehen. Er mußte sich gewaltsam aus der Lähmung reißen, um zu sprechen: "Mutter, ich möchte dem Vater und Valeria einen letzten Gruß sagen."

"Du wirst dich aufregen, es wird dir schaden!"

"Sorge dich nicht, ich bin ganz ruhig. Erfüll meine Bitte."

Konstantin kam mit schmerzversteinertem Gesicht, Valeria mit tränengeschwollenen Augen. Sie setzten sich rechts und links neben ihn, und er faßte ihre Hände. "Vater," sagte er, "wir müssen uns drein schicken. Es ist keine Täuschung mehr möglich."

"Nein, täuschen kann ich mich nicht mehr, Kind, aber mich drein schicken auch nicht. Doch ich suche mir Kraft zu geben, und diese Kraft kommt mir gerade von dir ... Ich hätte dir ein besserer Vater sein sollen, und nun bist du's, der mir Lehre und Beispiel gibt. Du zeigst mir, wie man sterben muß, machst mir die Trennung weniger grausam ... Später werde ich gewiß in Verzweiflung zurückfallen – denn mich drein schicken, dich verloren zu haben, dich nie mehr zu sehn, nicht mehr nah zu wissen, das – mein geliebter Sohn! – das werd ich nie können. Für mich aber, das fühle ich, wird der Tod mit dieser Zeit jetzt etwas Natürliches, beinah eine Pflicht ... Du stehst schon jenseits, Maximus, du gehst uns voraus; und da ich weiß, daß Sterben auch für mich nichts mehr bedeuten wird – "

"Wie gut es tut, Vater, dich so sprechen zu hören! Es ist wirklich wahr: Sterben ist viel leichter, als man meint. Man bleibt der Erde verhaftet, solange das Leben uns hält; dann aber kommt ein Augenblick, da das Leben uns gleichsam losläßt und nichts mehr uns bindet. Ich fühle mich jetzt so vergänglich, daß Erlöschen mir als die natürlichste Sache der Welt erscheint. – Und jetzt sagen wir uns ganz einfach Lebewohl, als ginge ich wirklich nur auf eine kleine Reise."

Er suchte diese Worte in einem Ton gelassener Überzeugung auszusprechen, doch die Stimme gehorchte ihm nicht. Der Vater ging in einen Winkel und lehnte sich, die Hände vors Gesicht geschlagen, gegen die Wand, indes ein lautloses Schluchzen ihm die Brust erschütterte; dann winkte er dem Sohn mit der Hand und ging ohne ein Wort hinaus.

"Und du, Valeria," sprach wieder Maximus, "kränke dich nicht um das, was du mir gesagt hast. Im ersten Augenblick hab ich mich wie ein Kind benommen, doch jetzt bin ich ruhig. Dank dir sterbe ich mit dem Tod versöhnt, in Einklang mit den Menschen, die mir teuer sind." Valeria vermochte kein Wort hervorzubringen. "Schade," fuhr Maximus fort, "daß wir uns im Grunde so wenig gekannt haben, Du hast Mann und Kind, laß dich vom Gedanken an mich nicht traurig machen; gehorche der Natur und denk ans Leben. Auch mir scheint jetzt, ich gehorche der Natur, indem ich hinscheide wie einer, der nichts mehr auf Erden zu tun hat."

"So habe ich dir wirklich nicht weh getan?" stammelte Valeria.

"Aber nein, arme Kleine ..."

Indes trat die Mutter herein und winkte Valeria, es sei besser, den Bruder nicht zu ermüden. Er strich der Schwester sanft übers Haar, sie küßte seine Hand und ließ sich willenlos hinausführen.

Nachdem er ein Weilchen geruht, wollte Maximus auch Paulus zu sehn, und Silvia mußte widerstrebend gehorchen.

"Mein Paulus!" Miserere empfing den Freund mit leuchtendem Lächeln. Paulus setzte sich wortlos neben ihn.

"Weißt du die große Nachricht? Ich bin ergeben und heiter."

"Dann allerdings ..." Paulus fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie um die Gedanken neu zu ordnen. "Dann ändert sich alles. Wenn du gelassen bist, warum sollte ich dann verzweifelt sein?"

"Verzweifelt worüber?"

"Verzweifelt, dich zu verlieren, verzweifelt über den Abgrund der Verwirrung und des Nichtbegreifens, in den ich geraten bin. Doch wenn du vermagst, einen Sinn hinter all dem zu finden, so wird alles anders ..."

"Einen Sinn? Nein. Weißt du, wie es ist? Ich fühle nicht mehr das Bedürfnis, einen Sinn zu suchen. Das ist das Große. Mir scheint, alles verläuft der Natur gemäß, könnte gar nicht anders sein, und so ist kein Anlaß zur Verzweiflung oder zur Klage. Ich weiß selbst nicht, wie es kam. Der Wunsch, meine Mutter nicht noch mehr zu betrüben, der Vorsatz, würdig zu enden, die Kraft, die durch Muzius mit seiner großen Seele auf mich überströmt ... Ich fühle sie wirklich, weißt du. Und auch deine Weltanschauung: deine Gedanken damals, vor zwei Jahren, bei diesem Gastmahl, über die Wunder und über vieles andere, und dann, was du mir unlängst über den Wert des Lebens gesagt hast – alles kommt mir jetzt wieder."

"Was Worte schon wert sind ..."

"Mehr, als du ahnst. Geschwächt, wie ich bin, könnte ich nicht einmal den Versuch unternehmen, die Lehre daraus zu entwickeln, doch was mir davon geblieben ist und mich stärkt, ist der Raum, den sie erfüllen. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber alles trägt dazu bei, mir eine große Ruhe zu geben. Könnte ich mein Dasein verlängern dadurch, daß ich zwei Schritte machte" – er hielt inne, fuhr wieder fort – "ich glaube nicht, daß ich es täte. Und ich bedaure nichts. Ich fühle deutlich, alles hier" – er ließ den Blick in die Runde schweifen – "die Erde, das Leben, ist nicht das Wesentliche. Die Vergangenheit rückt in die Ferne wie ein Sturm, der sich mählich verzieht. Es ist, als laste der Körper mit all seinen stofflichen Sorgen irgendwo in der Tiefe, indes der Geist sich frei und unbeteiligt zur Höhe schwingt. – Siehst du, wie redselig ich bin? Und so froh, daß ich vom Vater, von Valeria, von dir ruhig Abschied nehmen kann; ja, während ich spreche, tut die bloße Tatsache, so sprechen zu können, mir wohl und erhebt mich."

"Mach dich nicht müde, aber – siehst du, wohin wir gekommen sind? Du bist es, der mich tröstet. Wer hätte das gedacht? Ich danke dir, Miserere, und alle sollten dir

danken. Ein vorbildlicher Tod ist eine Wohltat, die man den andern erweist, ein sittlicher Schatz, den man der Menschheit vermacht."

Maximus' Antlitz erhellte sich. "Du ahnst nicht, wieviel Kraft mir die Hoffnung verleiht, mein Tod könne zu etwas dienen! Vielleicht verdanke ich meine neue Gemütsverfassung recht eigentlich dieser Hoffnung." Erschöpft ließ er den Kopf zurücksinken und schloß die Augen. "Ist Monika auch nebenan – ?" fragte er nach einer Weile mit unsicherer Stimme.

"Nein. Sie fragt täglich mehrere Male bei mir an, doch hierher will sie lieber nicht kommen."

"Soll ich sie rufen lassen?"

Paulus zöerte. "Ich fürchte, es täte dir nicht gut, sie zu sehn. Könntest du von ihr Abschied nehmen, ohne zu leiden ..."

"Mein Leiden zählt nicht. Falls es kein Ärgernis gibt und nicht sündhaft ist, scheint es dir recht, Monika auszugrenzen? Ich sage das nicht aus einem weltlichen, ich sage es aus einem ... menschlichen Gefühl."

"Ich verstehe dich, doch ich meine, wenn Muzius' Weissagung im vorbestimmten Augenblick in Erfüllung geht, so ist klar, daß Gott in deinem Hingang einen beispielhaften Fall hat schaffen wollen, an dem kein irdisches Beiwerk haften darf. Und dann glaube mir: ich kenne meine Schwester und bin sicher, sie verschließt ihr Empfinden lieber in der Stille. Doch werd ich ihr deine Worte berichten, das unbedingt; und das wird genügen, ihr jedes Gefühl von Ausgegrenztheit zu nehmen."

Miserere schwieg versonnen, dann schloß er mit eiem Seufzer: "Vielleicht hast du recht." Er schien noch etwas hinzufügen zu wollen, schüttelte aber nur stumm den Kopf. "Grüße sie von mir", flüsterte er endlich. Und lauter: "Hast du verstanden? Grüße sie von ganzem Herzen. Und sag ihr – du darfst es tun! – sag ihr, ich bitte sie um Vergebung."

"Vergib auch du ihr, Maximus, falls du ihr etwas zu vergeben hast."

Miserere schwieg. "Und Benedikta?" fragte er nach einer kleinen Weile.

"Sie ist hier."

"Wie viele Menschen um mich! Ruf sie herein." – Benedikta trat ein. Sie versuchte ihre Bewegung zu verbergen, doch ihre Mundwinkel zuckten, an ihren Wimpern hingen Tränen.

"Ich möchte auch von dir Abschied nehmen, Benedikta," sagte Miserere, "und dir danken. Du hast mir in diesen zwei Jahren viel geholfen."

"O Miserere, wie das?"

"Mit deiner Seele, mit deiner ganzen Art zu sein, ich kann dir das nicht so sagen, mit deinem Gesicht, deiner Stimme. Du warst ein Segen Gottes."

Benediktas Bewegtheit übermannte sie, sie brach in Schluchzen aus. "Armes Weib," sagte Paulus und legte ihr die Hand aufs Haar, "weine nicht so, weine nicht hier."

"Laß sie", sagte Maximus. "Es tut ihr gut. Und mir auch." Sein Kopf war hintüber gesunken, er hielt die Augen geschlossen, Tränen rannen auch ihm übers Antlitz. "Geht nun, ihr Lieben", sagte er endlich, sich bezwingend. "Ich möchte noch Sabina begrüßen. Schickt sie mir, wenn sie hier ist. Und auch Tante Septimia."

Kaum über der Schwelle, sank Benedikta weinend an ihres Mannes Brust. "Furchtbar!" stammelte sie. "Wir müssen zusammen sterben, Paulus. O Herr, laß uns zusammen sterben!"

Der Kranke lag still auf dem Kissen, das blasse Gesicht noch von lautlosem Weinen überströmt. Als Sabina eintrat, klopfte ihr das Herz zum Zerspringen, und ein Sturm von Gefühlen und Gedanken hämmerte gegen ihre Schläfen. *Einzig Geliebter, und ihm nicht beistehn dürfen! Hier, hier wäre mein Platz gewesen!*

Miserere öffnete die Augen und lächelte ihr zu. "Bist du da, Sabina? Ich bin froh. Morgen hätte ich dir vielleicht keinen Gruß mehr sagen können ... Ich kehre zurück in den Schatten."

"Es war gut von dir, mich rufen zu lassen, Miserere."

"Erinnerst du dich an Prato, an unsre Spaziergänge, unsre Gespräche? Und du, du warst ... " Er hielt inne, vielleicht besorgt, einen weltlichen Gedanken zu äußern.

"Was war ich? Wenn es etwas Gutes für mich ist, sag es mir. Miserere – du hast mir so wenig derartiges gesagt!"

Er blickte sie erstaunt an, dachte an Valerias einstige Anspielungen auf eine Neigung Sabinas, an ihr letztes Zusammentreffen in Paulus' Haus, wo sie eine rätselhafte, herbe, leidenschaftliche Miene gegen ihn gezeigt hatte. Sie fuhr fort: "Du weißt nicht, Miserere, was sich alles da innen ansammelt, auf dem dunklen Grund der Seele ... Doch nein, achte nicht auf meine Reden; ich hätte das nicht sagen sollen. Du leidest und hast andere Gedanken."

"Glaub das nicht. Ich wundere mich selbst, daß ich eigentlich so wenig denke. Es ist mehr ein Fühlen. Vielleicht sind die Rätsel des Todes, aus der Nähe gesehn, einfacher als die des Lebens."

"Trotzdem, ich durfte nicht so sprechen, ich, die ich nie etwas für mich verlangt habe. Vergib mir und sag mir nichts – ich will nicht, daß du mir etwas sagst."

"Sabina, du bist das erste Licht meiner Jugend gewesen; dann ist so vieles geschehn ... Denke nicht unrecht von mir. Jetzt find' ich mich wieder in einer Empfindung ähnlich der von damals, verstehst du? Und ich finde dich, wie damals. Ich bin froh, Sabina! Könnte ich nur selbst wieder werden – der ich damals war!"

"Wirklich, Miserere?"

"Nicht wahr, ich scheine dir nicht mehr solch ein Schwächling wie vor einem Monat?" fuhr Miserere fort. "Du siehst, ich bin jetzt ziemlich stark, und mir lag daran, daß du es spürst." Er lächelte leicht und schloß: "Kannst du beten?"

"Ich möcht' es können."

"Lerne es und bete zu Gott auch für mich. Eines Tages, wer weiß ...Mir ist immer, ich sei schuldig vor dir, ich schulde dir etwas, von dem ich selbst nicht weiß, warum ich's dir nicht gegeben habe. Ich möchte dir ein freundliches Andenken hinterlassen, dir sagen, was du verdienst und was ich für dich im Herzen trug. Doch nun ... fühlst du meinen Gruß, Sabina?"

Sie nickte kaum merklich und flüsterte: "Ich danke dir."

Das Gespräch war zu Ende, doch Sabina vermochte sich nicht loszureißen. *Ich sollte gehen, dachte sie. Ich weiß ja. Und dann? Warum kann ich nicht hierbleiben? Ich würde ganz still sein, mich nicht rühren. Wem tue ich unrecht? Wenn ich gehe, ist alles zu Ende, auf immer. Ach, ich träume – es ist ja bereits zu Ende.*

Septimia war eingetreten und schluchzend neben dem Bett auf die Knie gesunken. Maximus streichelte ihr das Haar, aber sie weinte nur immer stärker. Sabina mußte sie aufrichten und hinausbegleiten. Die Verbannung hub von neuem an.

319

Im Vorraum berichtete Apollonius, wie Muzius auch das Wiedererwachen des Bewußtseins bei Maximus auf die Entfernung gefühlt habe und sich mit aller Gewalt vom Lager habe erheben wollen, um zu seinem *Sohn*, wie er ihn nannte, zu eilen. Alle Versuche, ihn zurückzuhalten, seien vergeblich gewesen. Er habe sich in die Kutte gehüllt und sei bis zur Haustür gelangt, dort aber sei er kraftlos zu Boden gesunken. Ins Bett zurückgebracht, habe er den ganzen Tag gerast im zornigen Gefühl seiner Ohnmacht ...

Apollonius' Erzählung wurde von einem Neuankömmling unterbrochen – noch ein Mönch. "Tiberius!" rief Apollonius erstaunt. "Du?!"

"Ich, Tiberius, jawohl. Ich habe mit Maximus zu sprechen."

"Es geht ihm sehr schlecht. Sprich mit mir."

"Daß ich ein Narr wäre! Ich muß ihn selbst sprechen. Zwei Worte nur."

Silvia widersprach empört: "Noch ein Besuch? Ich hoffe, du wirst ihn nicht empfangen, Maximus." Nach einem Augenblick des Zögerns sagte der Kranke: "Laß ihn kommen."

"Aber das ist doch unsinnig! Warum dann nicht auch noch Justina, Gregor, Apollonius – "

"Tiberius ist ein Unglücklicher und ich habe ihn verabscheut. Bitte ihn herein und laß mich mit ihm allein."

Von Silvia gerufen, warf Tiberius Apollonius einen spöttischen Blick zu. "Miserere," sagte er eintretend, "ich soll dich auch von Gallus grüßen; er ist unten auf der Straße

geblieben, weil er menschenscheu ist. – Kann ich frei sprechen? Höre: du hast mich immer verachtet und ich mag es teilweise verdient haben, jetzt aber mußt du mir vergeben. Deshalb bin ich hier."

"Was sollte ich dir zu vergeben haben?"

"Ich habe das Bedürfnis zu wissen, daß du mit mir versöhnt bist."

"Warum sorgst du dich mehr um das Urteil der Menschen als um das Urteil Gottes?"

"Zu seiner Zeit werd' ich mich auch um das Urteil Gottes sorgen, doch für jetzt halt' ich es eben so. Nicht, daß mich alle Menschen kümmern – aber es gibt einige wenige, an denen mir liegt, und du, ich habe es dir schon einmal gesagt, bist unter diesen. Auch an Clemens lag mir, und noch heute kränkt es mich, daß er in dieser Weise gestorben ist. – Jetzt mußt du mir sagen, daß du mit mir versöhnt bist."

"Wie seltsam du bist! Ja, Tiberius, ich bin mit dir versöhnt und dein Besuch rührt mich tief. Wenn du Gallus siehst, sag ihm, er möge endlich glauben. Er wartete auf mein Ende; nun wird er befriedigt sein. – Meinst du, er wird sich wirklich bekehren?"

"Ohne Zweifel! Wenn du stirbst, mein Lieber, wird er Ernst machen. Viele Menschen werden daraufhin ihr Leben ändern ..."

"Und du?"

"Glaubst du, ich denke nicht daran? Doch sieh: ist man einfältig-roh wie Gallus, triebhaft und urwüchsig, so ist das Bekehren leicht: Man tut sich eben von jener bestimmten Seite Gewalt an – und ist gerettet. Die Schwierigkeiten beginnen da, wo nicht eine einzelne Verkrümmung gerade zu biegen ist, sondern eine ganze Sinnes- und Denkweise. Einer hat gut reden: *Bekehre ich!*, aber so einfach ist das nicht – hab noch ein Weilchen Geduld, schick mich jetzt nicht weg! – Es ist nicht so einfach, sich von Grund auf zu erneuern, verstehst du, wenn man mit einem zweiflerischen Gemüt und einem allzu scharfen Urteilsvermögen auf die Welt gekommen ist und sich damit herumschlagen muß ohne festen inneren Halt und ohne Vorbild. Die natürlichen Antriebe gehen einem dann durchs Hirn statt durchs Herz, man spürt, man taugt als Kopf mehr als die andern und wird doch minder geachtet, ja, man achtet sich selbst nur so halb und fühlt sich ... – Sag mir eins: hast du dich arg anstrengen müssen, um gut zu sein? Widersprich nicht: Ich weiß, als es sich darum handelte, dem Liebestrieb zu widerstehen, bist du schwach gewesen, doch sonst im täglichen Leben: hast du da viel mit dir kämpfen müssen, um dich zu überwinden?"

"Seit unserm letzten Gespräch, Tiberius, hab ich viel über deine Worte nachgedacht und mir oft gesagt, wäre ich gewesen wie du und du wie ich, wahrscheinlich hätte ich mich wie du betragen und umgekehrt."

"Gott sei gelobt. Endlich jemand, der mir gerecht wird. Und doch konntest du mich nicht leiden – warum?"

"Offenbar hat mir eine menschliche Unzulänglichkeit den Blick getrübt."

"Und scheint dir das unerheblich? Wie kann das sein?"

"Ich weiß es nicht, Tiberius. Doch ich habe zwei Jahre damit verschwendet, nach dem Warum zu forschen, und jetzt merke ich, daß ich mich dem Frieden der Seele nähere, eben weil mich kein Warum mehr kümmert. Suche auch du dich in dieser Weise gehen zu lassen und übe deinen scharfen Geist an dem wahren Wert der Dinge, um die du dir soviel Unruhe machst."

"Gestehe: jetzt, da ich so zu dir gesprochen habe, achtest du mich mehr. Sag es mir offen, es kann mir gut tun."

"Gewiß, Tiberius; und ich fühle dich umso näher. Nun grüße mir Gallus und sag ihm, er möge für mich beten. Bete auch du für mich."

"Ich verstehe so schlecht zu beten ... doch ich will's versuchen. Hab Dank, Maximus, und Gott helfe dir. Wenn man dich so sieht, tust du einem eigentlich nicht leid."

"Möchtest du mit mir tauschen?"

"Ich weiß nicht; leg es mir nicht in den Mund. Und du, würdest du mit mir tauschen? Doch bemühe dich nicht zu antworten. Du hast deinen Seelenfrieden und ... – Genug; leb wohl."

Miserere wollte auch Apollonius sehen. Der Mönch blieb neben dem Bett stehen und rieb sich die Stirn. "Maximus," sagte er, "eines Tages habe ich dich ermahnt, Gemütsbewegungen zu vermeiden. Ich hatte unrecht. Jetzt bin ich selbst tief bewegt, und ich spüre, daß es mir gut tut, denn es kommt von Gott und ist von seinem Segen schwer. Danke, daß du mich gerufen hast. Ich fühle den besseren Menschen in mir ..."

"Wir haben miteinander gelebt, Apollonius, und sind uns wert gewesen, ohne es einander zu sagen, und jetzt wollte ich, daß wir's uns einmal sagen, eh wir für immer Abschied nehmen."

"Doch ermüde ich dich nicht?"

"Nein. Setz dich her und schweig." Eine Stille folgte. "Das tut gut", sagte Miserere leise. Wieder schwiegen sie. "Und Muzius sollst du sagen –" begann der Kranke wieder.

"Muzius sieht und fühlt alles. Es ist ein Wunder."

"Ich weiß. Doch ich möchte ihn noch eigens wissen lassen, daß ich heiter und gefaßt bin, daß ich ihn um Verzeihung bitte für die Qual, die ich ihm verursacht, und an ihn denke mit einer Empfindung, für die das Wort Dankbarkeit und der Ausdruck Sohnesliebe viel zu ungenügend sind. Er nannte mich seinen Sohn. Sein Kind, ja, ich war's, doch auf eine besondere Weise. Es bestand nicht nur Zuneigung zwischen uns; es war eine Beziehung wie von Schöpfer zu Geschöpf. Ich irrte oft und manchmal widerstrebte ich, doch ich war mir stets bewußt, daß er über mich wachte, mich hütete und hegte mit der Kraft des Beschützers, die sich in diesem Augenblick zu einem wahrhaften Wunder vervollkommnet. So wie du mich heute siehst, bin ich, ich weiß es

und fühle es, gleichsam eine Ausstrahlung von ihm. Muzius ist die Luft in meinen Lungen, das Blut in meinen Adern, der Schlag meines Herzens und die Hoffnung meiner Seele. – Sag, Apollonius, spürst du nicht auch hier herum ein Schwingen und Weben, ganz erfüllt mit wirkendem Willen und tätiger Hingabe? Sei still, rühre dich nicht. Spürst du es? Da ist eine gegenwärtige Kraft von woanders, und sie kommt von ihm. Er ist's, der mir die Ergebung ins Herz flößte, mir Tropfen um Tropfen den Balsam des richtigen Hinübergehens einträufelte ..." Erschöpft schwieg er, doch sein wachsbleiches Gesicht mit den gesenkten Lidern war verklärt von Frieden.

"Sorge dich nicht", sagte Apollonius. Er erhob sich, ließ seine Hand einen Augenblick auf des Freundes Stirn ruhn. "Ich werde alles ausrichten."

"Bitte ihn, daß er mich nicht verlasse, mich auch nach dem Hinscheiden mit seiner Kraft begleitet. Leb wohl, Apollonius. Wir waren ein wenig Brüder, nicht? Dein jüngerer Bruder grüßt dich."

Es war Abend. Miserere, noch unter der Einwirkung der Besserung der letzten Stunden, fühlte sich dennoch mißgestimmt. Die nervöse Übererregtheit, die ihn während der Abschiedsbesuche aufrecht gehalten hatte, war in sich zusammengesunken. Von Zeit zu Zeit fiel er in einen kurzen Schlummer, doch auch wenn er wach lag, ließ er die Stunden vergehen, ohne zu sprechen. *Mit allen redet er*, dachte Silvia, *nur mit mir nicht*. Aber es bedeutete schon viel, daß sie in der Stille des Krankenzimmers mit ihm allein war. Maximus ließ sich von der Erschöpfung forttragen, und der Gedanke an den schon so nahen Tod quälte ihn nicht. Etwas anderes aber, fast ein Gefühl der Reue, beunruhigte ihn: daß er von Monika nicht Abschied genommen. Wenn sein Geist, durch Tiberius' Erscheinen zu den Klostertagen zurückgeführt, sich seinen Lieblingsträumereien von einer baldigen Begegnung mit den Seelen von Andreas, Clemens und Lucilla im Paradies hingab, so fügte sich jetzt ein neuer, schwermütiger Zug in jenes Bild ein. Er stellte sich den Augenblick vor, da auch Monikas Seele dorthin aufsteigen würde, und er sah sie einsam, gemieden von ihrem Gatten und all denen, die auf Erden gemeint hatten, über sie richten zu müssen; nur Paulus und Benedikta würden sich vielleicht ein wenig ihrer annehmen ...

Und doch: daß Monika und er selbst wegen ihrer Liebessünde verdammt sein sollten, das konnte er nicht glauben. Hatte nicht Muzius vergeben? Dann mußte auch Gott vergeben haben. So verzweifelte er nicht, empfand vielmehr, diese Hoffnung allein müsse ihm schon Gewähr des Heils bedeuten; doch daß er hoffte, geschah nicht aus bewußtem Vorsatz, sondern aus natürlichem Vertrauen heraus, so als wohne er gleichsam dem Aufschweben des eignen Geistes in eine heitere Sphäre bei, die unmöglich das Vorspiel einer Verdammung sein konnte. Vielleicht war auch dies die Einwirkung des Heiligen!

Später in der Nacht steigerte sich die körperliche Qual wieder. Seine Brust hob und senkte sich immer mühsamer, der Mund stand offen, um Luft zu schöpfen, und auch die Augen öffneten sich wie hilfeschend. Miserere war schläfrig und konnte nicht schlafen. Kaum überließ er sich dem Schlummer, so engte es ihm den Atem ein, ihm war, als stürze er in einen erstickenden Schacht, und er fuhr angstvoll hoch. Bei Tagesgrauen fühlte er, daß es ihm schlimmer ging. *Morgen ist alles zu Ende; ich habe nur noch heute.* Ein Priester tat not. Maximus sandte Muzius einen Gedanken unaussprechlicher Liebe; die Gewißheit, daß jener ihm bald im Tod nachfolgen würde, stärkte ihn. Wen aber rufen? Wie in blitzartiger Erleuchtung sah er Markus vor sich, den Gefährten seiner Klosterzeit, der von allen Gott am nächsten gewesen. "Mutter," sagte er, "wenn Apollonius kommt, bitte ihn, nach Brunos Kloster zu gehen und mir Markus zu rufen." Und im Herzen betete er mit einer neuen Inbrunst: *O Gott, mache, daß ich Markus in einem Zustand der Bewußtheit und der Gnade empfangen kann!*

Noch etwas lag ihm auf der Seele – wie schade, daß er so erschöpft war! "Mutter," sagte er und öffnete die Augen, um sie mit einem zärtlich-verschleierte Blick zu umfassen, "ich wollte, ich könnte dich zum Abschied grüßen, wie du's verdienst."

Silvia flehte unter Tränen: "Ermüde dich nicht, um Himmels willen; mir ist's genug, daß du auch meiner gedenkst, daß auch ich für dich da bin."

"Du? Du zu allererst, und deshalb habe ich den letzten Gruß für dich bewahren wollen. Du hast mir unendlich viel Gutes erwiesen, Mutter. Der Wunsch, dir Leid zu ersparen, hat mir wohl am meisten Kraft verliehen und hat mich gerettet." Ein kurzes Schweigen. "Für andre wirken, das ist das große Geheimnis des Lebens und des Todes. Und du, arme Mutter, du hast dich immer für die andern geopfert, unbelohnt. Du verdientest einen bessern Sohn."

"Nein, nein! Du weißt nicht, welch ein Segen deine Worte für mich sind."

"Ich bitte dich um Verzeihung, Mutter, und ich danke dir. Wäre ich nicht so müde, wollte ich dir begreiflich machen, daß du mich nicht verlierst. Setze an die Stelle des Sohns, der jetzt bei dir ist, jenen verklärten Maximus, der in deinem Herzen und in deinen Tränen fortleben wird. Du wirst sehn ..." Er versank in Nachsinnen, dann fuhr er fort: "Du wirst bei dem Tausch nichts einbüßen. Auch im Leben war ich für dich fast immer ein Abwesender; und wenn ich da war, was half dir meine greifbare Gegenwart? Schließ dich an Valeria an, die dir immer Gefährtin sein und dir weniger Schmerz verursachen wird. Und vielleicht, Mutter, geh ich gar nicht so weit fort. Vielleicht ist man auf jener Seite des Lebens nicht weiter entfernt voneinander als auf Erden eine Seele von der andern. Wir werden uns wohl nicht sehen und sprechen können wie hier, doch was nützt Sehen und Sprechen, wenn man nicht im Geiste eins ist? Du mußt nur wollen und du fühlst mich gewiß! Ich werde dir so nah sein, wie ich irgend kann ..."

Er vermochte nichts weiter zu sagen.

Gerade diesen Morgen säumte Apollonius länger als sonst. Schon wollte Paulus ihm entgegengehn, als er ihn in Begleitung eines anderen Mönchs kommen sah.

"Dies ist Markus", sagte er beim Eintreten.

"Wieso ist der hier bei dir?"

"Ein Einfall von Muzius. Kaum erwacht, hat er sich in den Kopf gesetzt, Maximus habe Markus nötig, und hat darauf bestanden, daß ich ihn sogleich hole. Erst mußte ich ihn zu Muzius begleiten, der ihn sprechen wollte, und dann herher. – Es ist unbegreiflich: als habe Muzius seinen Leib dort und die Seele hier und dort zugleich."

"Markus," begann Miserere, "siehst du, daß ich sterbe?"

"Ja. – Ich komme im Auftrag von Muzius, der dir seinen Segen schickt und trauert, ihn dir nicht selbst bringen zu können."

"So soll ich wirklich sterben, ohne ihn wiedergesehen zu haben! Sag ihm auch du, daß an dieser Schwelle des Todes all mein Sinnen und Sein zu ihm, meinem Retter, Zuflucht nimmt; – sag ihm, ich fühle ihn hier neben mir, nein, mehr noch, in mir, Teil meines Selbst; – sag ihm, ich entbiete ihm meinen Gehorsam und hoffe, ihn auch drüben meinen Vater und Meister nennen zu dürfen; sag ihm, daß er für mich bete. Und auch du, Markus, bitte Gott, daß er mir vergebe."

"Bereust du?" Markus sprach leise, mit belegter Stimme. Schmal und steif in der weiten Kutte, mit hängenden Schultern, den knöchigen Kopf auf sehnigem Hals ein wenig abgebogen, die grauen Augen leicht umflort, schien er noch schwächer als sonst.

"Ja. – Ich habe Gott vergessen, doch ich habe ihn nie verleugnet noch willentlich mißachtet. Habe ich ihn beleidigt, so bereue ich's. Ich habe Ärger gegeben und bedaure das. Ich habe meine Unschuld verloren und beweine sie von ganzer Seele. Ich beklage auch das Böse, das ich ... einem andern Menschen zugefügt habe." Maximus hatte all dies mit Anstrengung hervorgebracht, nun ließ die Qual des Sprechens ihn schweißüberströmt auf die Kissen zurücksinken.

"Du hast gesündigt, doch du warst kein Bösewicht", erwiderte Markus liebevoll. "Glaube und hoffe: auf den Stufen der Hoffnung gelangt man zu Gott. Ich sage dir nicht mehr, vermöchte selbst nicht mehr zu sagen. Hättest du nur zu beten gewußt! Das Heil besteht darin, sich in vertrauensvolle Zwiesprache mit Gott zu versetzen. Bete jetzt."

"Ich möchte so gern, doch ich habe nicht mehr die Kraft, mich zu sammeln ..."

Wirklich versagten ihm die Kräfte, der Wille verließ ihn, der Geist begann ins Unbestimmte zu schweifen und Traumbildern nachzuziehn. Ihm war, er wandle auf dem Pfad zur Ewigkeit und schiebe wie ein Sklave den Karren seiner Werke als

Mensch und Sünder vor sich her; der Karren war schwer und rostig, er wußte nicht, wie ihn vorwärts bewegen; einen Augenblick lang ließ er die Griffstangen los, um auszuruhen, hob den Blick in die leuchtende Luft und atmete tief. Plötzlich war der Karren verschwunden, und er fühlte sich wie neugeboren. "Markus, glaubst du, wird Gott mir vergeben?"

"Ja, ich bin dessen gewiß, – Gott vergibt dir. Lege deinen Geist in Seine Hände. Mach den Tod nicht zu einer grausamen Trennung noch zu einer furchtbaren Begebenheit: wer so weit ist wie du, der hat das Schwerste bereits hinter sich. Alles ist in Wahrheit vollbracht, und dir bleibt nur noch jener Geist, der nicht allein bleiben kann und sich nicht selbst genügt. Bring ihn dem Herrn dar wie etwas, das sein ist; – sage: *Siehe, hier bin ich, nimm mich hin, trag mich fort*. Dann hast du nichts mehr zu tun, nichts mehr zu beschließen, nichts mehr zu fürchten. Alles geschieht aus sich selbst. Du rufst zu Gott, auch ich rufe für dich zu Gott, und Gott läßt alles andre sein, um auf den Ruf zu antworten ..." Markus sprach wie verzückt, sein Blick glänzte, ein Zittern ging durch seine Glieder. "Gott liebt die Liebe Seiner Geschöpfe, und für einen, der ihn in letzter Stunde anruft, setzt Er Unendlichkeit und Ewigkeit beiseite, überläßt die Himmelskreise ihrem Lauf, macht sich selbst klein, um der irrenden Seele sorgend entgegenzustreben."

Miserere faßte sich wieder. "Was erwartet mich dort drüben?" fragte er. "Ich vermag die Gedanken nicht mehr fetzuhalten. Doch welche Wohltat ist's, um Vergebung zu flehn! Welche Erhebung, sich zu demütigen! Ich demütige mich und fühle mich erhoben, ich erlebe Vergebung und fühle meinen Geist sich weiten, fühle ihn edel, großmütig, als sei er's, der schuldbeladene, der vergeben darf. Sage dem Herrn, ich empfehle mich Ihm in Zerknirschung und in Hoffnung."

Er wiederholte im Geist das Wort *Vergebung*, richtete es an Gott, an Muzius, an die Mutter, flehte den Allmächtigen an, auch Monika ihre Schuld zu erlassen, – er strebte, sich zu erheben. Er fühlte sich wie aus einer Gruft ins Freie gelangt, fühlte sich dem Reich des Vorläufigen entwachsen, um in die ewigen Sphären des Raums und der Zeit einzugehen; und doch war zugleich etwas in ihm, das sank und unterging. Der traumerfüllte Geist begann wieder zu wandern. Ihm schien, ein anderer Geist verbinde sich kampflös dem seinen wie ein Wasser, das sich sanft in ein anderes, geschwisterliches, ergießt, um sich zu gemeinsamem Lauf zu vermischen. Das Bild verlor sich und ein neues, fließendes trat an seine Stelle. Ein Quell von Zärtlichkeit brach auf in seinem Herzen, schwoll an, verströmte in Liebesfluten. Und wieder wandelte sich das Bild. Jetzt war's ein Bach – vielleicht der Lauf seines Lebens? – der sich aus der engen Schlucht herausarbeitete, in die er sich über Klippen und Felsen brausend hinabgestürzt hatte; nun aber floß er friedlich durch grünende Auen, ein heiteres Licht spiegelnd, floß unaufhaltsam hin und wurde allmählich tiefer und

dunkler und geheimnisvoller; und er selbst war im Bach ein durchsichtiges Wasserwesen, kaum unterscheidbar von dem rinnenden Naß; er tauchte unter, tauchte auf, ließ sich lautlos wieder sinken. Vielleicht war dies Wasser Gott, und er war versunken in Gott, und der nahende Tod würde kein Zerreißen sein, sondern ein Verströmen seiner selbst in diesen linden Wogen. Sehr wenig mußte dazu gehören, kaum ein Sich-selbst-aufheben, fast nur ein Sich-selbst-vergessen, ein Sich-lösen in diesem sachten Gleiten, das ihn wiegte und durchdrang. Jetzt blühte aus der Stille eine ferne Musik, die alles mit sich forttrug, Wunsch und Willen und noch die Bilder des Traums, sie einspann in eine Verlassenheit, die nach Auflösung schmeckte, vielleicht die Vorstufe des Heils? War hier die Gnade Gottes am Werk? Heilige Worte rührten die Zunge, formten sich ohne Laut auf schweigenden Lippen; die Gefühle waren leisestes Sich-Heben der Seele, nur ein dünner Hauch von Leben zitterte noch in der Kehle, vom Flügel des Atems getragen.

In Markus hatte sich die Spannung gelöst. Die Hände über der Brust gefaltet, stand er da und starrte blicklos in die Weite, um den einen Mundwinkel zuckte es, in seines Herzens Grund redete er mit Gott.

Monika war oft bei Paulus. Sie scheute aber jedes Gespräch, ihr schien, alle beobachteten den Ausdruck ihres Gesichts, jeder Blick tat ihr weh. Die Berichte ihres Bruders nahm sie ohne ein Wort, ohne eine Träne entgegen, verschloß alles in der eigenen Brust und ging langsam nach Hause. Dort setzte sie sich in einen Winkel, versuchte zu lesen, stand wieder auf, ordnete dies und das, hielt es aber nicht aus und ging zurück zu ihrem Bruder, immer müde und unfähig zu ruhn. Erst als sie von Misereres Erwachen und seinen Gesprächen vernahm, ließ sie sich einen Ausruf der Bitterkeit entchlüpfen: "So hat er von allen Abschied genommen und nur an mich nicht gedacht!"

"Gewiß hat er an dich gedacht. Er hat mir das Versprechen abgenommen, dir seinen Gruß zu bringen. *Grüße sie von ganzem Herzen*, sagte er, und du ahnst nicht, welches Gefühl er in diese wenigen Worte legte ... Er bat auch, du mögest ihm verzeihen. Hättest du gesehen, was sich in diesem Augenblick auf seinem Antlitz malte, du würdest nicht länger klagen."

Monika hörte ihm zu, ohne eine Bewegung zu verraten. Sie begrub auch dies in ihrer Brust und ging wortlos hinaus.

Indes war Sabina ins Haus gekommen. "Gib du mir Nachricht, Benedikta; dort darf ich nicht dauernd sein."

"Er ist bewußtlos, liegt im Sterben."

"Im Sterben? Dann führ mich hin." Sie wollte sich nicht vor Konstantin und nicht einmal vor Paulus blicken lassen; neben Benedikta kauern, brach sie in Tränen aus.

Vornübergebeugt, den Kopf zwischen den Händen, von Schluchzen geschüttelt, schien sie noch zarter und zerbrechlicher als sonst. "Und ich hatte mich Gott als Opfer dargeboten, um ihn zu retten –!"

Benedikta legte ihr den Arm um die Schulter. "Glaubst du, wir hatten nicht längst verstanden, Sabina, daß du ihn liebst?"

"Nein, nein ..."

"Leugne nicht, armes Kind; öffne dein Herz, es wird dir gut tun. Liebst du ihn so sehr?"

Immernoch schüttelte Sabina stumm den Kopf, doch sie hielt das Gesicht in den Händen geborgen und hörte nicht auf zu weinen.

Miserere litt weniger als in den ersten Krankheitstagen. Er war nicht mehr von Husten gequält, röchelte nur leise und lag sonst reglos da; aber der Atem ging schwächer, das Antlitz, das doch schon den äußersten Grad der Magerkeit erreicht zu haben schien, wurde noch spitzer und bedeckte sich mit fahler Blässe. Es machte den Eindruck, daß der Kranke nichts mehr fühle und nicht einmal träume; Leben an ihm war nur noch dieser dünne Hauch, der mit einem ganz leisen Gurgeln in der Luftröhre kam und ging.

Silvia beobachtete angstvoll das Einsinken der Schläfen und Wangen, das Stillerwerden der Brust; erschöpft von der unaufhörlichen Anspannung des Wachens, wollte sie doch nicht ruhn. Gegen Abend schien alles zu Ende; der Atem setzte aus, begann aber nach einer Weile von neuem sich zu regen. Diese Unterbrechungen wiederholten sich in der Nacht noch einige Male. *So wird der Tod kommen*, dachte Silvia und verdoppelte die Aufmerksamkeit, damit der Sohn nicht hinübergehe, ohne daß sie es merke. Sie hätte beten mögen, doch verwirrt von unklaren Aufwallungen der Empörung, vermochte sich ihr Geist nicht zu sammeln.

In der ersten Morgenfrühe glitt Valeria ins Zimmer. "Mutter, der letzte Tag ist angebrochen. Maximus kann jeden Augenblick sterben. Laß mich hier bleiben."

Die beiden Frauen saßen stumm neben dem Bett. *Ja, so ist es*, dachte Silvia, *jeden Augenblick kann er sterben. Gott ist beugsam, Gott vergißt nicht, Gott vergibt nicht. Er hat diesen Tag vor zwei Jahren festgesetzt wie eine beliebige Frist, Maximus stirbt mit vierundzwanzig Jahren und ich muß mich beugen.* Sie blickte zu Valeria. *Sie bleibt mir nun allein. Doch bleibt sie mir?! Ist sie vielleicht mein? Ist Maximus je mein gewesen? Jeder Mensch ist eine Insel, jeder für sich – für die Mutter nichts.*

Valerias lebhafteres Bewußtsein empfand die Bedeutsamkeit dieses so lange vorausbestimmten Geschicks. Sie bedachte die Einzigartigkeit der Situation, die Lehre, die sich daraus ergeben, die Bekehrung von Heiden, die sie gewiß zur Folge haben würde, die erregte Anteilnahme des Volkes an dem Wunder, – sie stellte sich den Auflauf um die Bahre vor, die Menge, die auf den Vater, die Mutter mit Händen

weisen würde. *Die Ärmsten, Welch ein Schmerz! Und die schöne junge Frau daneben, wer ist sie? Die Schwester? Ach!*

Sie warf sich diese weltlichen Gedanken vor, die unwillkürlich in ihr aufgestiegen waren, und lenkte ihr Bewußtsein zur Größe des Ereignisses zurück. Gott, der den Tag festgesetzt, hatte gewiß auch den Augenblick des Todes vorausbestimmt. Welcher würde es wohl sein? Jetzt? Gleich? In einer Stunde? In diesem unfaßbaren Abschnitt der unendlichen Zeit würde Gott zweifellos jede andere Sorge von sich weisen und den Blick einzig auf dies Haus, dies Lager richten und in jenem einzigen Augenblick würde die Seele frei. Valeria erbebte, fühlte etwas Großes in der Luft, das Schicksal, das sich verwirklichte, Gottes Willen, der sich vollendete, und Muzius' Geist gegenwärtig bei der Erfüllung des Wunders, das er zwei Jahre zuvor ahnend erschaut ...

(In diesem Augenblick trat Markus ein, der gekommen war, den Sterbenden mit seinem Gebet zu begleiten. Er setzte sich abseits und verharrte in regloser Versunkenheit.)

Von ihm, so empfand Valeria, von Muzius' Geist, der aus der Ferne Stunde um Stunde jede Wendung der Krankheit miterlebte, ging etwas aus, das in diesem Gemach hier fühlbar war, eine erbarmende, liebende, übermenschliche Gegenwart. Dem Gesammeltsein selbst entsprang ein Strahlenkranz von Heiligkeit. Himmel und Erde verschmolzen hier innen, um dieses Lager, bis in einem bestimmten Augenblick Misereres Seele sich unmerklich vom Körper lösen würde, um sich zu höheren Sphären aufzuschwingen, begleitet von den Gebeten des Muzius, des Markus, der knienden Angehörigen.

328

Als kurz nach Tagesanbruch der Arzt kommt, findet er den Kranken im Hinscheiden.

"Ist er bei Bewußtsein? Leidet er?" fragt Silvia.

"Ich glaube nicht."

Miserere leidet nicht. Er ist zwar eben aus stundenlanger Betäubung erwacht, bleibt aber in sich selbst versunken, ohne am äußeren Leben teilzunehmen, das gleichsam aus weiter Ferne wie ein klangloses Echo zu ihm dringt. Ihm ist, als zehre er nur noch von einem letzten Restchen Dasein, das sich zwischen Kehle und Nase gesammelt hat. Der übrige Leib geht ihn nichts mehr an und er empfindet nicht einmal den Verlust. Seltsam. Am Ende kann auch eines Atems Hauch genügen; und je dünner er wird, desto mehr wirkt er als leichte, luftige Erquickung.

Wie wenig reicht aus, um zu leben!

Jetzt fühlt er sich wirklich wohler. Schade, daß er nicht die Kraft hat, den andern die Besserung mitzuteilen, daß er sich nicht einmal mit dem Blick verständlich machen kann. Er ist zu erschöpft dazu; dennoch ist ihm in gewisser Weise leichter, ja, die

Erschöpfung selbst bewirkt ein Gefühl von Gewichtlosigkeit, das er als Wohltat empfindet. Der Atem beengt ihn nicht mehr und alles erscheint mühelos.

Er fühlt sich wirklich wohler; und gerade jetzt, wer weiß warum, sieht die Mutter mit einem verzweifelten Blick um sich, Valeria sinkt auf die Knie, auch Markus kniet nieder und alle kommen herein: der Vater, Paulus, Benedikta, Apollonius, Sabina, Septimia, selbst Justina, Tiberius und Gallus; sie knien nieder, Valeria schluchzt, Benedikta auch, die andern weinen, sogar Tiberius weint, der Arme; nur Gallus steht aufrecht da mit gerunzelter Stirn und dem Ausdruck eines treuen Hundes, die Arme über der Brust gekreuzt, doch jetzt werden auch ihm die Augen feucht, jetzt weinen alle. Halten sie ihn denn für tot? Man müßte ihnen klarmachen, daß er sich vielmehr wohler fühlt.

Aber wie kann er das alles sehen, wenn er die Augen geschlossen hält? Doch nein, sie sind ja nicht geschlossen – da liegt sein Leib auf dem Bett ausgestreckt, und die Augen sind offen, nur daß etwas darin fehlt; sie sind trübe, verglast. Sieht er denn sich selbst? Der Leib liegt da, unbeweglich, und er fühlt sich gelöst, gewichtlos, wie es im Traum geschieht. Und dann sieht er die andern von sich verschieden, stofflich, bedrückt, während er frei und leicht ist. Nur eine Gegenwart, die ihm ähnelt, ist da noch im Raum, eine zarte, verschwimmende, unfaßliche Gegenwart, eine körperlose Wesenheit, etwas von Muzius, das ihn wie ein Gedanke oder wie eine Welle von Gefühl anweht, das ihn umhüllt und durchdringt und zu ihm redet ohne Stimme oder mit einer Stimme ohne Laut, die nicht durchs Ohr den Weg nimmt und doch zur Seele findet, eine Stimme, die väterlich zu ihm spricht: *Mein Sohn, Gott schütze dich* –



330

GALAXIE M 51

(NASA, gemeinfrei über Wikimedia:

<https://de.wikipedia.org/wiki/Astronomie#/media/File:Messier51.jpg>)

DIE DEMÜTIGE ERDE

Heißt tot sein dies? Miserere hatte eine seltsame Empfindung. Sein Leib war ihm stets eine leichte Last gewesen, und seit er abgezehrt und entkräftet auf dem Krankenbett lag, hatte ihn das bißchen Fleisch und Bein gewiß nicht sonderlich beschwert; nun aber, da er seiner gänzlich entledigt war, verwirrte ihn nicht so sehr ein Mangel an Gewicht wie das Verschwinden jenes Körperbewußtseins, das seine Persönlichkeit in einem bestimmten, von seinem Leben durchdrungenen Stoff zusammengefaßt hatte, einem in sich abgeschlossenen, vom Kopf zu den Füßen reichenden Organismus, dessen feste Grenzen ihn, Miserere, von der übrigen Welt schieden. Jetzt schien sein ganzes Wesen in einem winzigen Raum zusammengedrängt, dem entsprechend, was früher Scheitel und Stirn umfaßt hatten, wo sich ja schon im Leben, wenn er angestrengt sann, seine Geisteskräfte sammelten. Vor allem aber fühlte er sich wie schwingend, losgelöst von jeder Fessel und Bürde, und dieser Eindruck hatte, sobald die erste Bestürzung überwunden war, nichts Beunruhigendes. Das Sterben war kein Zerreißen gewesen, sondern eher ein langsames Auftauchen aus einem trägen Sumpf in die frische kristallklare Luft, ein Wiedergeborenwerden zu einem leichteren, reineren Dasein. Ganz ähnlich mußte die Empfindung sein, die das Menschengeschöpf unbewußt erlebt, wenn es, aus dem mütterlichen Schoß entlassen, zum erstenmal seine zusammengepreßten Lungen in der frischen Luft weitet.

Er wandte den Blick von dem auf dem Bett hingestreckten Leichnam weg, der ihm Schauer einflößte und in dem er sich selbst nicht wiedererkannte; er betrachtete sein neues, aus dem Tod auftauchendes Ich und sah ... nein, das war kein Sehen. Er sah das Zimmer, das Bett, die Umstehenden, wie er sie als Lebender hätte erblicken können; von sich selbst aber hatte er eine ganz andere, unbestimmbare Anschauung, mehr geistiger als leiblicher Art. Die menschliche Gestalt, die er dabei wahrnahm, glich seiner früheren Form, war aber seltsam nebelhaft und schien einer von den irdischen Wirklichkeiten grundverschiedenen Welt anzugehören. Er vernahm auch die Worte und das Weinen der Menschen im Raum, doch das waren für ihn lediglich Laute ohne Klang, wie es in einem lebendigen Gehirn rein gedachte Worte sind. [...]

Und Muzius? – Maximus sieht Muzius gegen die Wand zusammengekauert, tief in sich gesammelt; doch bei seinem Erscheinen fährt ein leises Zucken durch den reglos Daliegenden. Dann geschieht Seltsames. Um das stille Haupt bildet sich etwas wie ein feuriger Schein, dehnt sich, weitet sich, umfaßt auch ihn, Miserere, ähnlich der Ausstrahlung, die ihn in den letzten Lebensstunden getroffen: ein Strom reiner, stoffloser Kraft und der höchsten Geistesliebe. Er ist nicht mehr allein – er ist Muzius verbunden, der zu ihm spricht oder besser: der ihm unausprechbare Funken seines Denkens und Fühlens sendet und sich müht, sich von Seele zu Seele verständlich zum machen; sich müht, sich anstemmt wie gegen ein Hindernis, und siegt. Maximus fühlt es fast gewaltsam zu sich dringen, vernimmt die ernste, überredende Mahnung: *Mein Sohn, du bist nun tot; löse dich von den Deinen, die du im Himmel wiedersehen wirst, löse dich von der Erde ...*

Die unbekannte Gestalt zieht sich langsam, erschöpft wieder zurück, der feurige Schein erlischt.

Sich lösen von der Erde, nicht mehr zurückkehren zu den Seinen, Monika nicht mehr suchen, die geliebten Stätten nicht wiedersehn ... Noch wirkt in ihm das Heimweh wie eine lebendige Kraft, wandelt sich in Bewegung, läßt ihn irren zwischen den Bildern seiner Vergangenheit, treibt ihn umher, nicht wie im Flug, sondern in augenblicksschnellen Übertragungen von Gegenwart. Da ist die römische Campagna, wo er mit Monika die Einsamkeit zu suchen pflegte; da sind die Wiesen von Prato, der Wind geht über sie hin und die Geister seiner ersten Jugend; da ragen im Osten die Berghöhen der Abruzzen auf, so gewaltig in der Majestüt ihrer nackten Formen, daß sie wie eine feierliche Landschaft der Ewigkeit erscheinen, und so luftig-blau in der Ferne, daß sie kein Gewicht zu haben scheinen; da sind im Westen die Schauplätze der dramatischen Sonnenuntergänge, wenn der Himmel sich lodernd über die Erde neigt und die Erde unter dieser Glut errötend schmachtet. Miserere sieht die Formen des Bodens wieder, die um jene Stunde weicher, beseelter wurden, die Zypressen, die sich kühner aufreckten gleich jungen Kriegern, die Eichen, die sich zu stillerem Sinnen im Schatten sammelten; und er hört auch die Lieder, die Töne wieder, die mit brüderlicher Stimme zur Seele redeten. Da sind die Haine von Nemi und die einsamen Mondnächte seines Eremitendaseins, ohne andre Gesellschaft als die seines eigenen treuen Schattens: geliebter Schatten von einst, so lebensvoll und körperhaft im Vergleich zu dem bleichen Gebild, das jetzt die Scheingestalt seiner Seele ausmacht! – Da ist der Tiber, der schimmernd zwischen grünem Gestade und Ufersand gleitet, da das Kämmerchen seiner Jugend, das Bett, darin er mit der ersten Morgenfrühe wie auf einen Weckruf aus dem Schlaf zu fahren pflegte, um sich, schnell dem Staunen des Erwachens enttauchend, ganz klein unter die Decke zusammenzukauern und sich so

mit geschlossenen Augen dem Spiel der Einbildungskraft und der mystischen Aufschwünge zu überlassen, Augenblicke vollkommenen Glücks genießend.

Doch diese Orte, die er von der Schwelle des Jenseits mit neuer Rührung zu begrüßen erwartet, lassen ihn jetzt, da er sie ohne die hemmende Last des Leibes und der irdischen Sorgen erfährt, enttäuscht und traurig. Jetzt erst begreift er wirklich, was ihm fehlt und wie wesentlich dies Fehlende war. Der reine Geist sieht besser als zuvor, ein neues Licht erhellt den Sinn, doch diese Hellsichtigkeit ist unfruchtbar und kalt. Im Leben fühlte sich Miserere als tätiges Glied der lebendigen Natur; jetzt sieht er sich zum verstehenden, doch untätigen Zuschauer herabgesetzt. Er hat seine geistigen Fähigkeiten bewahrt, doch was ihm nun mangelt, ist seine gebrechliche, vergängliche Menschlichkeit, der Leib, und mit dem Leib das Gefühl der eigenen klaren Persönlichkeit.

Diese Erkenntnis leuchtet plötzlich in ihm auf, und gleichzeitig verwirrt ihn eine Empfindung, die er schon kurz nach dem Ableben in sich wahrgenommen hat: die Empfindung, unfest, ohne sichere Grenzen zu sein. Bis dahin war sein Körper, obwohl nicht überschäumend an Kraft, ihm doch Gerüst und Gefäß gewesen. Jetzt, da er zur Urform seines Wesens zurückgekehrt ist, fehlt ihm das, was für ihn die Grundlage seines täglichen Lebens bedeutet hat: Naturgefühl, Freude am Duft, Lust zu gehen, zu atmen, sich Teil der sinnlich-faßbaren Schöpfung zu wissen. Zu schauen, wie der Wind die Blätter bewegt, wie der Spiegel des Teichs sich kräuselt, und nicht auf dem Antlitz, dem bloßen Haupt die Liebkosung der Luft und in der Nase den Geruch des Frühlings zu empfangen, ist Widersinn. Dort ist ein Brunnenbecken; er neigt sich darüber, um sich einen Begriff von seiner heutigen Erscheinung zu machen, doch der Wasserspiegel wirft ihm kein Bild zurück. *Ich bin nichts, bin nicht mehr.* Das Gehör ist wohl da, aber was ist Gehör ohne die Ergänzung durch die Stimme? Miserere hat es schon einmal empfunden, gleich anfangs im Sterbezimmer, als er die weinenden Frauen hätte trösten mögen; jetzt aber, an diesen teuren Erinnerungsstätten, wird er sich bewußt: auch Gedanke und Gefühl sind tot, wenn sie nie laut werden können, sondern im Herzen erstickt bleiben wie in einem Grab. Wenn er, als Lebender, sich an der eignen Phantasie entzündete, suchte er sie wenigstens für sich bruchstückhaft in Worten wiederzugeben, und sein ganzes Wesen schwang tönend mit. Nun fühlt er bittere Ohnmacht. Er ist nicht mehr er.

Und Gott? Und die jenseitigen Welten? Und das Urteil, das ihn erwartet und nicht lange mehr säumen kann? Man müßte sich doch von der Erde lösen, höher steigen. O Muzius, deine Hilfe tut not. –

Muzius auf seinem Strohsack ist in leidenschaftlichem Gebet versunken.

Es ist schon geraume Zeit vergangen seit dem Augenblick des Hinscheidens. Die Abendstunde taucht den Himmel in dunkelstes Blau, das absinkend in meergrüne und perlmuttene Töne übergeht, unterbrochen von Lohen feurigen Rots und am Rand von einem schweren Purpurstreifen gesäumt. Unter der zarten Liebkosung der Dämmerung wird die Erde bleich. Bald wird sie sich müde in den Mantel des Schlafes hüllen.

Von einem unbewußten Bedürfnis nach Höhe und Weite getrieben und getragen von einem Willen, der nicht der seine ist, schwebt Miserere aufwärts, der Sonne zu. Je höher er steigt, desto mehr empfindet er es als Glück, sich so leicht und unbeschwert zu fühlen. Die plastischen Formen des Erdbodens glätten sich, so von oben gesehen, unter seinen Augen zu zeichnerischen Flächengebilden, zu Farbflecken und Mosaikwerk. Nur das Schimmern der Wasserläufe durchzieht als feines Geäder die schachbrettartig regelmäßige Landschaft, die die Unbeweglichkeit eines Gemäldes hätte, wäre nicht der Wind, der sie belebt. Die Massen der Berge werden allmählich flacher, andere Höhenzüge stehen hinter ihnen auf und werden von der wachsenden Weite verschlungen. Tiefer unten glänzt das Meer, es breitet sich, fließt gleichsam über, erreicht den Horizont. Und da nach und nach die Farben des Bodens sich vermischen, unterscheidet das Auge nur noch zwei Töne: das helle Braun des Festlands und das Perlblau des Wassers.

Bald aber nimmt Miserere eine unerwartete Erscheinung wahr: während auf einer Seite die Aussicht hell von der Sonne beschienen wird, verfinstert sich auf der andern das Licht in unmerklichen Übergängen, bis es in einem dichter werdenden Schatten vergeht; und indes er immer höher und höher schwebt und dabei westwärts der Sonne nachstrebt, die iberische Halbinsel überfliegend und sich hoch über den unerforschlichen Ozean wagend, bieten sich unvermutet neue Erdteile seinem Blick dar: Ebene dehnt sich unermeßlich, von langer Seenkette unterbrochen und im Norden von einem Gürtel funkelnden Eises begrenzt. Schon hat er sie hinter sich gelassen und entdeckt, sonnenwärts abbiegend, einen neuen Ozean, größer und weiter als die Kontinente, mit Inselchen besät, die wie winzige Splitter einer ins Meer verspritzten Welt scheinen. Der Anblick all dieser unbekanntem Länder und Gewässer erfüllt ihn mit Entdeckerjubiläum: *Die Lebenden wissen nicht, wo sie leben!* Er beginnt sich nun zu überzeugen, daß die Erde eine vollkommene Kugel ist, die er im Flug umkreist.

Doch was geschieht jetzt? Ist er's, der steigt, oder ist's die Erde, die unter ihm versinkt? Gewiß ist, daß sie von Augenblick zu Augenblick ferner scheint und auf ihre wesentlichen Elemente beschränkt. Die Festländer werden heller und leuchten; die Wasserflächen, dunkler geworden, scheinen Augenhöhlen in bernsteinenem Antlitz; gegen die Sonne hin nimmt die Belichtung zu, die Gegenseite ist Finsternis, die feste Kugel von vorhin zerfällt, und es scheint nicht einmal, daß sie ferner rückt: sie

schmälert nur mehr und mehr ihren Sichelbogen durch die unvorstellbare Weite. Die Erde, die übermütige Erde, sieh da, sie kratzt ja nur am Himmel, anmutig wie ein blasser unschuldsvoller Mond!

Von neuem Unendlichkeitsgefühl ergriffen, ist Miserere seiner selbst nicht mehr bewußt. Wohin sind nun, da er sich von seiner Erdenheimat losgelöst, die Wißbegierde und das Streben von einst? *Was ist der Mensch? Was ist das Leben? Was ein Leichnam?* O Mutter, du weinst über einer kalten Hülle, als sei da etwas von Miserere, dabei ist Miserere unfafßbar fern und hoch, höher, als selbst seine vermessenste Vorstellungskraft ihn jemals getragen. Oder vielmehr, er ist weder hoch noch tief, er ist versunken im Raum, jeder menschlichen Messung unzugänglich. Er ist nicht länger in der Betrachtung der winzigen, dort unten schon fast unsichtbar verdämmernden Erdsichel befangen und wäre glücklich, störte ihn nicht der blendende Glanz der Sonne, deren Strahlenglut ohne die mildernde Zwischenschicht der Luft flammt, als wolle sie den Himmel in Brand setzen. Miserere kann es nicht ertragen – er flieht und hat in Augenblicks Schnelle die Planetenbahnen überschritten, hat Mars, hat Jupiter im Rücken, bis ihm die Sonne nur noch als unbedeutende, gelbe Scheibe erscheint. Er nimmt sich nicht einmal Zeit, die Landschaften des Mondes und der Planeten zu betrachten, allzu berauscht ist er von dieser Flucht durch die Weltenräume, die er mit einem einzigen Moment des Wollens zu bewältigen vermag.

Jetzt aber faßt ihn ein jäher Schauer; Fließendes, Ungreifbares strömt heran, ein lautloses, lichtloses, gestaltloses Fluten, mehr geahnt als gefühlt, das ihn wallend einhüllt. Endlos dehnt es sich, scheint sich nie mehr erschöpfen zu sollen; allmählich aber wird es noch unkörperhafter, eine immer dünnere Spur, und entschwindet. Und Miserere, noch unter dem Schauer des Erfahrenen, sieht dort in weiter Ferne ein zuckendes Geleucht sonnenwärts stürzen, einen gespenstischen Nebelstreifen hinter sich herziehend. Ein Komet?

Die Finsternisse werden durchbrochen von Myriaden Sternen, unbeweglich starr, ohne Schein und Gefunkel, nicht größer, als Miserere sie immer gekannt, doch unendlich viel zahlreicher. Durch die irdische Atmosphäre hindurch war das gestirnte All seinem sterblichen Blick beseelter erschienen, menschlich fast und bewegt; hier, in der vollkommenen Durchsichtigkeit der Leere zwischen Stern und Stern, einsam in der Pracht des Himmels, beginnt Miserere zu ahnen, wie die Erde im Kreis des Geschaffenen nur ein winziges, örtlich begrenztes Geschehnis sei. Hier sieht er sich wahrhaft den reinen Formen der Schöpfung gegenüber.

Der große Bär ist das Sternbild, das er zunächst suchen möchte, und er findet ihn, seine gesammelte Wucht gegen den Polarstern gedrängt, Wache haltend an der Achse der Welt. Tiefer unten wacht Orion. Sein Kopf ist kaum zu erkennen; die Stärke des Helden sitzt ganz in den breiten Schultern. Von der Leibesmitte, die der mit schimmernden

Nägeln besteckte Gürtel umschließt, hängt das kurze, breite Römerschwert herab. Die gespreizten Knie sind wie sprungbereit. Zwischen den Hemisphären aufgepflanzt, scheint der Riese dem Weltall zu drohen, und rings im Kreis umstehen ihn Stier, Fuhrmann, die Zwillinge und die Hunde mit Sirius und Prokyon, wie um seine ungestüme Kraft zu bändigen. Doch der Orion lockt Miserere nicht; sein Lieblingsgestirn ist der Schwan mit den in Kreuzform schwebenden Sternen, Sinnbild des Leidens und der Erlösung, das Himmel und Erde verbindet. Wie oft hat er das Kreuz im Strom der Milchstraße wogen sehn, wie oft in gläubiger Freundschaft zu seinem hellsten Stern emporgeblickt und sich gewünscht, ihm näher zu sein! Nun glänzt er dort, in Reichweite seines Verlangens; er kann ihn, wenn er nur will, im Flug der Gedanken erreichen. Er will's, und sogleich löst sich die glänzende Fackel von der Milchstraße, eilt, eilt, stürzt herab. Der winzige Punkt wird zur Scheibe, schwillt an, dehnt sich ins Ungemessene, erfüllt den ganzen Raum mit seiner Flamme, ein Riesenball, der gegen Miserere heranwuchtet und ihn mit seiner Hölle von Licht und Rasen zu verderben droht. Doch schon entschwindet er wieder, die Glut seines Feuers dämpfend, wird von neuem zur glänzenden runden Scheibe, die endlich zum Lichtpünktchen zusammenschrumpft, wie es Miserere kurz zuvor aus dem Schoß der Milchstraße entgegenfunkelte ...

Miserere sucht sich von der Erschütterung zu erholen, doch kaum hat er begonnen, sich zu fassen, so packt ihn schon wieder die Ungeduld, zu sehen und zu kennen. Wo ist das Kreuz des Schwans, eben noch deutlich unterscheidbar und jetzt verschwunden? Und Orion und die anderen Sternbilder, wo sind sie? Wo ist der gestirnte Himmel, jene Hohlkugel, daran – so hatte er gewöhnt – die Gestirne befestigt sind, ein jedes gleichweit entfernt vom irdischen Mittelpunkt? Und die Milchstraße, wo? Der rieselnde Strom, der lautlos durch die Nächte fließt und sein stilles Leuchten aus der Unendlichkeit zu schöpfen scheint, um es in andre Unendlichkeiten zu ergießen, hat sich in einen Staubregen von Welten aufgelöst. Myriaden Sonnen, jugendliche Sterne von hellem Feuer, mattere gelbweiße Gestirne, rotglühende Augen, dämmernde Lichter, grüne, violette, bläuliche, aschfahle bestürmen die Nacht, drängen sich in einem farbenblitzenden Meer, hier und da von Schlünden der Finsternis unterbrochen, als graue es der Schöpfung plötzlich vor dem leeren Nichts.

Miserere bebt vor Begeisterung. Abgründe und Firmament sind zu seiner Verfügung. Seit er die Erde verlassen, seit er sich vom Sonnensystem gelöst, ist es, als habe er alles abgeworfen, was zufällig in ihm war, und stehe nun auf Du und Du mit dem All. Mit funkelnden Blicken sehen ihn die Sterne an – er hat nur zu wählen. Er ist ganz Kraft, ganz Hingerissenheit, kennt kein Hemmnis, keine Schranke, keine Schwere, so wie ein Wort, ein Blick, ein Gedanke ohne Schwere ist. Seine Möglichkeiten übertreffen jede

Vorstellung, die Entfernungen sind nichts als das Maß seines Flugs, und sein Flug ist die Eingebung seiner Lust. Ihm steht es frei, mit schier allgegenwärtiger Schnelligkeit die Welten zu durchjagen oder langsam verweilend zu schweben wie ein welkes Blatt, das sich vom herbstlichen Zweig löst. Er ist Mittelpunkt eines Weltsystems, das von ihm Gestalt und Richtung empfängt; kreisend kann er bewirken, daß die Pole der Schöpfung sich verrücken und die Himmelsbahnen ihren Lauf ändern. Er atmet den Raum. Die Zeit, zu nichts geworden, ohne Meßpunkt, ohne Pause noch Dauer, ist nur noch Zeitvertreib seiner Laune.

Berauscht möchte er sich ergießen, sich jemandem mitteilen, da solcher Überschwang nicht ohne Ausdruck bleiben kann; doch plötzlich –

Plötzlich besinnt er sich, daß er ja kein Wort, keinen Laut hervorzubringen vermag, und dies Unvermögen macht ihm deutlich, daß dieser ganze Lichterjubiläum in Grabesstille wirbelt. Völlig hingenommen von seiner Schau, wird er sich jetzt erst des Schweigens bewußt, das ihn einhüllt, seit er seine Erde verlassen. Doch dies ist mehr als Schweigen: unbeschreibbar diese ungeheuerliche Abwesenheit auch des entferntesten Schimmers eines Tons, die auf Erden nicht ihresgleichen hat. Auch fern vom Lärm der Stadt und den Geräuschen des Landes hört der Mensch sich doch leben; auch der einsamste Eremit wird das Sich-Regen der eignen Glieder, den Hauch des eigenen Atems vernehmen, und schon das Kreisen des Bluts in den Ohren genügt, um den Schädel mit dumpfen Brausen zu füllen. Hier aber ist nicht Hauch, nicht Luft, nicht Blut. Das Auge kann sich an namenlosen Herrlichkeiten entzücken, doch die unmenschliche Stille macht das Weltall unmenschlich. O sagenhafte Harmonie der Schöpfung! Kennt nur die Erde Ton und Wort und Melodie? Miserere möchte wenigstens die eigene Stimme erschallen lassen, um jenen Druck zu mindern; doch er hat weder Leib noch Atem, ist nur ein blasser, leerer Schatten. Der Geist, der eben noch jauchzte ob der eigenen unbegrenzten Möglichkeiten, wird nun, da alle Stimmen der Erde in der Erinnerung aufklingen, von einem unbezähmbaren Verlangen ergriffen, das nicht mehr Sehnsucht ist, sondern Besessenheit. *Eine Stimme hören, eine irdische, menschliche, die diese grenzenlose Leere erfüllte!*

Zurück denn zur Erde auf demselben Weg, den er gekommen, vorbei an jenem Stern im Schwan, die Sonne zu erreichen! Doch unter diesen zahllosen Augen, die ihn anfunkeln, gilt es nun, ihn wiederzufinden, seinen Stern. Miserere sucht zu erkennen, aus welcher Richtung er dorthin gelangt ist, wo er jetzt weilt, doch er vermag sich nicht zurechtzufinden. Forschend späht er nach allen Seiten: vergeblich. Er fühlt sich verloren. Findet er seinen Stern nicht wieder, dann findet er die Sonne nicht, und ohne die Sonne wird er nie die Erde erreichen. Er sucht und sucht, doch so oft er einem Gestirn sich nähern möchte, das ihn das seine dünkt, sieht er es riesig anschwellen als

einen stürzenden Strom von Licht und vermag nichts mehr zu unterscheiden. Wie soll er seine Spur finden in jenem Meer von Welten, erregt, wie er ist, und gequält von Heimweh nach dem irdischen Vaterland? Und doch gibt es sie, diese Erde, mit ihrer Schönheit, ihren Farben, ihrer Wärme, mit ihren Stürmen und heiteren Tagen, mit ihren Freuden und Schmerzen, und er ruft nach ihr, durchheilt die Himmelsräume, verwünscht all jene Gestirne und sucht vergebens unter so viel zwecklos leuchtendem Glanz ein winziges Körnchen toten Staubs.

Als er einsehn muß, daß er die Erde nicht mehr wiederfinden kann, packt ihn Verzweiflung. Sich von der Erde lösen, hatte Muzius gesagt; gut, doch nicht so, nicht sie für immer verlieren und nie mehr wiedersehen! Es ist nicht recht zuzulassen, daß jemand sich mit seinem ganzen Sein an die heimatliche Scholle bindet, um ihn dann wegzureißen und in das mitleidlose All zu werfen ohne menschliche Genossenschaft, ohne irgendeine Seele! Wo ist der Sinn all dieser zufällig in die Unendlichkeit des Nichts geschleuderten Feuermassen, verglichen mit dem friedlich-heitern Gleichmaß des Erdenlebens, dem sachten Wandel der Jahreszeiten, dem Wechsel der Tage und Nächte, der väterlichen Sonne, dem freundlichen Mond? Alle Himmelsräume für einen Sonnenuntergang, alle Sterne der Schöpfung für eine Vollmondnacht! Miserere ruft sich die Eindrücke zurück, die seinem sterblichen Dasein Bestand gegeben hatten, die Weichheit der Weiden unter seinem Fuß, die Luft in seinen Lungen, den Wind, das Meer, die milde Helligkeit, das menschliche Zusammenwohnen; er sieht die Seinen wieder, das Haus, den Herd, sein Zimmer, ein Buch, eine Frau ... Monika ... ihren Mund, ihre Brust, hört den geliebten Namern, den er nur leise auszusprechen wagte, die Flüsterstimme, mit der sie ihn *Miserere* nannte; und auch Lucillas Gesang hört er wieder, das rührend dünne Stimmchen, das zum Herzen drang, und Muzius' Stimme, den tiefen, metallischen Klang; er sieht das Klostergärtchen, die gütigen Gesichter der Brüder, Clemens, die Freunde und Bekannten. – Einen Menschen bei sich haben, wer es auch sei, irgendeinen! Doch er ist allein mit seinen Erinnerungen, und jede Erinnerung ist ihm Qual. Ist es möglich, daß dies in Ewigkeit so sein soll? Und Gott, wo ist er? Wo das Reich der Toten? Wo Clemens und Lucilla, die arme Lucilla, die ihn im Jenseits wiederzufinden hoffte? Was hilft's, daß sie auf Erden an ihn denken, wenn diese Gedanken ihn hier oben nicht erreichen? *O Muzius, wo bist du?*

Durch die Himmelsräume – wie? woher? – dringt ein Ruf zu ihm: *"Nein, Maximus, du bist nicht allein; ich folge dir aus der Tiefe, und einer ist bei dir."*

Ja, einer ist gegenwärtig, ist plötzlich neben ihm auferstanden: Clemens, der alte Freund mit der breiten Brust und der tiefen Stimme, der Tröster und Vertraute seiner Klostertage, ist ihm zur Seite mit seinem klugen Gesicht und seiner mächtigen Gestalt, – freilich wie verändert! Ein durchsichtiger Umriß ohne Masse und Schwere ... dennoch erkennbar; und bei seinem Anblick ist Miserere erfüllt von Freude. "O Clemens, lieber Clemens, du bist meine Rettung! Ich war verzweifelt, fühlte mich verloren. Steh du mir bei, verlaß mich nicht – sag mir, daß du mich nicht verlassen wirst!"

"Nein, ich verlasse dich nicht; nur deinetwegen bin ich hier. Doch warum verzweifeln?"

"Fühlst du nicht die Furchtbarkeit dieser Abgründe von Schweigen?"

"Furchtbarkeit? Das legt wohl nur du hinein ..."

Seltsam: Seit er tot war, hatte Maximus die menschlichen Laute nur als klanglosen Ausdruck vernommen; jetzt dagegen hört er die Stimme eines anderen Toten wie eine Erdenstimme, und es scheint ihm, er selbst rede in gleicher Weise. Diese neue Erfahrung, daß ihn jemand bei Namen nennt, erfüllt ihn mit Rührung. Er wird wieder zum Menschen angesichts eines anderen Menschen. "Liebster Clemens, träume ich? So ist man jenseits des Grabes doch nicht allein, die Freundschaft überdauert den Tod, und ich ... Hast du dein Weib gefunden?" Clemens nickt lächelnd. "Dann finde ich gewiß ... Erkläre mir, wie das zugeht."

"Sei doch ruhig, Miserere. Du bist noch immer derselbe, sehe ich. Auch auf Erden war Geduld nicht deine stärkste Seite."

"Wo ist die Erde? Zeig sie mir."

"Wie könnte ich? Sie ist im Abgrund, ist weniger als nichts."

Weniger als nichts! Zwar scheint auch Miserere, im Vergleich zu dem, was er seither gesehen, die weite Erde auf ein bescheidenes Maß zusammengeschrumpft; doch eben darum empfindet er sie als warm, traulich anheimelnd wie sein Vaterhaus, ihm zugehörig wie die Mutter, und seine Gedanken suchen Zuflucht bei ihr, wie das verirrte Kind sich in den Mutterschoß flüchtet. "Nähern wir uns ein wenig der Erde, Clemens! Laß sie mich zumindest noch einmal wiedersehen."

"Fordere nicht das Unmögliche. Auf die Erde mußt du nunmehr für immer verzichten. Doch trauere nicht, du wirst dich dran gewöhnen. Habe ich sie denn wiedergesehen?"

"Doch ich ... du weißt nicht, was die Erde für mich bedeutet."

"Meinst du, sie würde dir noch so reizvoll erscheinen, wie sie dir im Gedächtnis lebt, jetzt, da du nicht mehr unter dem Zauber der Sinne stehst? Du fändest nichts als Irrtum und Leiden. – Wie kannst du angesichts der Herrlichkeit hier noch die alte Neigung hegen? Läßt sich denn Größeres denken?"

"Zu groß ... – Das menschliche Empfinden ..."

"– das mußt du abtun. Du bist noch vergiftet von den Nachwehen der Sterblichkeit."

"Auch du, Clemens, liebtest das Leben; und jetzt verleugnest du es!"

"Ich verleugne es nicht, doch ich weiß, was dies neue Dasein bedeutet. Auch du wirst dich allmählich von den Erdendingen loslösen, und das Sehnen wird dir vergehn. Allein die Erinnerungen werden bleiben, leidenschaftsloser wohl, doch dafür sachlicher, und das Lebensgefühl, das sich noch in dir rührt, wird verklingen wie ein ferner Widerhall."

"Und ich werde nicht mehr ich sein – ?"

"Nicht dein irdisches Ich – du wirst anders sein, über deine eigenen Grenzen hinausgehoben."

"Also doch nicht mehr ich! Erklär mir's deutlicher."

"Wie soll ich dir alles auf einmal erklären? Sag mir zunächst: bist du lebendig oder tot?"

"Welche Frage! Wär ich nicht tot, wie wär ich hier?"

"Du bist hier, weil du nicht tot bist. Tot ist nur dein Leib. Ist Maximus denn der leblose Leichnam, der dort unten auf der Erde auf einem Bett ausgestreckt liegt, oder eher der Geist, der jetzt zu mir spricht? Du hast den Tod überlebt – das ist das Große."

"So erhält sich die Persönlichkeit und ist unsterblich?"

"Das, was du von mir und dir hier wahrnimmst, könnte auch nur eine Fortdauer unserer Persönlichkeit über das Grab hinaus auf beschränkte Zeit sein. Wir sind der Erde erst vor kurzem abgestorben."

"So wirst du erlöschen? Und ich soll erlöschen?"

"Das habe ich nicht gesagt. Ich wollte dich nur warnen, voreilige Schlüsse zu ziehen."

"Clemens, laß mich nicht so auf Antwort warten, hab Erbarmen, ich bitte dich. Ich fühle mich so elend. Nein, das Wort ist nicht das richtige; es ist sogar verwerflich, ich weiß. Ich habe eben Sehnsucht, verstehst du. Ich bin hier noch nicht heimisch genug, es gibt noch so viel in mir, das dort hinunterstrebt. Und wenn ich nie mehr dahin zurück soll, wenn alles zu Ende ist, so hilf du mir, hilf mir zu begreifen. Ich baue auf dich. Jetzt bist du mir nahe und verläßt mich nicht, Gott sei gelobt. Vorher aber, in jenem Abgrund von Schweigen ... – Erschreckt dich das denn nicht? Fühlst du's nicht in der Seele wie etwas Schauriges, Unmenschliches?"

"Unmenschlich, das kann sein; das Menschliche, wie du's verstehst, das muß man hier vergessen. Doch warum schaurig? Hast du dich denn auf Erden nie nach Stille gesehnt?"

"Doch nicht nach dieser Stille; die ist gegen die Natur."

"Was weißt du von der Natur? Glaubst du, das Weltall sei nach deinen irdischen Zufallsbegriffen geschaffen? Warum soll Stille schaurig sein? Weißt du, was ein Ton ist? Seltsam, daß es gerade mir beschieden ist, diesem deinem armen Freund, der alles

eher als ein Gelehrter ist, dir ewige Wahrheiten zu erschließen; indes, du solltest ihnen deinen Sinn öffnen. Und wenn ich imstande bin, dir zu helfen, so ist das nicht mein Verdienst. Glaub nicht, ich sei ein Meister des Wissens geworden; ich *sehe* nur, um einen irdischen Ausdruck zu gebrauchen, was deinem vom irdischen Dasein getrübbten Blick noch verhüllt ist; mir erscheint es jetzt so klar, wie die Luft, die wir auf der Erde atmeten. Du entsetzt dich vor der Stille; doch glaubst du wirklich, die Welt kreise nach den Tönen der Musik? Was ist für dich der Ton – frage ich nochmal."

"Es wird wohl eine Bewegung der Luft sein, denke ich."

"Ist es nicht eher die Wirkung, die diese Bewegung der Luft auf dein Ohr ausübt? Halte das Ohr zu und der Ton ist weg."

"Aber wie geht es zu, daß ich dich jetzt, der Sinne beraubt, doch höre?"

"Du glaubst, mich zu hören, doch was zu dir dringt, ist die Vorstellung einer Stimme, nicht die Stimme selbst. – Das Gesetz der Schöpfung ist Stille. Alles, was um dich her besteht, das Weltall, ist eingetaucht in das große Schweigen Gottes, voll unendlicher Möglichkeiten und allmächtiger Entschlüsse."

"Und die Stimmen, die Klänge der Erde?"

"Sind Einbildungen des Ohrs, wie das Licht Einbildung des Auges ist."

"Wie? Willst du mich glauben machen, auch das Licht sei Wirkung einer einfachen Bewegung? Allein der Regenbogen – "

"Wenn du begriffen haben wirst, was der Regenbogen wirklich ist, o Träumer du, wirst du staunen: die Summe unendlich kleiner Bewegungen eines unfaßlichen Fluidums, die nur darum den Eindruck von Farben erwecken, weil sie zu solchem Eindruck bereite Augen treffen. – Indem er sich das All vom Licht der Gestirne funkelnd denkt, vergißt der Mensch, daß das Licht eine nur ihm und einigen andern Lebewesen eigentümliche Erscheinung ist. Gäbe es kein Auge, so würden die Lichtwellen wirkungslos durch die blinden Räume irren, das Licht als solches wäre nicht vorhanden und ebensowenig der Regenbogen. Wäre andererseits das Auge mit feinerer Empfindlichkeit ausgestattet, so könnte es viel mehr Farben wahrnehmen, und würde uns mittels unvorstellbarer Zwischentöne mit neuen, ungeahnten Schönheiten bereichern ..."

"Wenn aber das Licht eine Eigenschaft des sterblichen Auges ist, wie kommt es, daß wir beide, die wir doch tot sind, noch sehen?"

"Offenbar wird uns eine Fortdauer menschlichen Wahns gewährt, und wir sehen in Wahrheit nicht mit den Augen, sondern mit dem zum Sehen abgerichteten Verstand. Es sei denn, daß wir auf dieser ersten Stufe unseres zweiten Lebens noch so sind wie der Einarmige, der die Empfindung seiner verlorenen Hand bewahrt, und eines Tages vielleicht – "

"Clemens, du verdirbst alles, was schön ist!"

"Die Vorstellung einer Schöpfung, die nicht malerisch wäre, scheint dir unerträglich, aber Schönheit ist nur wie ein Firnis, den der menschliche Geist über die Größe des Weltalls legt, Erzeugnis der Einbildungskraft, der Selbstüberredung."

"So wäre denn alles, was schön ist, eine Landschaft, ein Gebäude, eine menschliche Gestalt nur für den Menschen schön? Wenn dem so ist, wenn allein der Mensch Bewegung in ästhetischen Eindruck umsetzen und aus der stofflichen Wirklichkeit Kunst und Harmonie ableiten kann, dann ist ja der Mensch ein besonders begnadetes Wesen –!"

"Wer sagt dir, er sei es nicht? Ich habe dir von der Wirklichkeit des Alls gesprochen, aber da ist ja noch der Geist, der etwas ganz anderes ist. Die Menschen, gewöhnt, alles auf ihre eigenen Eindrücke und Empfindungen zu beziehen, verwechseln leicht Dinge, die ganz verschiedenen Begriffsarten und Welten angehören. Später wirst du lernen, klar zu sehen, doch im ersten Augenblick fordere nicht zuviel und begnüge dich lieber damit, das Wunder dieser Welten zu betrachten, die zahllos, vielgestaltig das All durchfliegen – Lichtwellen, Wärmewellen, unzählige andere noch, die du nicht einmal ahnst, die kommen und gehen, sich kreuzen, von jedem Punkt auslaufen, in jede Richtung vorschnellen und den Raum mit ungreifbarem Leben erfüllen. Jeder Stern, selbst der fernste noch, der sich deinem Blick entzieht, jeder schweigende Komet, jedes Atom jedes Nebelflecks schickt dir irgendeinen seiner Strahlen zu. Und indes dein Auge das Bild auffängt, das ein Gestirn gestern aussandte, empfängt es gleichzeitig das drei Tage zuvor von einem dreimal so weit entfernten oder das drei Jahre zuvor von einem tausendmal entfernten oder das dreitausend Jahre zuvor von einem millionenfach entfernten Stern ausgesandte ..."

"Was sagst du da?"

"Die reine Wahrheit. Du bist für solche Gedanken noch nicht geschult, doch du wirst dich dran gewöhnen. Ich sagte: diese Wellen von jedem Maß, jeder Herkunft und Geschwindigkeit, unbegreiflich zahlreich, wie sie sind, die Bilder aus allen Zeiten herbeiführen, begegnen sich alle in jedem einzigen Augenblick und auch in einem einzigen geometrisch unendlich kleinen Punkt, wie es der Brennpunkt deiner Pupille ist; sie heben sich nicht gegenseitig auf und stören einander nicht, wie die verschiedenen Teile einer Landschaft sich nicht stören, die du gleichzeitig vor Augen hast. Und wenn dein Ohr andern Wellen zugänglich wäre als nur denen der Luft und fein genug, um ihre Unterschiede zu vernehmen, so würde es von Strömen unbeschreibbarer Musik getroffen, von einer Flut von Klängen in tausend Tönen, von den dumpfsten, tiefsten bis zu schwindelnd hohen, mit Anklängen, Mißklängen, Zwischenklängen, ein ununterbrochenes Rinnen ohne Zeit oder Maß, ohne eine den menschlichen vergleichbare Melodie, zusammenfließend in einem Strom schwingender, kreisender Akorde wie von einer übermenschlichen, einer vom Wind der Zeit durch

die unendlichen Räume bewegten Äolsharfe. – Fasse diesen Gedanken, wenn du es vermagst!"

"Ich kann's nicht, Clemens, mir fehlt ... eben wollte ich sagen: mir fehlt der Boden unter den Füßen. Aber es ist also anders? Mir war, als hätte ich zwischen einem Gestirn und dem andern eine Leere durchmessen – aber statt dessen habe ich wohl einen Ozean von Wellen ohne Ufer und Bestand befahren ... die mich auch jetzt unvermerkt treffen, wie du sagst. Ist es denn möglich, gehören diese Wellen wirklich der wahren Wirklichkeit an, der wirklichen Wirklichkeit – ebenso wie ein Körper, ein Stein, eine Blume wirklich sind? Oder ist es nur eine Welt von Bildern und Gedanken, die du meiner Einbildungskraft vorführst?"

"Eine ungleich wahrere Wirklichkeit als der Stein oder die Blume. Nur hast du von Stein und Blume einen falschen Begriff. Du hältst sie für leblosen, dichten Stoff, aber du mußt wissen, daß es solche Stabilität gar nicht gibt, daß der scheinbar einfachste Stoff – und auch der Regenbogen! – ein unerklärliches Ineinander von Kraft, Bewegung und Zeit ist. Du bist der absoluten Wirklichkeit näher, wenn du rein gedachte, inhaltslose Zahlen zählst, als wenn du einen Stein oder eine Blume in Händen hältst. Wo die Sinne hinreichen, dort beginnt die Täuschung, vergiß das nicht. Du pflückst eine Blume, riechst dran; du betrachtetest sie und bist entzückt, ohne zu ahnen, daß sich unter diesem Wunder an Anmut ein noch wunderbareres Wunder der Natur birgt. – Mißtraue dem Schein: Duft und Farbe sind lediglich Vorspiegelungen deiner Sinne, die samtene Weichheit der Blütenblätter zwischen deinen Fingern nur ein Irrtum deines groben Gefühls. Könntest du sie mit schärferen Augen betrachten, diese Blätter, du sähest die glatte Oberfläche sich in unglaubliche Risse, Knoten und Auswüchse spalten; und wenn du dich durch ein Wunder so klein machen könntest, daß du der winzigste Teil des Winzigsten würdest und auf diese Weise ins Innere eines Atoms schlüpfen könntest, so schwände jede Spur eines festen Stoffs, und dies Atom, das du jetzt für einen festen Körper hältst – würde sich auflösen in eine Vielzahl unfaßlicher Einheiten ... und jedes kleinste Körnchen Blütenstaub würde sich dir enthüllen als zusammengesetzt aus tausenden gesonderter, in sich vollkommener Sternensysteme mit reinen Räumen und schwingenden Kreisbahnen, nicht anders, als sie die Sterne im Weltall beschreiben."

"Die Sterne? Auch die Sterne bewegen sich? – Woran soll ich dann noch glauben?"

"Nur nicht wieder so mutlos!"

"Wie sollte ich's nicht sein? Nichts von allem, was der Mensch sieht und meint, ist hier mehr wahr. Wir glauben die Räume leer, und die Räume offenbaren sich als Gewimmel von Wellen; wir glauben die Urstoffe fest und beständig, und sie lösen sich in einem drehenden Taumel; wir glauben die Sterne unbeweglich, und die Sterne

bewegen sich; wir glauben an die Harmonie der Töne, an das Licht, die Wärme – und alles wird Täuschung und Wahn."

"Stimmt – die sinnlich wahrnehmbare Welt ist nur eine Maske, hinter der die wirkliche Welt lebt, und dieser ständige Trug der Erscheinungen ist die Bedingung alles Lebens und aller Schönheit des Lebens ..."

"Ich kenn mich nicht mehr aus! Doch falls es so ist, wie du sagst, warum sehe ich die Sterne an ihrem immergleichen Ort? Wenn alles in Bewegung ist, warum nehme ich keine Bewegung wahr?"

"Deine Sinne sind an die menschliche Zeit gewöhnt; sie sind zu schwerfällig, um die Bewegung der Gestirne zu erkennen. Du würdest sie in ihrer ganzen gesetzmäßigen Klarheit ihre Bahnen durchmessen sehen, wärst du nur fähig, dich zu einer anderen Bewertung der Zeit zu entschließen."

"Und wie könnte ich das?"

"Du brauchst dich nur der Last der bleiernen Gegenwart zu entledigen, dich freizumachen von den groben Sinnesempfindungen und der gierigen Erwartung einer nahen Zukunft, dich zu trennen auch von deinem gegenwärtigen Bewußtsein, wie du dich von deinem Leib getrennt hast, – und in deinem Geist vollkommene Stille zu schaffen. Von dieser Stille aus, in der jede Dauer aufgehoben wäre, könnte es dir gelingen, den Geist allmählich einer überfernen Zukunft zuzukehren, indem du ihn auf diese Bahn bringst, – daß er die bedingte Zeit hinter sich läßt und sich gleichsam mit Ewigkeit durchdringt, so, als wäre jeder Atemzug aus Jahrtausenden gemacht, als wärest du – ein Selbstentäußerter, Entwordener – allein mit der unbedingten Zeit, voll von ihr und ihrem ungeheuren Weben und Wirken. Dann sähest du die Angeln der Welt sich bewegen, sähest die Gestirne ungestüm auf ihrer Bahn dahinjagen, dich tausendfach, millionenfach umkreisend, mit schwindelnder Schnelle ihre aus Jahrmyriaden gemachten Kurven vollführend, jetzt sich dir nahend, dich streifend, jetzt in unfaßbare Weiten sich verlierend, dann wieder von der äußersten Ferne in majestätischen Bogen den Rückweg antretend, abermals gegen dich losstürmend mit dem Flug lautloser, ungeheuerlicher Flammen, Ozeane von Glut, von rasender Geschwindigkeit, von abgründigem Schweigen ..."

"Halt ein, Clemens, – ich sehe sie, ich sehe!"

"Siehst du sie, Maximus? Siehst du sie wirklich? Gut so, lebe diesen Augenblick – er ist ein Schimmer der Wirklichkeit!"

"Du wirst müde sein, Miserere."

Tatsächlich fühlte sich Miserere gebrochen, erschöpft. Nach einer kleinen Weile faßte er sich wieder. "Clemens," fragte er, "ist, was ich jetzt erlebt habe, die unbedingte Wirklichkeit?"

"Es ist ein Anblick der reinen Wirklichkeit. Der Mensch beachtet sie nicht, läßt allnächtlich die Gestirne über seinem Kopf ihre schwingenden Kreise ziehn und denkt an anderes. Du hast nun begriffen, wie das Unendlich-Große seinem Wesen nach gleich ist dem Unendlich-Kleinen und wie alles in der Welt Bewegung ist. Die Schöpfung besteht nicht aus Dingen, sondern aus Ereignissen; sie ist ein unaufhörliches Werden; und was ist das Werden, wenn nicht die Wirkung der Zeit auf den Raum? In einem leblosen Weltall wäre die Zeit nichtig wie der Raum und verharrte untätig neben Gott, wie der Adler zu Füßen eines schlafenden Jupiter; doch ein solches All bestünde nicht in Wirklichkeit, ja, es wäre nie geschaffen worden. – In unserem Weltall ist, von dem Augenblick an, da das erste Erscheinen des Seins das Werden bedingte, die Zeit zur Beseelerin des Raums geworden. Der Raum ist Tod, die Zeit ist Leben; die Zeit gehört zum Wesen all dessen, was auf der Welt groß und entscheidend ist. Sie ist der Atem Gottes. Denke selbst: Lauf, Flug, Aufschwung, Opfer, Leidenschaft, Schaffen, Dichten, Glauben und Hoffen, sind sie nicht zeitliche Ausdrucksformen von Wesenheiten, die sonst keinen Sinn hätten?"

"Doch ist die Dauer der Zeit nicht auch eine Ausdehnung, die der Ausdehnung des Raumes entspricht?"

"Ja, die Zeit ist auch eine Ausdehnung, doch ihrem Wesen nach von den andern verschieden, indem sie Handlung ist, unauslöschliche Handlung, dergestalt, daß sie nur in einer einzigen Richtung durchlaufen werden kann; oder vielleicht ist sie es, die die Ewigkeit in einem einzigen Sinn durchläuft und dabei die räumlichen Wesenheiten unerbittlich mit sich reißt. Vielleicht ist die Zeit in bezug auf den Raum das, was die Musik in bezug auf das Hirn oder die Liebe in bezug auf das Herz ist."

"Sag mir noch eines, Clemens: ist jenes wirbelnde Schauspiel, das ich gesehen oder von dem ich einen Blick erhascht habe, vielleicht die wirkliche Beziehung, die zwischen der Bewegung der Gestirne und der Ewigkeit besteht? Oder mit andern Worten: habe ich diese Bewegung vom Gesichtspunkt der Ewigkeit aus gesehen – ?"

"Keineswegs! Das Weltall, das dich umgibt, ist zwar Milliarden von Jahrtausenden alt und bestimmt, eine noch längere Folge von Jahrtausenden zu bestehen; von der Ewigkeit aus betrachtet ist das dennoch nur flüchtige Dauer. *Sub specias aeternitatis* würde seine ganze Geschichte wie ein Hauch an dir vorüberwehen oder dir höchstens wie eins jener leichten Bergwölkchen erscheinen, die sich plötzlich am klaren Mittagshimmel bilden und schnell wieder unter den Strahlen der Sonne auflösen, aufgesogen vom tiefen Blau. Und dann würdest du noch besser begreifen, wie sich sehr wohl denken läßt, Gott habe, als er die Welt schuf, ihren Anfang und ihr Ende zugleich erschaffen und mit einem einzigen Blick jene ganze Entwicklung umfaßt, die uns unermeßlich dünkt."

"Anfang und Ende zugleich schauen? Das Erste und das Letzte? Scheint es nicht unmöglich?"

"Und doch hab ich dir schon erklärt, daß das Licht, das durch den Weltraum reist, dir in ein- und demselben Augenblick ganz ungleichzeitige Ereignisse vor Augen stellt. Der gegenwärtige Zeitpunkt führt dir Bilder vor, die der Vergangenheit angehören, und läßt zugleich schon andere Bilder auf dich zukommen, die du morgen schauen wirst, die also für dich der Zukunft angehören. Wir Menschen wissen nie genau, wo Gegenwart und Vergangenheit beginnen und enden."

"Ist denn diese Schöpfung – nicht ewig?"

"Gewiß nicht. Die Entwicklung, der du beiwohnt, währt nicht fort: wie sie anfangs in Gang gebracht wurde, so strebt sie über die vorgesehenen Zwischenstufen einem unvermeidlichen Ende zu. Nach und nach wird dies Wunder an Kraft und Schönheit, das sich deinem Augen darbietet, stocken, abgleiten und zu einer grenzenlosen Wüste verflachen, in der zuletzt auch die letzten Trümmer der Welt verschwinden werden, und der vollständig in sich selbst zurückgekehrte Schöpfungsakt wird keine Spur hinterlassen von dem, was die Geschichte und die Größe des Alls gewesen ist ..."

"Und was dann?"

"Dann könnte es geschehen, daß das Nichts auf ewig stillstünde, unbeweglich, unveränderlich über dem uferlosen Abgrund; oder es könnte geschehen, daß das vollendete *Nein* sich wieder in ein *Ja* verkehrte, daß in der gleichförmigen Leere des Nichts irgendein Punkt, eine Linie, ein Kreis – wie, das ahne ich nicht – hervorträte und begänne, Bewegung anzunehmen, daß ein neuer Schöpfungswille den Reigen der Gestirne neu erweckte. Oder es könnte sich auch ereignen, daß ein andersartiges Geschehen einsetzte, daß in einem bestimmten Augenblick die Zeit den Raum mit einem Schauer befruchtete, aus der schweigenden Leere das Meer des Seins emporhob und das All zu nie geschauten Daseinsformen wachriefe ..."

"Es könnte sich ereignen, sagst du, daß die Zeit den Raum befruchtete ... Aber es muß doch ein Antrieb da sein, eine Ursache, ein Plan!"

"Wer zweifelt daran? Offenbart sich nicht schon in dem, was du bis jetzt gesehen hast, ein Entwicklungsgang, ein Gesetz, ein allmächtiger Wille? Wer würde wagen, sich ein vollkommenes Gedicht vorzustellen, das nicht durch ein denkendes Gehirn gegangen wäre? Die Schöpfung ist das Gedicht des großen Weltendichters; die Himmelskörper und die Erdendinge sind seine Worte, der Rhythmus der Lebensläufe ist das Maß seiner Verse, die rauschend dem ewig fruchtbaren Geist entströmen. – Aber lassen wir die Gleichnisse, die allzuleicht irreführen! Dichter ist der Schöpfer, der Erschaffer, der Bewirker. Willst du dir irgendwie den Begriff des Schöpfers nahebringen, so denke einen Ozean von Geisteskraft, darin nicht nur die stofflichen Wesenheiten, sondern auch die Eindrücke, Empfindungen, Bilder und Gedanken fluten, deren Gegenstand

und Urheber jeder einzelne Menschegeist zu sein glaubt. Vergegenwärtige dir noch für einen Augenblick die Sternenwelt, die mit ihren leuchtenden Bahnen die Himmelräume füllt, wie du sie eben erst geschaut hast, und stell dir zugleich die noch zahlreicheren Atomsysteme des Stoffes und ihr wirbelndes Kreisen im unfassbar Kleinen vor; veranschauliche dir das Gewimmel der Myriaden Wellen, die von den entgegengesetzten Seiten des Alls aufeinander zueilen, als wollten sie sich im Abgrund des Unendlichen verlieren; denke die Erde mit ihrem feuerglühenden Kern, die Vulkane, die Meere, die Stürme, die keimträchtigen, sprossenden Äcker, die Wälder, die unerschöpflichen Verkörperungen des Lebens, die Menschen mit ihren Leidenschaften, Schicksalen, Mühen, Träumen und Verirrungen, denk dies alles gegenwärtig und gleichzeitig, – verstehst du? Gleichzeitig! Versuch die unzählbare Folge der Schöpfungen, Bewegungen, Geschehnisse in einem einzigen Vorstellungsakt zu begreifen, schwing dich im Geist von einem Ende des Alls zum andern und denke, denke anschaulich, daß einmal dies alles nicht war und daß es heute ist – und einmal nicht mehr da sein wird, spurlos verschwunden, zerstoben; laß diese Vorstellung dich durchdringen bis ins Innerste, erwäge, was es bedeutet: *nichts – alles – nichts*. Dann verstehst du Gott oder besser: du begreifst ihn, fühlst du ihn auch noch nicht. Um ihn zu fühlen, müßtest du, nachdem du die schwindelnde Gewalt der Schöpfung durchlebst hast, auch ihre Aufhebung in dir selbst erfahren, müßtest die Bewegung in dir verlangsamen, wie du sie zuvor beschleunigt hast, müßtest das Licht erlöschen, die Töne verklingen, das Leben absterben, die Wärme absterben lassen ebenso wie jede persönliche Empfindung deiner selbst bis deine Grenzen sich verwischen und auflösen – "

"Aber dann bin ich selbst nicht mehr."

"Du bist nicht mehr im menschlichen Wortsinn, den ich bisher gebraucht habe; doch ist erst der alte Bau deines Bewußtseins abgetragen und der Irrtum fortgeräumt, so wird sich dir der Sinn eröffnen für ein neues Licht, das nicht mehr von materiellen Strahlungen herrührt, sondern von den übersinnlichen Strahlen der stärkenden Erkenntnis. Dann wirst du sein wie der Blinde, der nur ein wirres Geflimmer von Lichtpunkten zwischen dem Dunkel gewahrt hatte und nun, plötzlich sehend geworden, die Herrlichkeit der Welt entdeckt. Dann wird in dir eine Ahnung aufleuchten von der höchsten Wirklichkeit, dem allumfassenden Geist, darin noch ungestaltet und schon unwiderruflich die Vorbilder aller möglichen Welten heranreifen, indes er, das Vorbild aller Vorbilder, alle in allen möglichen Welten mögliche Verwirklichung einschließt, ein jedes Geschöpf in sich begreifend, wie der Keim die Pflanze oder das neugeborene Kind in sich begreift, all dies Werdende, das schon vor dem Leben so lebensbereit ist, daß ein Sonnen- oder ein Liebesstrahl genügt, es zu erwecken. Du wirst dich über den schweigenden Abgrund beugen, wo

Wirklichkeit und Gedanke, Tat und Wollen eins sind wie Stimme und Wort und wo das Gute, das Böse, die Zeit, der Raum, die Schicksale noch ununterschieden, doch schon zukunftsfruchtig harren, ins Sein gerufen zu werden wie die Töne der Harfe, vorbestimmt zum Klingen, doch noch stumm in Erwartung des Harfners, der sie den Saiten entlocke ..."

"Clemens, wie sprichst du! Als ob deine Worte direkt aus der Ewigkeit kämen – !"

"Beginnst du nun zu begreifen?"

"Ich fühle mich wie ein Lamm, das vom Adler fortgetragen wird zu schwindelndem Flug ..."

"Bist du wieder müde?"

"Betäubt. Verlaß mich nicht. Gönn mir, daß ich mich fasse, – wieder feste Erde unter die Füße bekomme!"

Clemens lächelte.

"Verzeih," sagte Maximus, "was für ein Wort ist mir da entfahren! Erde unter den Füßen, – ach ..."

Kann man die Stille, den Raum hören? Miserere hörte sie nicht wirklich, doch in der einsamen Nacht nahm er etwas wahr wie ein feierlich-lautloses Rauschen, als würde das Fluten der Welt ihm vernehmbar durch einen neuen, den Sterblichen unbekanntem Sinn. Gegen den schwarzen Hintergrund des Himmels glänzten nie gesehene Sternbilder in reglosem Licht. Selbst Clemens, schattenhaft, wie er war, schien beziehungslos zu den Dingen, die er verkündete.

"Maximus, was denkst du?"

"Ich denke mir, der Mensch ist ein zu kleines Wesen für so viel Größe. Er braucht einen Herd, eine Heimat ..."

"Keine Sorge: du wirst, um dein Wort zu gebrauchen, eine neue Heimat finden, eine grenzenlose, allumfassende."

"Aber damit übergroße, nicht mehr mir entsprechende!"

"Übergroß für dein irdisches Empfinden, gewiß; bald aber kommt der Augenblick, da du dich von den kleinen Dingen losgelöst fühlen wirst, und dann –"

"Dann werde ich auch keine Teilnahme für irgendwas mehr empfinden."

"Du rechnest nicht genug mit den Hilfsquellen des menschlichen Geistes."

"Was zählt der menschliche Geist inmitten dieser Unermeßlichkeit?"

"Mehr, als du meinst. Es ist etwas in ihm, das in gewissem Sinn selbst die Größe der Sternenwelt übersteigt. Bedenke die Vernunft, die Fähigkeit des Ordnen und Schlußfolgerns, die immer wahrheitsnähere Vorstellungen auch vom Weltall zu geben vermögen! Es sind zwar nur Maße oder Formen, was wir erkennen, – jedoch glaubst du nicht, die bloße Tatsache, daß wir die Schöpfung von außen anschauen und ihre

Gesetze auf diese Weise ableiten können, genügt schon, um aus dem Menschen ein bevorzugtes Geschöpf zu machen? Es mag widersinnig sein, das Wesen des Menschen so hoch anzuschlagen, wenn man bedenkt, wie verschwindend klein er ist gegenüber dem Erdball und um wieviel kleiner wiederum die Erde gegenüber dem Weltall; doch was bedeutet all dies, wenn der Mensch in der Mathematik und Geometrie doch die einzigen allgemeinen Maßstäbe besitzt, so unverrückbar, daß sie auch für die Zukunft gelten, so großartig, daß ihre Kurven und Dreiecke sich selbst über die unergründlichsten Tiefen ziehen und berechnen lassen, nicht anders als der nur ahnende Geist jede Entfernung besiegt, indem er diese selben Tiefen mit einer Blitzesschnelle überspannt, mit der verglichen selbst die Geschwindigkeit des Lichts nur dem müden Flattern eines sterbenden Vogels gleichkommt? – Gewiß, ohne das Denken wäre die Menschheit nichts, doch am Denken gemessen verliert alles Endliche und zeitlich Bedingte seinen Wert: der menschliche Verstand wird nur vom ewigen und Unendlichen überwunden, das heißt von Gott."

"Doch wenn alles, was unter die Sinne fällt, Irrtum und Wahn ist, wie kann ich glauben, die Gedanken und Geistesregungen des Menschen gehörten der Wirklichkeit an?"

"Aber es gibt keine wirkendere Wirklichkeit als ein Werk des Geistes. Eben erst setzte ich dich in Erstaunen, als ich von den vielfältigen Wellen sprach, die uns umströmen; doch denke an die geistigen Kräfte, die dich ebenfalls umgeben, die Gedanken, Neigungen, Bestrebungen, die Gebete und Betrachtungen, die zu Gott emporsteigen, denk an die Einflüsse unserer sittlichen Handlungen, an die Verantwortlichkeiten, Verdienste, Vergehen, Erinnerungen! Gehen sie nicht in einer Welt vor sich, die von der materiellen Wirklichkeit verschieden ist und sie doch durchdringt? Du verstehst unter *materiell*: greifbar, doch ich habe dir ja erklärt, wie das, was du für greifbare Wirklichkeit hältst, nur die Einwirkung unendlich kleiner Kraftteilchen auf deine Sinne ist, gerade so, wie Musik nur die Einwirkung bewegter Luft auf dein Ohr ist. Im einen wie im andern Fall ist es dein Bewußsein, das die körperlichen Wahrnehmungen deutet und begrifflich verbindet. Doch das Klangbild gehört der Wirklichkeit viel mehr an als dein Ohr, das es vernimmt und das eines Tages zerstört sein wird – indes ein Lied, einmal ersonnen, ewig lebt. Und ebenso gehören in die Wirklichkeit auch die Eingebung, aus der dieses Lied geboren wurde, und die Gemütsbewegung, die es hervorrufen kann. Das Gehirn eines Toten ist eine greifbare, doch leblose und nicht denkende Wirklichkeit; dies Gehirn war, als es lebte, materiell von gleicher Beschaffenheit, doch damals dachte, träumte, erinnerte es sich. Und sind nicht Gedanke, Traum, Erinnerung ebenso wirkliche und gewiß wesentlichere Wirklichkeiten als der organische Stoff, woraus das Gehirn gebildet ist? Die erste und einzig feststellbare Wirklichkeit ist für den Menschen sein Ich, und dieses Ich ist

unendlich viel mehr als die Summe der ursächlichen Bestandteile und körperlichen Kräfte, woraus der Organismus besteht, denn im Organismus findet sich nicht das, was das Wesen des Ich ausmacht, nämlich Persönlichkeit und Bewußtsein. Und nicht nur ist das Ich dem Körper überlegen, nein, es überwindet ihn, den Zeitbeherrschten, auch durch die Fähigkeit, die allein dem Gedächtnis innewohnt: die Zeit rückläufig zu verfolgen! Das Gedächtnis, dieser Gegensinn der Zeit, bildet die Grundlage der Persönlichkeit, die doch nicht so sehr Ergebnis gegenwärtiger Lebensbedingungen ist als das ihrer Entwicklung, all der Handlungen, Bestrebungen, Gedanken, Gewohnheiten, Erinnerungen oder auch Schuldgefühle, die das Gedächtnis sich einverleibt hat und die es im geeigneten Augenblick aus seiner lebendigen Schatzkammer hervorholt, – wenn die Gegenwart zum Ich wird, indem sie sich mit der Vergangenheit verbindet. Doch tiefer noch, an der Wurzel des Ich, ist eine grundlegendere, unbedingtere Wirklichkeit, die nicht bloß über die Sinne und über die Zufälligkeiten unseres Schicksals, sondern auch über das Gedächtnis hinausgreift. Deine Persönlichkeit, das, was du in Herz und Sinnen hast, ist Verwirklichung jenes Unbedingten, ist Ausstrahlung jenes allumfassenden, alldurchdringenden, allseienden Wesens, in dem auch du und ich Erscheinungsformen von vielen sind. Wenn ich dich belehre und du mich verstehst, so ist, was zu dir gelangt, mein Geist selbst als Ausdruck jener unbedingten Wesenheit, die dich wie mich bildet und umgreift."

"O Clemens, du warst zum Menschlichen zurückgekehrt, und jetzt schiffst du wieder auf dem furchtbaren Meer des Unbekannten!"

"Dir scheint es ein furchtbares Meer – ?"

"So unermesslich und unergründlich jedenfalls, daß man sich darin verirrt. Ich höre auf deine Anweisungen als williger und lenksamer Schüler, ich mühe mich, dein Wort in mich aufzunehmen, doch ich bin geblendet von dem neuen Licht und kann mich daran nicht wärmen. Und das Schlimme ist, daß ich für dies alles ein *Warum* suche, einen Zweck, eine grundlegende Notwendigkeit, einen gerechten Plan – und mich verliere. Erklär mir wenigstens dies: gibt es ein Warum? Gibt es ein Gesetz der Gerechtigkeit?"

"Glaubst du, du forderst Geringes? Das Warum ist das Wesen der Erscheinung, wie der Geist das Wesen der Persönlichkeit ist, und wie dieser unerforschlich! Die Zeit wird kommen, da sich dir viele der Gesetze erschließen werden, die das All regieren, denn der Schöpfer hat den Sterblichen den Zugang zur Welt der Formen und Gestalten offengelassen; das Warum hat er sich selber vorbehalten und sie für jedes andre Begreifen mit dem Schleier undurchdringlichen Geheimnisses verhüllt. Überlege selbst: für wen kann Gott die Schöpfung gewollt haben, wenn nicht für sich selbst, da er allein war, ehe er sie ins Dasein rief, und wieder allein sein wird, wenn die Welt ins Nichts zerfallen sein wird? – Fordere also kein Warum von einem Weltenall, das vielleicht nur ein Spiel ist, aufgeblüht in der Gottheit ohne Sinn und Zweck, wie ein

Lied erblüht auf den Lippen des Wanderers oder ein Märchen in der Phantasie des Dichters! – Und wer sagt dir, daß außer dieser Welt, die du wahrnimmst, diesem Gebilde aus Zeit und Raum, nicht andre Welten sind, mit denen verglichen diese hier die unbedeutendste sein könnte – die Welt der reinen Zahl etwa oder die Welt des reinen Lebens oder die Welt des Geistes oder die des Willens oder die sittliche Welt, und wer weiß was noch? – Und können nicht auch unser Schlaf oder unser Traum flüchtige Wanderungen unserer Seele in eine dieser unbekanntenen Weltordnungen sein?"

"Vielleicht liegt in diesen jenseits unsrer Wahrnehmung seienden Welten der Schlüssel zur ewigen Gerechtigkeit ..."

"Es könnte sein. Gewiß ist die Gerechtigkeit kein Recht, das einem Geschöpf zusteht; sie ist nicht bestimmt, den Gang der zeitlichen Begebenheiten im einzelnen zu regeln. Sie ist eher der Abschluß eines in Entwicklung begriffenen Geschehens, und allenfalls dieser Abschluß kann die sonst sinnlosen Zwischenstufen rechtfertigen, die eine Entwicklung nacheinander durchläuft. Gerechtigkeit oder Ausgleich ist also das Ziel, nach dem die Wirrnis der anscheinenden Ungerechtigkeiten aller Tage hinstrebt, – wie Ruhe das Ziel ist, in dem die vorübergehenden Abläufe der Bewegungen münden. Auch diese Wahrheit wird dir mit der Zeit faßbar werden, und du wirst lernen, selbst das Böse als gottgeschaffen anzuerkennen."

"Aber unser sittliches Elend, unsere Sünden, wohin stellst du sie?" Durch die Vorstellung von Gerechtigkeit war in Miserere mit einemmal der Gedanke erwacht, er habe Rechenschaft abzulegen. War er etwa nicht gestorben? Wo war das Letzte Gericht? Wo die Richter, wo die anderen abgeschiedenen Seelen? Ihm schien, in der Unermeßlichkeit des Alls inmitten des schweigeneden Funkelns der Sterne sei niemand; niemand als Clemens und er und allenfalls ein anderes Gegenwärtiges, das, bislang unbemerkt, plötzlich neben ihm aufgetaucht war wie ein Schatten, wie ein Gespenst: sein sittliches Gewissen als Mensch und Christ mit seinem Gefolge von Erinnerungem, Beklagungen, Reuegefühlen, einem Hirten vergleichbar, der eine Herde von Schafen hinter sich herführt, weiße mit schwarzen gemischt – die schwarzen Schafe seiner von ihm unzertrennlichen, seiner unverbesserlichen, geliebten Sünden: übermäßige Selbstsucht und Erdenlust, Zerstreung des Geistes, sinnliche Begier und Liebe. "Und das Gericht?" fragte er angstvoll. "Und die Strafe für unser Verhalten?"

"Fühlst du Furcht?" Clemens blickte ihn nachsichtig lächelnd an. "Sei ruhig."

"Doch wann werde ich wissen dürfen – "

"Warte deine Stunde ab."

Ja, Maximus empfand, er konnte Clemens vertrauen und auf seine heitere Mitteilsamkeit bauen, doch ihm blieb ihm ein Gefühl zu schweben, ohne Halt und Stütze zu sein. "Und die andern?"

"Welche andern?"

Unerwartetes geschah in Miserere: sein Denken und Wünschen war nicht mehr den auf der Erde zurückgelassenen Freunden und Angehörigen zugewandt, sondern den Toten. War das schon ein Beginn des neuen Lebens?

"Wer sind die andern, die du suchst?" fragte Clemens abermals.

"Andreas ... du kanntest ihn doch; entsinnst du dich? Und dann Lucilla ..."

"Wer ist Lucilla?"

"Ein Mädchen, das mit uns lebte, bei Muzius. Sie hatte versprochen, mir hier entgegentzukommen."

"Was sagst du?"

"Ja, mir im Jenseits entgegentzukommen, wenn sie vor mir stürbe. Ich verstehe nicht – sie ist doch schon vor einigen Wochen verschieden ... Und sie war das reinste, unschuldigste Geschöpf von dieser Welt."

"Von jener Welt, willst du sagen. Nun, wenn es so ist, wirst du sie gewiß bald sehen."

"Ich hatte gemeint, du würdest sie längst kennen."

"Es kommen so viele!"

"Aber wie hast du mich finden können? Wer hat dich gesandt?"

"Muzius."

"Muzius? Ist er tot?"

"Nein, er ist noch auf der Erde."

"Wie geht das zu?"

"Armer Maximus, ich weiß, anfangs ist es schwer zu begreifen. Die menschliche Vernunft führt hier zu nichts; es dient nur das ahnende Gefühl. Erinnerst du dich, wie ich von Philosophie nichts wissen wollte? Nun wohl, zuletzt hatte ich doch recht: auf der Erde gelangt man nicht weit, man muß hierher kommen, um zu verstehen."

"So war ich nicht töricht, als ich mir Andreas im Paradies vorstellte, wie er der Zwiesprache zwischen dem höchsten Gott und dem Demiurgen lauscht und vollkommen fähig ist, jedem Wort zu folgen?"

"Was soll dein Demiurg? Wozu braucht es einen eigenen Weltenschöpfer? Alles ist so einfach! Komm mit mir, und allmählich wirst du begreifen."

"Werde ich wirklich begreifen? Die Geheimnisse der Schöpfung, der Unsterblichkeit, der Vorbestimmung? Wirst du mich lehren, von Gott, von mir und meinem Schicksal alles zu verstehen, was mir zugänglich ist? Und werde ich nicht verdammt sein? Wird ich bei dir bleiben dürfen? – Du verläßt mich doch nicht, Clemens, läßt mich nicht allein! Und werde ich Andreas wiedersehen? Und auch ... auch die andern?"

"Ja doch, mein lieber Sohn, Sorge nicht, du wirst Andreas wiedersehen und auch diese deine Lucilla, denke ich, und du wirst nicht verdammt sein, und ich werde dir alles erklären."

"Sogleich?"

"Immer die alte Ungeduld!"

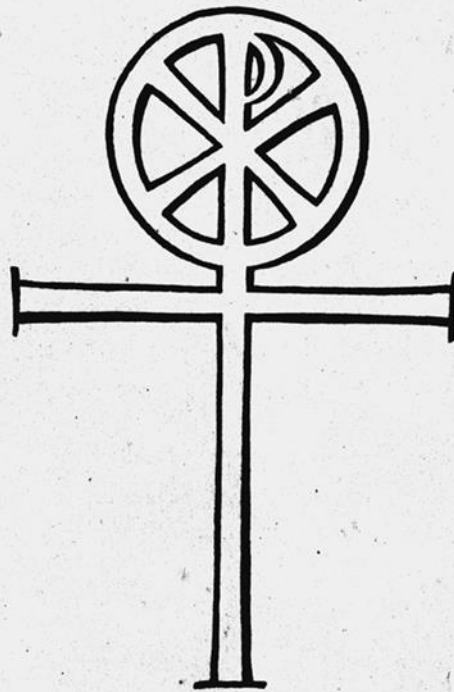
"Sei gut, beginne augenblicklich. Und überhaupt: soll ich mich vom Nachklang der Erde lösen, mußt du mich umso fester zu dir hinüberziehn."

"Gut, Miserere – ich sehe, du vermagst dein Bewußtsein zu schärfen, um deine Ungeduld zu rechtfertigen. Desto besser. Die Abwendung deiner Wißbegier von den irdischen Dingen und ihre Hinwendung zu den göttlichen ist schon ein Zeichen deiner neuen Haltung. Willst du, daß ich dich unterweise, so bemühe dich, demütig zu sein, bescheiden; erwarte die Erleuchtung in frommer, hingebungsvoller Erwartung und Begnadung, wie es die göttliche Jungfrau gegenüber dem Engel der Verkündigung getan haben mag und wie es der Gläubige gegenüber dem Brot der Heiligen Eucharistie tut. – Spann' deine Fähigkeiten nicht an, entspanne sie vielmehr zu gelassener Empfänglichkeit, öffne weit die Tore deines Geistes, um meine Worte in tiefer Ruhe aufzunehmen. – Bedenke, daß alles, was ich dir bis jetzt gesagt habe, nur der Schatten der ewigen Wahrheit ist. Ich werde dich einweihen. Sobald ich dich den höchsten Dingen gewachsen erlebe, werde ich den Schleier lüften und dir einfach sagen: *Sieh und schaue!* Und ohne weitere Worte von mir wirst du dann vom Licht des Unsagbaren überflutet sein, das sich dir offenbaren wird nicht durch Wahrnehmung oder Begreifen, sondern durch die Liebe ... da das Licht in dir selbst lebendig sein wird. – Bist du bereit, diese Gnade zu empfangen? Dann höre und nimm auf. Wisse denn, daß Gott ..."

Clemens durchmaß die Unendlichkeit, während er mit ruhiger Sicherheit zu dem Gefährten sprach. Miserere lauschte, hingenommen von dem, was er vernahm, ohne an anderes zu denken, ohne an sich selbst zu denken oder an die liebliche, demutsvolle Erde.

ALBERTO ALBERTINI

Zwei Jahre



HERBERT REICHNER VERLAG

354

NACHWORT 2016

Ich sah die Einsamkeit des Menschen als riesige, erstarrte Woge, zurückgehalten durch die unsichtbare Wand eines Sinnbilds.

CARLOS CASTANEDA: REISE NACH IXTLAN

Sie gebären rittlings über dem Grabe, der Tag erglänzt einen Augenblick und dann von neuem die Nacht.

SAMUEL BECKETT: WARTEN AUF GODOT

(...) denn gewaltsam wie der Tod ist die Liebe (...)

SCHRIFT. DIE SCHRIFTWERKE (Gesang der Gesänge/Das Hohelied Salomos),
Buber/Rosenzweig

(...) die eigenthümlichen Beziehungen unserer ewig geheimnisvollen und nicht zu enträthselnden, aber oft wie einen Blitz unser Inneres durchleuchtenden Musik zur Realität. Und Sie werden es fühlen, daß die einzige wahre Realität auf Erden unser Gemüth ist – und daß alle Wirklichkeit für den, der dies erfährt, nur ein Schemen, ein nichtiger Schemen ist. – Und zwar bitte ich Sie, dies nicht für einen "poetischen" Vergleich zu halten: sondern eine Erkenntniß, welche auch von dem nüchternen Blick des Verstandes ihre unwiderrufliche Geltung behalten wird.

GUSTAV MAHLER (Brief an Alma Schindler, 5. 12. 1901)

"In mir ein großes gebäude – das gefühl für die raumlosigkeit ..."

Ninives (1983)¹²

Man sagt immer der Mensch könne sich durch feste vorhergehende Vorstellung eines Übels darauf vorbereiten. So sehr ich mir dieß zum Studium mache so fühle ich doch daß es unmöglich ist. Ich kann mir den Tod derer die ich liebe noch so oft vorstellen so ist es ein bloße Formel. Ich fühle daß auch dieß der Erfahrung allein vorbehalten ist.
IDA V. LÜTTICHAU (Tagebuch 22.10.1822)¹³

Unser Gehirn ist kein Organ zur Erkenntnis der Natur, sondern ein Organ zum Überleben.

HOIMAR V. DITFURTH: ZUSAMMENHÄNGE

Credo quia absurdum est.

Nach TERTULLIAN

Gott sprach zu Mosche: Ich werde dasein, als der ich dasein werde.

SCHRIFT. DIE FÜNF BÜCHER DER WEISUNG (Namen 3,15/Exodus), Buber/Rosenzweig

Ich glaube an dieses sinnlose, herrliche Chaos der Existenz. Und ich bin bereit, mit ihm zu gehen, wo immer es hinführt. Ich habe kein Ziel, denn die Existenz hat kein Ziel. Sie ist einfach nur da – treibt Knospen, treibt Blüten, tanzt drauflos, aber fragt nicht warum. Sie ist ein einziges Überströmen von Energie .. ohne jeden Grund.

OSHO: JENSEITS VON PSYCHOLOGIE I

¹² in: MONDRIAN V. LÜTTICHAU: WENN WIR UNS ALLE WIEDERFINDEN (leipzig 2009, seite 52)

¹³ in: WAHRHEIT DER SEELE – IDA V. LÜTTICHAU (leipzig 2010, seite 54)

Unser grundlegendes bewußtsein um den tod unterscheidet uns wohl von den tieren; typisch für unsere zivilisation ist die vielfältig kaschierte hilflosigkeit, uns gedanklich und affektiv mit der endlichkeit des persönlichen (menschlichen) lebens zu befassen. Insbesondere von dem definitiven wissen, selbst in relativ naher zeit zu sterben, während um uns herum alles weiterlebt, sind wir überfordert.

In diesem 1936 in österreich auf deutsch erschienenen philosophisch-spirituellen entwicklungsroman geht es zunächst um einen jungen römer im 4. jahrhundert unserer zeitrechnung, maximus – oder miserere (barmherzigkeit), wie er selbst genannt werden möchte –, dem von gott nur noch eine lebenszeit von genau zwei jahren zuerkannt wird. Auf grundlage dieses gedankenexperiments entfaltet der italienische autor alberto albertini (1879 – 1954) auf mehreren ebene(n) kaleidoskopische reflexionen zum wesen von leben und tod, zur wahrheit von (christlicher) religion. Dies ist ein literarisches (kein philosophisches) werk, in dem der autor mögliche antworten auf diese existenziellen fragen in poetischer phantasie gestaltet.

Muzius, mönch und wundertäter, ist eine art gegenspieler des jungen miserere. Er scheint ideologisch angekommen; dieser potentielle schutzheilige der sozialarbeiter steht bei all seiner persönlichen redlichkeit und nächstenliebe zunächst für ein reichlich mechanistisches, unspirituelles sammelsurium (vor-reformatorischer) christlicher rhetorik. Der sensible, aber orientierungslose, narzißtisch verwundete 22jährige maximus (dem zweifellos ein väterliches vorbild fehlt) mag sich nichts überstülpen lassen; er hat nur noch zwei jahre, seine persönlichen wahrheit, den sinn seines lebens zu finden. Im verlauf der handlung zeigen beide sich lernfähig. Gewisse wundertaten des *heiligen* muzius sind teil des gedankenexperiments, zudem tragen sie zur historischen authentizität des romans bei. Uns steht es frei, sie darüberhinaus als ausdruck göttlichen wirkens oder als (auto-)suggestive phänomene (remissionen bestehender krankheiten bzw. psychogener tod) zu verstehen. Meditative versenkung kann nahtoderfahrungen ermöglichen, die (beim autor!) kern des abschließenden kapitels gebildet haben könnten; aber derlei bleibt spekulativ.

In alltagsorientierten, keineswegs professoralen diskursen zwischen den zwölf personen der handlung mit ihren je eigenen blickwinkeln auf tod, leben und religion fächert sich das thema spannungsvoll und unvorhersehbar auf. Spiritualität als moment unserer wohl grundlegenden, zivilisationsübergreifenden bewußtseinsentwicklung wird dabei deutlich von organisierter monotheistischer religion abgegrenzt, wobei die möglichkeit einer versöhnung im sinne des panentheismus¹⁴ im verlauf der handlung vorstellbar wird.

¹⁴ Der panentheismus meint, daß die welt zwar in gott enthalten ist, dieser aber umfassender als jene gedacht wird. Gott und welt sind hier also ausdrücklich nicht identisch. Der panentheismus steht so in der mitte zwischen pantheismus (immanenz gottes in der welt) und theismus (transzendenz gottes zur welt). (Nach Wikipedia)

Der roman will keineswegs die römische oder frühchristliche realität darstellen, obwohl manche szenen an antike komödien erinnern;¹⁵ er bleibt bis zum schluß gedankenexperiment, das sich neben anderen blickwinkeln auch einiger elemente jener zeit bedient, eine versuchsanordnung zu leben & tod, religion & menschlichem bewußtsein, – aber wer würde heutzutage über derlei noch unbefangen reflektieren? Allenfalls wissenschaftler auf grundlage ihrer fachspezifischen axiome; darum geht es albertini nicht. Die lokalisierung im 4. jahrhundert unserer zeitrechnung ermöglicht es (zumindest in einem roman), existenzielle grundfragen in jener naivität zu befragen, mit der sie bei uns allen zumindest in der jugendzeit aufkommen, bevor wir sie verdrängen zugunsten der sogenannten realität, sie delegieren an die wissenschaften und uns selbst verlieren in der *gesellschaft des spektakels* (guy debord). – Im verlauf der handlung integriert der autor in diesen naiven blickwinkel seiner protagonistInnen zunehmend naturwissenschaftliche und philosophische erkenntnisse neuerer zeiten. Unangestrengt entfalten sich grundlegende erkenntnistheoretische menscheitsfragen, das biblische buch Hiob und konzeptionen des augustinus stehen neben überlegungen "heidnischer" philosophen (sokrates, platon, heraklit) und dichter (vergil, dante), die frage nach dem wesen der zeit taucht auf, später klingen auch buddhistische, hinduistische (ramana maharshi) und jüdische (martin buber)¹⁶ momente an. Ein hauptmotiv des buches findet sich bereits in den ersten kapiteln: "Die Menschheit ist ein unendlich kleiner Teil der Natur" – oder: "Der Wind, nicht der Mensch, ist König der Erde, Atem der Erde, Stimme der Erde". Möglicherweise ging dem roman eine umfassende auseinandersetzung mit ludwig feuerbachs anthropologie voraus. Manche überlegungen scheinen auf teilhard de chardins christliche kosmologie zu verweisen. Im schlußkapitel stellt albertini den christlichen glaubensbekenntnissen des wundertäters (vom beginn des buches) geradezu kontrapunktisch funkelnde imaginationen damals neuer erkenntnisse aus astronomie, quantenphysik und relativitätstheorie gegenüber; deutlich wird, daß beide blickwinkel einander keineswegs unbedingt widersprechen.

357

Albertinis haltung hat nichts abstrakt philosophierendes; er bleibt den konkreten menschen achtsam, mit altersweiser, resignierter ironie zugeneigt. Unzählige facetten von menschlicher verrückung und menschlicher wahrheit werden berührt; das nachdenken atmet in den einzelnen szenen (meist sind es gespräche), die erzählung schwingt in weiten wellen – in manchem erinnert mich das buch an adalbert stifters NACHSOMMER. Seite für seite lädt es uns zur selbstbefragung ein. Manche szenen enthüllen jäh qualvolle momente des menschlichen alleinseins, unserer unabänderlichen selbstentfremdung vom ganzen der natur – zerreißen die kultivierte nachdenklichkeit des lesers. Aber auch die liebe spricht ...

Wie gehen unterschiedliche menschen mit der realität des sterbens, des todes um? Hier wird nichts mit konventionellen phrasen umschrieben; der autor hat menschliche haltungen, empfindungen, reaktionen subtil analysiert, er führt uns durch das panorama eines totenanzes. "Vielleicht sind die Rätsel des Todes, aus der Nähe gesehn, einfacher als die des Lebens", ahnt maximus. Eher noch sind die rätsel des todes in wahrheit rätsel des lebens, zeigt sich ihm post mortem.

¹⁵ Abgesehen davon läßt die antike (römische wie griechische) literatur ahnen, daß sich das pandämonium der zwischenmenschlichen beziehungen damals kaum vom heutigen unterschieden haben dürfte. Als einstiege eignen sich arbeiten des altphilologen volker ebersbach.

¹⁶ Siehe unter anderem bei martin buber: ZWIESPRACHE. TRAKTAT VOM DIALOGISCHEN LEBEN (heidelberg 1978).

Unbekümmert umgehen mit der tatsache der sterblichkeit können wir bekanntlich nur, solange sie abstrakt bleibt: andere sterben, nicht wir selbst, nicht unsere nächsten angehörigen. Meist erst in höherem lebensalter wird uns die begrenzttheit der noch zu erwartenden jahre bewußt. Spätestens dann kommt für uns alle die frage: womit wollen wir die (wenn auch zeitlich nicht bestimmte) verbleibende lebenszeit nutzen? was hat priorität für uns? – Nicht zuletzt: wie geht das, abschied von der welt nehmen? Wir alle leben allzugerne in reminiszenzen an vergangenes, wir träumen und planen in die zukunft – das hier und jetzt, das allein leben bedeutet, achten wir im alltag kaum (vgl. osho). Auch deshalb ignorieren wir, was für uns alle in jedem augenblick unseres lebens gilt: *"Jeder Atemzug bringt mich dem Verfallstag näher, jeder Pulsschlag ..."* Dem jungen maximus wird dies schmerzlich bewußt; er soll leben mit dem urteil gottes: nur noch zwei jahre! –

Diese ebene der reflexion läßt sich übertragen auf die heutige situation bei schweren, zum tod führenden erkrankungen. Ein möglicher schwerpunkt liegt dann auf der unterstützung des sterbenden dabei, sich von der erde zu lösen,¹⁷ ein anderer liegt auf der mehr oder weniger spirituell orientierten lebenszugewandtheit unter den gegebenen möglichkeiten: *Das leben lebt – bis zuletzt*. Es zu finden (bis zuletzt), ist ein guter weg des sterbens.¹⁸

In dem gedankenexperiment dieses romans stehen maximus und seine freunde und verwandte darüberhinaus vor der notwendigkeit, zu entscheiden, ob sie dieses gottesurteil ernstnehmen, ob sie muzius, dem wundertätigen boten gottes glauben wollen ... ob sie an gott glauben wollen. Im römischen 4. jahrhundert unserer zeitrechnung ist die christliche religion noch weniger selbstverständlich als in späteren jahrhunderten – darin unserer gesellschaftlichen situation wieder näher.

Maximus, der junge protagonist, hatte eine zweifellos problematische kindheit: zwischen überinvolvierter, besitzergreifender mutter und zumeist hilflos-grüblerisch sich entziehendem vater. Geborgenheit, ja: urvertrauen hat er offenbar vorrangig in der natur erfahren und sich in verträumter phantasie selbst geschaffen. Hier liegt seine genuine spiritualität; der glaube an einen christlichen gott ist ihm zweifellos anpassung an soziale vorgaben seiner umgebung. In jugendlicher störrischkeit beharrt er darauf, auch angesichts seiner verzweiflung über den offenbar in bälde zu erwartenden eigenen tod – über das leben nachzudenken. Daß dies sinn macht, nicht nur für miserere, macht den wesentlichen inhalt des buches aus.¹⁹ Auch alle anderen hauptpersonen zeigen unterschiedliche möglichkeiten des individuellen zugangs zu leben und tod, wobei gott und die religion bei allen außer dem wundertätigen mönch muzius deutlich unterrepräsentiert ist.

Hier liegt das andere thema des buches: kritisches nachdenken über christlichen glauben. Deutlich wird, wie nahe christliche versenkung buddhistischer meditation sein kann, aber auch, daß der glaube an götter nicht zuletzt eine antwort auf existenzielle fragen sein kann, die sich uns menschen aus der natur unseres bewußtseins heraus notwendigerweise stellen.

¹⁷ So die arbeiten von ELISABETH KÜBLER-ROSS.

¹⁸ Unter anderem bei TREYA K. WILBER /KEN WILBER: MUT UND GNADE (bern 1992) bzw. SIGRUN V. VIETINGHOFF-SCHEEL: SEHT DOCH, WIE SIE LEBEN (frankfurt/m. 1991)

¹⁹ Siehe auch ein vergleichbares, jedoch geradezu komplementäres gedankenexperiment von SIMONE DE BEAUVOIR: TOUS LES HOMMES SONT MORTELS (ALLE MENSCHEN SIND STERBLICH).

"Für einen Christen ist Zweck des Lebens der Tod; es ist die Prüfung, die wir ablegen müssen, um zum Tod zu gelangen", erklärt der Mönch. Dem muß der junge Maximus widersprechen mit jeder Faser seines Lebensgefühls: "Auch das Leben ist ein Geschenk des Schöpfers." – "Für eine solche Auffassung genügt der heidnische Olymp und Christus brauchte nicht zu kommen." Auch diese Alternativen und die Möglichkeiten ihrer Gewichtung sind Thema des Buches: Was ist das Leben wert, wenn doch der Tod kommt? Wie ist das Verhältnis zwischen Diesseits und Jenseits zu sehen?²⁰

Auch um die Verwirrung und das Leid geht es, die christliche Dogmatik in individuellen Schicksalen anrichten kann, wodurch sie nicht selten eher eigennützige, bösartige Impulse stärkt. Religiöser Glaube, Dogmatik und Sophisterei trennt oftmals nur ein Hauch.²¹ Es wird deutlich, wie *der Wille Gottes* zum Joker für fast beliebige höchst menschliche Intentionen, Argumente, Bedürfnisse und Affekte wird, natürlich auch Ehrenwerte. Peripher in diesem Roman, jedoch nicht ausgeklammert wird eine zutiefst unspirituelle, merkantilistische, psychohygienische Funktion der organisierten Religion: als *opium des Volkes* (Karl Marx).

Manchmal spüren wir einen *advocatus diaboli* durch die Sätze huschen – und können doch nicht sicher ausmachen, hinter welchem Argument er sich jeweils versteckt. (Geradezu eine große Rochade mephistophelischer Theologie ist zweifellos der Satz: "Gewiß, ohne das Denken wäre die Menschheit nichts, doch am Denken gemessen verliert alles Endliche und zeitlich Bedingte seinen Wert: der menschliche Verstand wird nur vom Ewigen und Unendlichen überwunden, das heißt von Gott.")

Möglicherweise läßt Alberto Albertini seine LeserInnen in diesem Buch nicht zuletzt teilhaben an seiner Suche nach einer gewissermaßen liberalistischen religiösen Haltung, in der Philosophie und Agnostizismus, Naturwissenschaft und individuelle Psychologie gleichermaßen aufgehoben sind ...

Der Autor und sein Buch

Alberto Albertini (1879-1954)²² war ursprünglich Jurist. Seit 1899 hatte er neben seinem Bruder Luigi leitende Funktion bei der *CORRIERE DELLA SERA*. Diese Zeitung entwickelte sich etwa zwischen 1910 und 1930 zur bis heute einflussreichsten unabhängigen Tageszeitung Italiens. Als Mussolini 1922 die Macht ergriff, opponierte Luigi Albertini, als Herausgeber des *Corriere della Sera*, offen gegen den Faschismus. Infolgedessen war er 1925 gezwungen, die Leitung des Blattes abzugeben an seinen Bruder Alberto. – Alberto Albertini trat in seinen späteren Lebensjahren vor

²⁰ In der christlichen Lehre war Jesus Christus der Erlöser; in der jüdischen Lehre ist der Erlöser noch nicht gekommen, er wird (bis heute) erst erwartet. Das unmittelbare Bündnis Gottes mit den Juden als Gemeinschaft legt das Gewicht der Religio (als Rückbindung an eine übergeordnete Grundlage menschlichen Seins) auch deshalb auf die diesseitige menschliche Gemeinschaft: Gottes Wahrheit läßt sich nur im menschlichen miteinander verwirklichen. Siehe unter anderem bei Martha Wertheimer: *ENTSCHEIDUNG UND UMGKEHR* (1937; wiederveröffentlicht bei A+C: Leipzig 2010).

²¹ Die Erinnerung an die – durchaus zwiespältige – Beziehung zwischen Héloïse und Abaelard drängte sich mir auf. *ABAEIARD: DIE LEIDENSGESCHICHTE UND DER BRIEFWECHSEL MIT HÉLOÏSA*. Übertragen und hrsg. von Eberhard Brost. Mit einem Nachwort zur 4. Auflage von Walter Berschin (Heidelberg 1979; Verlag Lambert Schneider). Siehe auch – aus unserer Zeit – den seinerzeit berühmten Roman *UNTER DEN DOLOMITEN* (1898) des zu Unrecht vergessenen Schriftstellers Konrad Telmann.

²² Es gibt sowohl einen Opernsänger als auch einen Maler desselben Namens.

allem mit belletristischen arbeiten hervor; in italien gibt es zunehmend neuauflagen seiner werke, außerhalb italiens ist er wohl kaum je bekannt geworden.

Hier eine werklste (aufgrund unsystematischer internetrecherche):

- ❖ DUE ANNI. Romanzo (1934), englische übersetzung: TWO YEARS TO LIVE (1936), deutsche übersetzung: ZWEI JAHRE (1936)
- ❖ CRESO. Romanzo (1937)
- ❖ FAIRPLAY. UNA GRANDE PARTITA
- ❖ MOZART. LA VITA – LE OPERE
- ❖ BEETHOVEN. L'UOMO (Milano 1931)
- ❖ BRIXIANA. NOTE DI STORIA ED EPIGRAFIA
- ❖ TRA EPOCHE OPPOSTE. DIARIO CAPRESE 1943-1944
- ❖ LA CITTÀ MOLLE
- ❖ VITA DI LUIGI ALBERTINI (1945)
- ❖ ANTOLOGIA VIRGILIANA: BUCOLICHE E GEORGICHE (Herausgeber A.A.)
- ❖ NASCERE DUE VOLTE. LE STRAORDINARIE OPPORTUNITÀ DELLA SCRITTURA DI GIUSEPPE PONTIGGIA
- ❖ IN PAROLE POVERE
- ❖ LE CESSIONI DI STIPENDIO DEL PERSONALE DEGLI ENTI LOCALI
- ❖ UNA NUOVA LUCE PER L'IDENTIFICAZIONE DI ANDES?

Alberto albertini fühlte sich dem italienischen philosophen benedetto croce verbunden, er übersetzte DAS WUNDERKIND von thomas mann ins italienische (mit einleitung) und unterzeichnete die von thomas mann und stefan zweig formulierte *Glückwunschadresse zu Sigmund Freuds 80. Geburtstag* (1936).²³ Stefan zweig stellte möglicherweise den kontakt zu dem österreichischen HERBERT REICHNER VERLAG her.

Der 1899 in wien geborene herbert reichner gründete seinen verlag um das jahr 1925 mit bibliophilen veröffentlichungen. Erst nach 1933 begann reichner werke aus dem bereich musik, literatur und geschichte zu verlegen. Es erschienen manche bis heute musikwissenschaftlich relevante arbeiten (willi reichs alban berg-biografie, arbeiten paul stefans, bruno walters buch über gustav mahler), übersetzungen von werken katherine mansfields, luigi pirandellos, alexander jakowlews. Weitere autoren waren der im KZ auschwitz ermordete jüdische rechtsanwalt und schriftsteller heinrich steinitz (unter dem pseudonym karl heinrich stein erschien 1936 TILMAN RIEMENSCHNEIDER IM DEUTSCHEN BAUERNKRIEG), elias canetti (erstveröffentlichung des bedeutenden romans DIE BLENDUNG) und rilke. Bis 1938 erschienen alle werke stefan zweigs in deutscher sprache bei reichner, weshalb er für das NS-regime als "judenverlag" galt. Als ausländischer verlag konnte reichner jedoch nach deutschland liefern – bis zur annektion österreichs. Herbert reichner und seine frau verließen umgehend wien und

²³ Quelle: Freud Museum London

reisten zunächst nach zürich, 1939 weiter nach new york. – Der "herrenlose" verlag wurde von den nazis liquidiert.²⁴

Das vorliegende buch von alberto albertini war auf deutsch 1936 veröffentlicht worden – als sternschnuppe, für die es zumindest eine deutschsprachige öffentlichkeit damals nicht geben sollte.

Um 1987 fand ich mein exemplar bei *Trödel-Erna* in der neuköllner reuterstraße. – Jahrelang habe ich zunächst erwartet und später gehofft, daß dieses verschollene meisterwerk der europäischen literatur neu entdeckt würde von einem printverlag und wiederveröffentlicht (in einer ähnlich schönen ausgabe wie derjenigen des HERBERT REICHNER VERLAGS); aber wie ließe sich so ein buch heutzutage vermarkten?! Dabei bin ich sicher, daß es leserInnen finden kann gerade in unserer von relativität und verdinglichung bestimmten zeit, in der die besinnung auf spirituelle, ethische, affektive grundlagen unseres menschseins unabdingbar scheint. In einer der zunehmend globalisierten spiritualität des 21. jahrhunderts angemessenen weise ist dieser verschollene roman vielleicht ein werk der weltliteratur.

An der übersetzung habe ich (ohne kenntnis des italienischen) minimale syntaktische und stilistische korrekturen vorgenommen sowie einige argumentationsgänge (hoffentlich) etwas geklärt. Einer neigung der übersetzerin²⁵ zu altertümlichen wendungen und umständlichen satzgebilden²⁶ habe ich gelegentlich gegengesteuert. Nach einigem zaudern habe ich eine kurze passage (im original seite 432/3) aus dem neuen text gestrichen und mit [...] markiert. Der autor malt dort gefühlsregungen der mutter und monikas aus, die maximus (post mortem) in durchaus konventioneller weise spiegelt. Zum poetisch phantasierten blickwinkel des protagonisten im entsprechenden augenblick paßt dies nicht; mir scheint es eine konzession an die einföhlung des lesers zu sein, die hier nicht nur unplausibel ist, sondern – zumindest für mein empfinden – geradezu ein kompositorischer fehler.

Die neuherausgabe etlicher werke albertinis in italien macht hoffnung, daß dieser autor nun doch noch einmal dem vergessen entrissen werden wird. Auch dazu möchte meine wiederveröffentlichung beitragen. Sie ist der erinnerung an TREYA KILLAM WILBER gewidmet.

Mondrian graf v. lüttichau

²⁴ Quelle der verlagsgeschichte: http://verlagsgeschichte.murrayhall.com/?page_id=426 (dort ausführlicher!)

²⁵ Dora mitzky (geb. 1887), seit 1913 in münchen lebende österreicherin, später lektorin für germanistik in milano, 1948 naturalisiert in england. Übersetzerin aus dem italienischen und englischen.

²⁶ Beim autor als journalisten und seinerzeit mitherausgeber der bedeutendsten fortschrittlichen zeitung italiens kann ich mir diese neigung kaum vorstellen.

ANHANG

"Einstmals, Mönche, lebte einmal hier in Sāvattḥī ein König. Der befahl einem Mann: Geh, lieber Mann, und wo du in Sāvattḥī von Geburt Blinde findest, da laß sie alle an einem Platz zusammenkommen. Jawohl, Majestät, antwortete der Mann dem König gehorsam, versammelte alle Blindgeborenen von Sāvattḥī, begab sich zum König und meldete: Alle von Geburt Blinden aus Sāvattḥī sind versammelt. - Gut, dann laß den Blinden einen Elefanten vorführen. - Jawohl, Majestät, sprach der Mann zum König und ließ den Blinden einen Elefanten vorführen: Das, ihr Blinden, ist ein Elefant. Einigen der Blindgeborenen führte er den Kopf des Elefanten vor: Das ist ein Elefant, ihr Blinden, anderen ein Ohr: Das ist ein Elefant, ihr Blinden, anderen einen Stoßzahn: Das ist ein Elefant, ihr Blinden, anderen den Rüssel: Das ist ein Elefant, ihr Blinden, anderen den Rumpf: Das ist ein Elefant, ihr Blinden, anderen einen Fuß: Das ist ein Elefant, ihr Blinden, anderen das Hinterteil: Das ist ein Elefant, ihr Blinden, anderen den Schwanz: Das ist ein Elefant, ihr Blinden, anderen die Schwanzquaste: Das ist ein Elefant, ihr Blinden.

Nachdem der Mann den Blindgeborenen den Elefanten vorgeführt hatte, ging er zum König und sprach zu ihm: Majestät: ich habe den Blindgeborenen den Elefanten vorgeführt; tu, was dir nun recht ist. Da begab sich der König zu den Blinden und sprach zu ihnen: Ihr habt einen Elefanten erlebt, ihr Blinden? - So ist es, Majestät. Wir haben einen Elefanten erlebt. - Nun sagt mir, ihr Blinden: Was ist denn ein Elefant? Da antworteten die Blindgeborenen, die den Kopf zu fassen bekommen hatten: Ein Elefant, Majestät, ist wie ein Kessel; die das Ohr zu fassen bekommen hatten, antworteten: Ein Elefant, Majestät, ist wie ein Worfelkorb; die einen Stoßzahn zu fassen bekommen hatten, antworteten: Ein Elefant, Majestät, ist wie der Stock eines Pfluges; ein anderer, der den Rüssel erwischt hatte, antwortete: Ein Elefant, Majestät, ist wie ein Pflugholz; ein anderer, der an den Rumpf gekommen war, antwortete: Ein Elefant, Majestät, ist wie eine Vorratsstonne; ein weiterer, der einen Fuß berührt hatte, antwortete: Ein Elefant, Majestät, ist wie ein Pfosten; der nächste, der das Hinterteil betastet hatte, antwortete: Ein Elefant, Majestät, ist wie ein Mörser; wieder einer, der an den Schwanz geraten war, antwortete: Ein Elefant, Majestät, ist wie der Stößel; ein anderer, der die Schwanzquaste angefaßt hatte, antwortete: Ein Elefant, Majestät, ist wie ein Besen. Und so prügelten sie aufeinander mit den Fäusten ein: So ist ein Elefant, nicht so! - Nein, so ist ein Elefant nicht; so ist er, und der König hatte seinen Spaß.

Ebenso, Mönche, sind diese Pilger anderer Schulen blind, augenlos, sehen nicht, was Sinn und Unsinn ist, sehen nicht, was Wahrheit und Unwahrheit ist. Weil sie nicht sehen, was Sinn und Unsinn ist, was Wahrheit und Unwahrheit ist, deshalb sind sie in Streit, Disput, Wortgefechte versunken und verletzten einander dauernd mit scharfen Worten: Das ist die Wahrheit, nicht das, - nein, das ist nicht die Wahrheit: So ist die Wahrheit!

Aus diesem Anlaß tat der Erhabene aus seiner Schau folgenden Ausspruch:

"Daran nun eben hängen sie,
die Pilger oder Geistlichen;
da disputieren, streiten sie,
als Menschen, die nur Teile sehen."

Buddha²⁷

362

²⁷ Palikanon: Ud.VI.4.: Die Blindgeborenen, I: Angehörige verschiedener Schulen (1) (http://www.palikanon.com/khuddaka/udana/ud_6.htm)